Dichter-Nachtwege.

Novelliſtiſche Blätter

von

F. Marlow.

Leipzig.
Ludw. Herm. Wöſenberg.

1839.

Motto:

„Was sich unbedingt als das Trefflichste in der Natur des Menschen zeigt, ist jener unverwüstliche Trieb der Seele zu dichten und zu gestalten, der selbst von dem Mißklang und Widerstreit des Weltlaufs nicht überwunden wird."

Plato im Phädrus.

F
2195

Vorwort.

Es gibt ein Dichten und Denken, das ist nicht von dieser Welt. Oder, damit wir verständlicher reden: die Poesie mit ihren innersten Lebenskeimen, mit ihren tiefsten Geisteswurzeln greift in die Unterwelt, in jenes ahnungsvolle Schatten- und Todtenreich, dem der Geist in seiner Kraft und Herrlichkeit erst die Lebenswärme und vollinnige Lebensblüte einhauchen und anerschaffen muß. Aber wo der Geist ist, da ist Freiheit und wahrhaftige Lebensglut, und wo er ist, da ist die Gottheit; darum thronen die Götter auch in den Schauern der Unterwelt, und ihr Liebesruf ertönt aus Nacht und Tiefe und schlägt an das lauschende Ohr der edlen stillen Menschen, welche die Natur dazu geweiht hat, daß sie im Tode das Leben, in der Nacht das Licht, in dem Grauen der Erdennacht die Seligkeit der heitern Himmelshöhe schauen und verkünden.

Darum gilt jenes allumfassende Auferstehungswort, welches der Heiland der Welt verkündet und besiegelt hat: „daß man niederfahren müsse zur Hölle, um aufzufahren gen Himmel;" es

gilt in seiner ganzen Herrlichkeit auch von der Seele des Dichters.

Wenn aber je zu einer Zeit das wahrhaftige, geheimnißvolle, aber dem alleserforschenden Geiste verständliche Wesen der Poesie verkannt worden ist, so ist es zu dieser Zeit, welche sich als leichtsinnige poetische Gegenwart über den unsterblichen Ruinen einer ewigglänzenden Vergangenheit auferbaut hat. Denn in unseren poetischen Tagen hat sich der Wille von der Kraft, hat sich das Leben von der Erscheinung, hat sich der Geist von dem Wort geschieden, und das dichterische Wort ist zum armen Waisenkind geworden, welches auf dem offnen Markt des Alltagslebens sich sein Stückchen Brot erbettelt. Nach dem Geiste sehnt es sich unter heißen Thränen, die ihm auf sein erbettelles Brot fallen; nach dem Geiste ruft es, das arme verwaiste Kind, der sein Versorger, sein Vater, sein Lebensodem, sein Erhalter war, der nun fortgezogen von ihm und es allein gelassen in der schalen, kalten, freudenlosen Welt; nach dem Geiste schreit es unter tausend Aengsten, wenn die Dämmerung und die Nacht sich auf den Erdkreis senken, und die ewigen Gestirne an der ewigfernen Himmelswölbung heraufziehen. Aber aus Nacht wird Morgen und aus Morgen wird wiederum Abend, und im neuen Abend dunkelt schon die neue Nacht, und der Geist kommt dennoch nicht zu seinem armen Kinde, das, nach ihm unabwendbar sich sehnend, jammert und vergeht in der großen trostverlassnen Welteinöde. —

Aber das Kind, ob es schon verzagt und ver-

geht, ſtirbt doch hin in dem Glauben und in der Hoffnung, daß er einſtmals wiederkommen werde, der große Paraklet der Völker, der heilige Geiſt der Dichtung. In der Weiſſagung verſcheidet das Kind auf dem kahlen Markt- und Sammelplatz der ſocialen Menſchheit, und im Sterben öffnet ſich ihm der Himmel, und es ſchaut im Vorbild der künftigen Tage glänzende Geſtalten.

Eine Zeit erſchaut das ſterbende Kind, wo der Geiſt dem Worte nicht mehr untreu ſein wird; wo die Dichtung ihre heilig-ernſten Lebenswurzeln ergreifen und, in ihrem Daſein neugeboren, das, was war, und das, was ſein wird, wiederſtrahlen wird in ewigen Geſtaltungen. Eine Zeit erſchaut das Kind, wo der Geiſt Gottes bezwungen haben wird alle Dichterſeelen, wo die Spreu geſondert ſein wird von dem Weizen, wo kein Verrath mehr walten wird und kein trügeriſches Spiel des Scheins; eine Zeit, wo dem Scheindichter ſeine goldpapierne Krone abgeriſſen und in den Staub getreten wird, wo man mit der Eitelkeit, die ſich auf den Gaſſen brüſtet, zu Gerichte gehen und an ihren lebenheuchelnden Werken ſie erkennen und verdammen wird. Eine Zukunft erſchaut das Kind, wo die Dichtung wieder zum unantaſtbaren Heiligthum werden, wo ſie ihr ſchales puppenhaftes Flitterkleid, das ihr die Societät umgehangen, abſtreifen und wieder einhergehen wird im hohenprieſterlichen Gewande, dem Zeichen ihrer angeſtammten Würde; eine Zukunft, wo der Dichter als Seher und Schatzgräber wieder in das Mark der Erde dringen, und nicht mehr bei den

Armseligkeiten des Weltlaufs und der Weltverhältnisse und der Weltrichtungen und der Weltzustände, sondern bei dem großen einigen Gedanken der Welt selbst, bei der Natur, der Unendlichen, und bei dem göttlichen Geiste sein wird, der die Seele von allem Erzeugten und dessen allgegenwärtiger Ursprung ist. —

Es wird eine Zeit kommen, wo die Poesie ihrer heutigen Erniedrigung entnommen werden, und wieder eingehen wird zu ihrer Herrlichkeit. Wenn die Dichter in sich gehen, und, vom heillosen Marktgewühl sich abwendend, in der Einsamkeit der Weltbetrachtung, in der Keuschheit der Naturforschung, in der Innigkeit des Aufhorchens auf des Gedankens millionenfache Offenbarungen ihr Heil finden: dann ist diese Zeit nahe.

Es wird eine Zeit kommen, wo man, verehrteste Zeitgenossen, keine Novellen mehr schreiben wird, und keine Romane mehr drucken wird. Vielleicht daß jene Dichtungen, die dann mit Geistesgewalt die Welt durchzittern, auch Romane heißen (denn was handelt es sich um Namen?); aber in diesen Romanen wird sich eine Welt des Denkens, und eine Offenbarung der Menschheit, und eine innere Lebens- und Leidensgeschichte des Individuums entfalten, an deren Möglichkeit selbst diejenigen noch nicht denken, welche sich gegenwärtig für die Weihejünger der Poesie ausgeben.

Was aber in eben dieser gährungsvollen, ahnungsreichen, in der entsetzlichen Unklarheit ihrer Gedanken

und Gefühle ganz zerfließenden Gegenwart denjenigen Gemüthern, die sich von dem Lug und Trug des heutigen Dichtens abzulösen streben, einzig und allein übrig bleibt — ist, daß sie, auf dornenvollem Leidenswege, unerkannt und ungeehrt, einsam und wohl gar verketzert, die Atome sammeln, aus denen dereinst das neue Dichten sich mit Geistesgewalt erzeugen wird; was ihnen, die von der flachen Brut der Tagesschriftler überschrieen werden, übrig bleibt, ist, daß sie den Genius verkünden, der erscheinen wird, und auf die Geburt des Heilands, deren Wann noch kein Geist ergründet, weihevoll hindeuten.

Diese einsamen Geister **dichten noch nicht**, denn das vermögen sie nicht als Propheten künftiger Zeiten; **sie gestalten noch nicht**, denn die Keime des neuen Dichtens sind nur erst als Samenkörner in den Schooß der Mutter Erde gesenkt; **sie erfreuen sich noch nicht an eignen Gebilden**, denn sie selbst tragen noch die Sünde und das Leid der Gegenwart: aber **was sie thun**, ist, daß sie **der Poesie ihre Heimath sichern, und in ihren leidvollen Darstellungen die Dichtung mit dem Gedanken, mit Welt, Natur und Gottheit versöhnen.**

* * *

Ich habe von einer fernen Zukunft geredet. Was ich am Schluß meiner Weissagung von meinem kleinen Büchlein etwa zu sagen habe, wird sich in einer inbrünstigen Bitte erschöpfen, die ich an alle diejeni-

gen richte, welche das Verständniß besitzen: Meine kleine Dichtung ist formlos. Diese böse Eigenschaft verzeihet, Ihr Verständigen! Denn nur Keime des Künftigen sind von dem ernst und redlich Strebenden in ihren Schooß gelegt. Meine Dichtung ist keine Novelle; ein solches zu behaupten wäre Thorheit; meine Dichtung enthält auch keinen Faden der Geschichte: aber sie birgt in ihrem Schooße, das weiß ich, Gedanken und Deutungen und der Forschung heiligsten Ernst. Hierdurch wird sie bei ihrer großen Schwäche dennoch prophetisch.

Möchtet Ihr, Edlere, diese Züge und Regungen nicht verkennen!

Kaum dem Postwagen entstiegen, der ihn zum zweiten Mal auf längere Zeit nach der Residenz geführt hatte, schritt ein junger Mann, den wir **Bruno** nennen wollen, noch im Reiseanzug der entlegenen Wohnung zu, die ein Freund für ihn in Bereitschaft gestellt hatte. Sein Weg führte ihn bei dem Opernhause vorüber, wo eben, bei herannahender Theaterzeit und Kassenöffnung, sich ein Häuflein Menschen vor dem Portal des Eingangs versammelt hatte. Aber die geringfügige Zahl dieser Schaulustigen zeigte, daß es sich heute Abend weder um das Debüt einer Taglioni, noch um einen nagelneuen Tonwirrwar von Meyerbeer, noch um die fabelhaften Geigenphantasieen des scandinavischen Ole Bull handeln würde. Da war keine Legion von Gesichtern, die mit engbrüstig-erwartungsvollen Mienen auf einander hockten, horchend mit allen Nerven und Fibern nach dem ahnungsvollen Glockenschlag: fünf. Da war kein Zittern und Drängen, kein Murren und Stöhnen der aufgeregten Masse zu vernehmen, die beim ersten Erklingen der Thürangeln bereit sein würde, sich um ein Billet die Hälse zu brechen. Hier waren nur zwanzig oder

dreißig, oder höchstens fünfzig beisammen — wie die Schrift sagt — in eines Andern Namen, vielleicht im Namen eines unsterblichen Genius, der heute in „trauriger Eintracht" mit sich selber, in angestammter Stille und flitterloser Herrlichkeit über die Breter schreiten sollte. Da fiel gewiß keinem Vorübergehenden das Gleichniß Göthe's vom Bäckerladen ein, obwohl es wahrscheinlich war, daß heute Abend dem ernstgesammelten Gemüth Brot des ewigen Lebens gereicht werden würde.

Hätte sich die Menge wirklich vor dem Portal des Opernhauses die Hälse gebrochen, so wäre unser Reisender vielleicht vorübergeschritten. So aber blieb er stehen und schaute unwillkürlich nach dem wohlbekannten Pfeiler hin, an welchen man die Theaterzettel zu heften pflegt. Da fand er denn wirklich seine Ahnung auf den ersten Blick bestätigt, denn der Anschlag lautete: Hamlet, Prinz von Dänemark.

„Hamlet, Prinz von Dänemark!" sprach Bruno vor sich hin; — „so empfängt mich denn also gleich beim ersten Eintritt die Poesie, die volle, innige, heilige Poesie mit offnen Liebesarmen, und der Genius blickt mich freundlich-auffordernd an mit seinem großen stillen Gottesauge. Nun, so sei denn dieser Mahnung Folge geleistet! Denn sagt nicht ein deutscher Dichter: „„Dem lieben Gotte weich' nicht aus, find'st du ihn auf dem Weg?"" Ist aber nicht die Poesie selbst auch ein sich offenbarender und fleischgewordner Gott?" —

So kam es denn, daß unser Reisender sich den Wenigen anschloß, die der Eröffnung des Musentempels mit Ruhe entgegenharrten.

Ein ältlicher Herr, der ſich durch die Weiße der Wäſche und durch den Glanz ſeiner ſchweren goldnen Brille auszeichnete und auch ohne dieſe Prädikate für einen höheren Beamten, für einen Gebildeten unter den Hofräthen gelten konnte, redete den neuen Ankömmling an:

„Iſt Ihnen, Verehrter, der junge Mann bekannt, den wir heute in der Titelrolle ſehen werden?"

„Der Herr Walter? Nein. Ich habe ihn niemals erwähnen hören."

„Er ſoll aber des Erwähnens ſehr würdig ſein, wie man ſagt. Ein ganz jugendliches Talent, das nur aus Begeiſterung für den Schwan von Avon den Weg nach der Bühne gefunden. Man ſagt inſonderheit, die tiefſinnige Spekulation, die im Hamlet waltet und brütet, habe das Gemüth des Jünglings ſo mächtig ergriffen, daß er allen ſeinen glänzenden Verbindungen Valet geſagt, ſich in Zwieſpalt mit ſeiner angeſehenen Familie geſetzt, und, aller Mittel beraubt, blos mit der Gabe einer drängenden Innerlichkeit ausgerüſtet, ſich bei einer untergeordneten Bühne ein Engagement geſucht habe. Nun hat er, wie man erzählt, ſeine erſte Kunſtreiſe angetreten, zuvor aber ſich ſelbſt den heiligen Schwur abgelegt, nie in einem andern Drama außer den Shakſpeare'ſchen aufzutreten. Dieſer heutige Hamlet iſt ſein erſtes Debüt." —

„Ein ſolcher Entſchluß iſt tief und romantiſch genug für die flache Gewöhnlichkeit unſrer modernen Kunſtepoche" — bemerkte Bruno. —

Der vermeintliche Hofrath ſchien dieſe Rede ſehr

zu billigen und geneigt zu sein, das Gespräch weiter fortzuspinnen; — da dröhnte die Mittelthür des Portals, die hölzernen Riegel wurden von innen zurückgeworfen, und schon drangen die Vorderen der versammelten Shakspearefreunde zu der geöffneten Bresche ein.

Von dem Einlaß in's Haus bis zum Aufrollen des Vorhangs ist immer eine langweilige Theaterstunde. Für Bruno, den wir auf einem der Stehplätze des Parquets wiederfinden, war sie es diesmal nicht. Er gedachte der vergangenen Zeit, der vorigen Abende, die ihm oftmals in gar verschiedener Stimmung und Erwartung innerhalb dieser weiten Räume verstrichen waren. Seit dem letzten dieser Abende waren zwei inhaltvolle Jahre verflossen. Mannigfache, die Bildungsepoche jedes strebenden Jünglings bezeichnende Schmerzen hatten inzwischen sein Gemüth heimgesucht; äußeres Unglück hatte ihn betroffen, und noch jetzt wogten und wallten die letzten Schatten dieser trüben Ereignisse in seiner Seele. Aber in dem alten Opernhause, das in seinen weiten Hallen über 5000 Menschen mit ihren fünfmal fünftausendfachen Leiden zu fassen vermag, sah es noch ganz aus wie früher. Die lange seidne Gardine der königlichen Loge, hinter welcher das ernst-freundliche Gesicht des allgeehrten Monarchen hervorzulauschen pflegte, zeigte noch ganz denselben Faltenwurf wie vormals. Auch der rothe Lehnsessel, für den Dienst einer liebenswürdigen Fürstin bestimmt, nahm seine alte Stelle ein. Hinter dem engen Gitterwerk der beiden düsteren Souterrainlogen wankten wie früher einige unerkennbare Gestalten, gleich gebannten Geistern in ihren Gefängnissen. Die

alten neun Muſen auch blickten noch im heiteren Farbenkoſtüme von dem vorderen Platfond auf das Orcheſter herab, und in den weiten Räumen des etwas zu dämmerungsvollen Parterre miſchte ſich, wie ſonſt, Weibliches dem Männlichen; eine Sitte und Eigenthümlichkeit dieſes Thalientempels, von welcher die Eiferer behaupteten, daß ſie nicht ſelten zur Unſitte führe. So war denn Alles noch beim Alten in dieſem gewaltigen Kunſthauſe, und ſo kam es denn, daß die Erinnerung, getragen von dieſen unverändert gebliebenen Zuſtänden, in der Seele des eben Wiedergekehrten ihren traumhaften Zauber recht gewaltig ausübte. Hier war es ja, wo er einſt, aus dem Hörſaal eines tiefſinnigen Philoſophen, ſeines väterlichen Freundes, kommend, deſſen weihevolle Worte über die Weltgeſchichte und ihre Gottesoffenbarung noch in ſeinen Ohren klangen — auf ſchmalem Seitenbänkchen ſeine Studentenmappe, welche die philoſophiſche Weisheit in halb unleſerlichen Chiffern barg, niederlegte und ſich auf dieſen Bruchſtücken aus der Weltanſchauung der Indier und Chineſen niederließ, um ſich nach ſo vielem Denken an den fabelhaften Melodieen der „Zauberflöte" zu ergötzen, an den hohenprieſterlichen Baßtönen Saraſtro's, an den zagenden Sopranklängen Paminens, an dem kecken Tenorübermuth des ganz verliebten Tamino, an Papageno's hausbackner Unſchuld und an den unartikulirten Lauten des baumlangen Prieſters, den der Opernregiſſeur im Zorne zum Sprecher unter den Geweihten ernannt hatte. Hier war es, wo die abgrundtiefe Poſaunenintroduktion des „O Iſis und Oſiris" ſeine ganze ahnungsvolle Jünglingsſeele erſchreckte, daß ihm dieſe tiefen, ge-

heimnißvollen Klänge selbst wie Embryonen von Weltgedanken bedünkten, die nur erst durch die Sprache der Musik sich dem Herzen offenbarten; daß ihm die fernen Pyramiden auf dem Hintergrunde der Dekoration wie abenteuerlich-sinnende Braminen erschienen, und die grünen Palmbäume mit ihren Riesenblättern ihm wie der grüne Baum der Poesie selbst gemahnten, deren dunkelblühende Lotosphantasieen auf der weißen bewegten Fläche jener Brahmaweisheit oben aufschwammen. Hier war es, wo ihm — in solch' seltsames Träumen vertieft — sein tiefsinniger Lehrer und Philosoph selbst wie ein im Sonnenglanz der Weisheit leuchtender Sarastro erschien, und es ihm klar ward, daß er selbst, wie Tamino, werde den heißen Weg durch die Grüfte und Heiligthume wandeln müssen, um nach vielen Schauern und Prüfungen des Lichtes theilhaftig zu werden, das von der in's dunkle Symbol gehüllten Brahmaoffenbarung ausströmt. Hier war es auch, wo er manchmal vor herzlichem harmlosen Lachen herzlich geweint hatte, wenn einmal der lustige Geist eines gemüthlichen Lustspiels — als ein so seltner Gast wie die Tragödie selber — über die Bühne zog und scherzte, und der sinnreiche Mann, der in dem Lustspiel den deutschen Humor spielte, so recht sich in seinem Humor befand. Hier war es, wo er sich so manche Viertelstunde schwer geärgert hatte, wenn irgend ein hölzerner Tyrann „in Herkliessens Natur" seine Leidenschaft so recht in Fetzen zerriß, daß die Lumpen davon in das Parquet und Parterre flogen, und nun der blecherne Wütherich, der sich auf seine dicken Beine so viel zu gute that, damit endigte, daß jeder Zoll an

ihm ein Narr war. Hier war es auch, wo er so manches reiche Künstlertalent, das mit bestem Streben geboren war, so recht innig bemitleidet hatte, wenn er es unwillig schwitzen sah, um seine bessere Einsicht in das Bretterpathos der modernen Tragödie hineinzuzwängen; wenn er sah, wie dies bessere Talent im Darstellen solcher Misere an sich selber irre werden und so krüppelhaft erscheinen mußte, wie der dichtselige Poet selber. Hier war es endlich, wo der junge Mann an einem unwirthlichen Novemberabend in einer einsamen Loge des gar öden Hauses ein so schönes Mädchen erblickt hatte, wie nie zuvor in seinen Träumen lebte, aber auch nur erblickt hatte ein einziges, einziges Mal aus der düstern Ferne der Theaterperspektive; denn es fügte sich, daß dasselbe schöne Mädchen, die Krone der Residenz, drei Tage darauf am Scharlachfieber sterben mußte, welches sie sich auf einem Ball beim **schen Gesandten zugezogen. Hier war es — — ach ja wohl hier war so Manches, so Vieles erlebt worden, was nun als düstre Seelenbilder, Schulter an Schulter gedrängt, in der Erinnerung unsres Ankömmlings aufstieg und sein Gemüth gar eigen bewegte. Und dort in jener Ecke zeigte sich auch dieselbe Loge, aus welcher der dunkle Lockenkopf der reizenden Arabella an jenem Abend geschaut hatte. — — Diese Loge war jetzt aber ganz leer.

Unter solchen Träumen und Betrachtungen verstrich unserm Bruno die Vorstunde der Vorstellung schnell. Nun war auch, zur Freude der Musikverständigen, die dünne Sinfonie geendigt; das gellende Glöckchen ward geläutet, und der Vorhang rollte empor. Es wehte

„grimmkalt" von der Bühne in das leere Haus herüber, und Bernardo, Marcellus ſtanden, ſich vor Froſt ſchüttelnd, auf ihren Poſten. Horatio trat auf mit hinreichendem Anſtand und ward über die nächtliche Erſcheinung des Heldengeſpenſtes belehrt. Jetzt erſchien der Geiſt des alten Dänenkönigs ſelbſt, ein Geiſt, der nicht ganz ohne Unbeholfenheit ſchritt und geſtikulirte, aber durch das Medium dieſes plumpen Theatergeiſtes ſelbſt blickte dennoch die Hoheit Shakſpeare'ſcher Dichtung. Es hauchte die Zuſchauer an wie Grabeshauch, wie Kirchhofseinöde, wie Element des Nichtſeins und der Vergänglichkeit, in welchem ſich die hohle Pracht des falſchen Königthums abſpiegelt, und in welchem ſie endlich zu Grunde geht. So wie der Geiſt erſcheint, iſt der Zuſchauer gleich auf ächtem Shakſpeareboden, und die grauenvolle Ironie der Dichtung ſchreitet ſchon prophetiſch an ihm vorüber, ihn mit ihrem Geiſterſtab berührend. Noch iſt aber der ironiſche, der in der Skepſis ſeiner eignen großen Weltgedanken ſich zerſtörende Held ſelbſt nicht erſchienen.

Jetzt erſchien er in ſeiner ſchwarzen Trauertracht, mit dem blendend weißen Spitzenkragen und der Kette über der Bruſt, mit herabgeſenktem Blick, mit der gebeugten Haltung, aus welcher doch die Königswürde blickt; ein ſtiller, von Gedanken zerfleiſchter, und doch königlicher Träumer. Aber mehr noch nicht; denn was Mehres ihm zuſtößt, das geſchieht erſt durch die Erſcheinung und die Eröffnung ſeines Heldenvaters.

Bruno's Blicke ruhten mit Neugier und Theilnahme auf dem jungen Schauſpieler. Die letztere ward gerechtfertigt durch deſſen erſten Auftritt. Es war freilich kein

blondlockiger Hamlet, etwas fett von Figur, wie Göthe ihn will; es war vielmehr ein ſchlank und ſchön gewachſener Dänenprinz, mit braunem Haar, deſſen Haltung und Wuchs nicht vermuthen ließen, er werde beim Fechten mit Laertes allzuſehr ſchwitzen. Aber in dieſer wahrhaft edlen Haltung, in dieſem dunkelblitzenden halbgeſchloſſenem Auge, in dieſen maßvollen Bewegungen mit Arm und Hand, in der ſchönen ebenmäßigen Form dieſes Geſichts, in der beſonnenen Deklamation, die eher ſich der recitirenden Weiſe näherte, vor Allem aber in dem feinen und nur erſt leicht darüber hingehauchten Anſtrich von Melancholie, für welche noch die wahre Bedeutung und Veranlaſſung fehlt, die dann erſt hervorbrechen, wenn der Geiſt ſeine Botſchaft von dem „höchſtſchnöden Mord" verkündet hat — in all dieſen Nüancirungen und Eigenſchaften zuſammengenommen, die der jugendliche Darſteller ſehr geſchickt in die erſten Momente ſeines Auftretens zuſammenzufaſſen wußte, bekundete es ſich, daß hier ein mehr als gewöhnliches Verſtändniß des Dichters vorhanden war. Von Minute zu Minute ſteigerte ſich Bruno's Intereſſe an dieſem jungen Hamlet, der ſchwerlich über 23 Jahre zählen konnte; denn er ſelbſt hatte ſich vielfältig in Shakſpeare's Dichtweiſe vertieft, hatte lange und heiß über den Geſtalten dieſes höchſtweihevollen Genius ſtudirt und namentlich das ſelbſtbewußteſte Werk dieſes Genius, die Hamlettragödie, zum Gegenſtand ſeiner unermüdlichen poetiſchen Forſchungen gemacht. Nun ſah er dieſen ſeinen Hamlet, den innigſten Liebling ſeines eignen Denkens und Dichtens, von dem jungen Walter, wenn anders der junge Menſch

wirklich so hieß, eben so, gerade eben so darstellen, wie ihm selber die wahre Form der Darstellung dieses poetischen Charakters zu aller Zeit vorgeschwebt hatte. Er sah seine eigne Anschauung von Hamlet's Charakter durch den unbekannten Künstler bis auf's Kleinste aufgenommen und wiedergegeben, und jeder Schritt, den der Letztere in seiner Darstellung weiter ging, überzeugte ihn mehr von der Gleichartigkeit ihres Verständnisses. Es war Bruno zu Muthe, als stünde er selbst unsichtbar hinter dem Darsteller und hauchte ihm seine Anschauungen ein, die dieser augenblicklich in die gediegenste Darstellung zu verwandeln wußte. Als der inhaltschwere Monolog, wo im grauenvollen öden Zweifel zwischen Sein und Nichtsein eine hohe Seele ihres Vorsatzes und ihrer That verlustig geht, wo in diesem schnöden Zweifelselement, in dieser kranken Skepsis des Gedankens gleichsam das Drama selbst verscheidet, wo die schwere, mühselige, den Geist aufzehrende Betrachtung sich wie ein Sterbekleid um die schönen Glieder dieses auserwählten Geistes legt, wo das Erdenleben als unerträgliche Lebensbürde, als schales unerquickliches Elend und doch zugleich als unabwerfbare zähe Fessel erscheint — als dieser von unheimlicher Gedankenzähheit, von trüber Betrachtungstiefe ganz erfüllte Monolog gesprochen war, da ward es unter den Zuschauern ganz andächtig still und lauschend, und Bruno, der mit allen Nerven seiner Seele auf die Darstellung achtete, fühlte es im Innersten, daß so und nicht anders Hamlet's Empfinden und Denken wiedergegeben werden müsse, und daß dies die allein wahre und vollständige Darlegung

ſeiner eigenen Hamletgedanken ſei. Er geſtand ſich, daß unter allen bekannten Künſtlern, die er in dieſer ſchwierigſten aller Rollen geſehen, kein einziger in dieſem Maße ſeiner poetiſchen Ueberzeugung entſprochen habe, wie der junge Walter. Nur einen, den größten, den genialſten und ſchöpferiſchſten aller modernen Bühnenkünſtler, hatte er leider in Hamlet's Rolle nicht geſehen; aber dieſer geniale Mann, in deſſen hohen Sinn allein ein tiefſtes Shakſpeareverſtändniß gelegt war, dieſer gedankenblitzende Ludwig, der als Richard und Lear ſeinen zerbrechlichen Leib durch den lichten Geiſt der poetiſchen Reproduktion zu bändigen verſtand — dieſer Mann, über deſſen frühem Grabe nun die Geiſter Shakſpeare'ſcher Helden trauern, kam dem innerſt aufgeregten Bruno bei jeder neuen Stelle, die der junge Walter recitirte, in's Gedächtniß. So hätte wohl der Meiſter Ludwig ſelber ſeinen Hamlet gezeichnet, wäre er noch in der Blüthe ſeiner Kraft und ſeines Strebens geweſen. Aber dieſer gewaltige Meiſter war ja nur ein Schatten ſeiner alten Größe. —

Der Vorhang war bereits zum vierten Male gefallen. Die gewaltſam hereinbrechende Schlußkataſtrophe, der „Mord ſo vieler Fürſten" und das Ende der mächtigen Hamletsdynaſtie, waren genugſam vorbereitet. Die ſüße Ophelia hatte ihr feuchtes Grab gefunden, der Narr Polonius ſtörte nicht mehr die tieftraurige Betrachtung durch ſeine umſtändlichen Weisheitsſprüche; Laertes und der tückiſche Lumpenkönig hatten bereits ihren grauſamen Verrath geſponnen. Die Zuſchauer alle lebten und athmeten in der großartigen Einheit der Shakſpearedich-

tung und ein leiſes Flüſtern in der Verſammlung drückte einſtimmig die Anerkennung aus, daß die tiefpoetiſche Geſtalt des Dänenprinzen ſelbſt noch nie einen würdigeren Darſteller gefunden, als dieſen heutigen, den jugendlichen Walter. Ein eigenthümlicher Genius ſchien dieſem jungen Mimen einzuwohnen, ein Geiſt, der mächtig auf das ganze verſammelte Publikum herüberwirkte. Es war unter dieſem Niemand, der an ein Kritiſiren, an ein Beſprechen im beurtheilenden Sinne dieſes Hamletdarſtellers gedacht hätte; ſondern Alle waren wie unmittelbar ergriffen von dem gewaltigen Einverſtändniß des Dichters und des Künſtlers, das hier auf ganz ahnungsvolle Weiſe herrſchte, und was ſie einander flüſternd mittheilten, war eben nur der Ausdruck dieſes innigſten Ergriffenſeins.

In dem letzten Zwiſchenakt näherte ſich ein Mann dem in tiefe geiſtige Erwägung verſunkenen Bruno und legte ihm leiſe die Hand auf die Schulter. Es war jener Man mit dem beamtlichen Ausſehen, der ihn ſchon vor Eröffnung des Hauſes begrüßt hatte. Bruno war faſt erſtaunt über die Veränderung, die inzwiſchen auf dem Geſicht dieſes vermeintlichen Hofraths vorgegangen war. Dieſer Vermeintliche ſah nicht mehr aus wie ein gewöhnlicher Philiſter, der das Schöne wie das Mittelmäßige in aufregungsloſer Ruhe hinnimmt; er ſah aus nun wie ein Mann, der die Begeiſterung in ſeinem Gemüthe würdig zu empfangen verſteht, und in welchem der Geiſt nur ſo lange ſchlummert, bis ein Proſpero erſcheint, ihn zu beſchwören und lebendig zu machen. Und dieſen Beſchwörungs- und Auferweckungsakt hatte

er ſicher jetzt erlebt. Man ſah, wie der Geiſt Shakſpeare's in ſeinem Innern brütete, gleich dem Geiſt Gottes über den uranfänglichen Waſſern, und wie der Ausdruck dieſes Hingeriſſenſeins auf ſeinem Geſicht glühte, in ſeinen großen, blauen, gutmüthigen Augen funkelte. „Welch' eine Darſtellung iſt dies!" — ſprach er mit mühſam gedämpfter Stimme zu den erſtaunten Bruno — „wahrlich eine Darſtellung, wie ich nie eine gleiche ſah! O ihr berühmten und von eitlem Selbſtdünkel überſtrotzenden gefeierten Hamlets unſrer Tage, bei dieſem Hamlet geht in die Schule und lernet von ihm, wie man Shakſpeare verſteht und auslegt! O ich möchte wohl der Rhapſode ſein, der ſchnell wie der Blitz wieder dieſer Darſtellung Schönheit dem harthörigen Publikum auszulegen vermöchte, ſo wie uns der Genius dieſes Jünglings die unvergleichliche Schönheit Shakſpeare'ſcher Dichtung auslegt! Ja, ich geſtehe es, mein Inneres bebt vor Freude und Erwartung, wie er nun die Ironie ſeiner ganz einzigen Weltbetrachtung in der eben ſo einzigen Todtengräberſcene entfalten wird. Nicht um ein Königreich, mein Herr, möchte ich in dieſem Augenblick dieſen meinen Platz verlaſſen." — „Ein wunderbarer Darſteller!" entgegnete Bruno; „es geht mir wie Ihnen, mein ganzes innerſtes Selbſt finde ich in ihm wieder. Eine feurige und doch ſelbſtbewußte Genialität, wie ich ſie nur einem einzigen Bühnenkünſtler zugetraut hätte.

„Es gibt keinen, der ihm gleicht, ſo jung er noch iſt. Ich glaube nun Alles, was das Gerücht von dieſem Walter ſagt. Shakſpeare! das iſt die große, gewaltige, lichtklare Idee, die ihn ganz durchleuchtet und

durchzittert. Er hat keinen andern Gedanken als diesen, und sein Spiel zeigt, daß er nur diesen darstellt. Schon der Entschluß ist tiefpoetisch: sich blos und einzig zum Träger Shakspeare'scher Poesie zu machen, alles Andere aber abzuweisen. Aber bemerken Sie auch, wie gewaltig die Rolle seinen physischen Menschen angreift? Hörten Sie, wie seine Stimme zitterte und fast brach in der Gottesgerichtsscene zwischen Hamlet und seiner Mutter? wie er seinen Genius da stachelte und spornte, damit er die brechende Hülle aufrecht halte?"

„Und that denn dies nicht unser Meister Ludwig auch, wenn sein Geist in höchsten künstlerischen Weihemomenten mit dem schwächlichen Körper rang?" —

„Wohl that er es, der theure Mann, der unvergeßliche, dessen Schattenbild wir nur noch besitzen; aber als Hamlet sah ich ihn nie, ich weiß auch nicht, ob er ihn je gespielt. Hat er es, so konnte er diesen Jüngling nicht übertreffen. Das ist meine feste Ueberzeugung." —

Der begeisterte Hofrath plauderte noch Manches der Art; Bruno aber war auf eine so innerliche Weise ergriffen, daß er die Zwischenstunde der Erwartung lieber mit Schweigen ausgefüllt hätte. Er zehrte so innig und heimlich an dem, was er geschaut und gehört hatte, daß er die Aeußerung seiner Empfindungen und Betrachtungen eher scheute, als suchte. Er ehrte die Begeisterung seines Begleiters, allein er konnte sie in dieser Form nicht theilen.

Dieser letzte Zwischenakt währte übrigens ungewöhnlich lange. Hatte vielleicht den jungen Schauspieler seine von innerlichen Fermenten ganz erfüllte Rolle physisch so

angegriffen, daß er Zeit haben mußte, seine Kräfte wieder zu sammeln? War ihm vielleicht gar in Folge der mächtigen Aufregung ein wirkliches Uebelbefinden zugestoßen? Bruno, sich dieser Vermuthung hingebend, bangte vor der Möglichkeit, daß diese so durch und durch geistige Darstellung unvollendet bleiben möchte.

Endlich nach langem Warten rollte der Vorhang auf. Die Scene war nun der Kirchhof. Die beiden Clowns als Todtengräber begannen unter Schaufeln ihre Unterhaltung vom christlichen Begräbniß. Bruno war erfreut zu sehen, daß der erste Todtengräber diesmal von einem würdigen Akteur gespielt ward, und nicht von einem solchen Fatznarren, wie es auf manchen Bühnen geschieht, von einem „öden Schuft," mit dem es aus ist, wenn man nicht über seine Späße lacht. Der erste Clown machte diesmal seine Sache gut; seine gemeine Ironie wirkte vortrefflich. Er trällerte seine Liedchen mit so gutem Humor, daß auch der Ernst- und Feierlichgestimmte sich befriedigen konnte. Nun erschien Hamlet mit Horatio.

Beim ersten Blick auf die Gestalt des auftretenden Hamlet bemerkte man an demjenigen, der den edlen Prinzen für diesen Abend repräsentirte, eine auffallende Veränderung. Der enthusiastische Hofrath hatte ganz richtig bemerkt, daß in den früheren Akten mit dem Fortschreiten der innern Leidenschaft auch die physische Kraft des Darstellers augenscheinlich gesunken war; daß er sich in den höchstleidenschaftlichen Momenten mühsam zur körperlichen Haltung und Energie aufringen mußte. So war der junge Mann bei jener bittern Stelle:

Ich weiß nicht,
Weswegen ich noch lebe, um zu sagen:
„Dies muß geschehn.“

auf nur dem feinern Gefühl merkliche Weise beinahe unter diesen seinen Worten zusammengebrochen. Und bei jener schneidenden Ironie, die den höchsten sittlichen Vorwurf des Sohnes gegen die Mutter in sich schließt:

Laßt den gedunsnen König Euch in's Bett
Von neuem locken, in die Wangen Euch
Muthwillig kneifen, Euch sein Mäuschen nennen,
Und für ein Paar verbuhlte Küss', ein Spielen
In Eurem Nacken mit verdammten Fingern
Bringt diesen ganzen Handel an den Tag — —

schien es, als ob die Grundvesten seines Körperbaus bis zum kraftlosen Niedersinken erschüttert würden. Bei seinem Abtreten malte sich in jeder Bewegung der außerordentliche Sturm der leidenschaftlichen Erregung, der in seinem Innern brauste.

Nun aber, als vor diesem ganz durchschütterten Hamlet der Vorhang zum letzten Mal aufrollte und er mit der Ironie des wahrhaftigen Gedankenernstes in Begleitung des zuverläßigen treuen Horatio auf dem Kirchhof erschien, wo die abgestumpften Clowns mit Schädeln Kegel spielen und unter Liedergeträller und Branntweintrinken das Grab machen für die höchstreizende Ophelia; nun, am Eingang dieses fünften Aufzugs, der das ganze erschütternde Gemälde dumpf und feierlich beschließen soll mit dem „Rest des Schweigens“ — nun gewahrte man an dem jungen Darsteller des Hamlet nicht die geringste Spur mehr von jener ersten gewaltigen

Aufregung. Auf seinem höchstruhigen Gesicht thronte zwar alle Würde des Ernstes, alle Macht der Ironie, alle Skepsis der Weltbetrachtung, die in dieser wunderbaren Scene so mächtig hervortreten; es thronte zwar auf diesem Walter-Hamletgesicht jene trostlose Einödenhaftigkeit des in atomistischer Zerlegung aller Weltelemente sich ergötzenden Denkens in ihrer ganzen Größe — aber die Leidenschaft war dafür auch gänzlich entwichen. Der Dänenprinz trat auf wie ein Mann, der nun im ironischen Denken und Zweifeln die verlorne That, deren Verlust ihn so unglücklich macht, wiedergewonnen hat; wie ein Mann, der die Fieberschauer des halbverstellten Wahnsinns abgeschüttelt; wie ein Mann, den die zähe Ausdauer seines bleichsüchtigen Gedankens selbst beruhigt und gereift hat. So erschien dieser Hamlet, eine in sich ganz vollendete, abgeschlossene, ruhig den Ausgang erwartende und ihn leise vorahnende Gestalt, eine verklärte Hamletgestalt; denn kurz vor seinem Hinweggange aus dem „faden und unersprießlichen" Irdischen erscheint der gedankenvolle Mensch immer als ein Verklärter. Dies ist die Vorglorie, der vorleuchtende Heiligenschein des Sterbens.

Ein auf dem Kirchhof so erscheinender Hamlet konnte den mächtigsten Eindruck auf das versammelte Publikum nicht verfehlen. So empfing denn den jungen Walter, da er mit Horatio langsam aus dem Hintergrund in die vordere Scene trat, ein lauter Beifallssturm der Versammlung, bevor er noch die Worte gesprochen: „Hat dieser Kerl kein Gefühl für sein Geschäft? Er gräbt ein Grab und singt dazu!" Und hierin

zeigte ſich wieder die urſprünglich und unmittelbar gewaltige Wirkung des Shakſpeare'ſchen Genius. —

Eine mächtiger ergreifende Scene wie dieſe gibt es in keinem andern Trauerſpiel, ſei es geſchrieben in welcher Sprache es wolle; denn in dieſer Scene erſcheint das Dramatiſche bis zur wahren Hoheit des philoſophiſchen (oder warum nicht auch des poetiſchen?) Gedankens erhoben. Und der Träger, der Rhapſode, die Memnonsſäule dieſes reinen, gotteinigen und weltinnigen Gedankens iſt eben Hamlet, dieſer Dänenprinz, den die unerträgliche Bürde des Weltlaufs mit dem Schein von Wahnſinn überkleidet hat. Und Horatio, der treue biedre Freund, iſt das Echo dieſes erſcheinenden Denkens, ſeine weichere Nebenform, der Gegenton, der nichts beſagt, als daß der erſte Ton verſtanden iſt. Aber auch ein Gegenton, der wieder in der eignen Ironie des Verſtändniſſes den Gedanken weiter führt. Und nun, wenn dieſer innerlich höchſt energiſche Gedanke mit den niedrigſten und höchſten Objecten ſpielt wie mit einem ganz unbedingten Beſitz, wie mit einem ganz unbegrenzten Eigenthum, und, ſeiner allmächtigen Skepſis, zugleich aber ſeiner vollen Allgemeinheit ſich bewußt, den eignen titanenhaften Gedankenübermuth, der alles Gegenſtändliche nur als ſein Spielwerk betrachtet, ſo weit treibt, daß er ſelbſt ſein höchſtes tragiſches Leid zum Spielwerk, zum Wortſpiel und zur Rodomontade macht; wenn aber wiederum durch dies unendlich verletzende Wortſpiel ſich der reine Geiſt ächter Empfindung, wahrhaftigen Todesleids hindurchdrängt und aus dem unerſprießlichen Elend der Weltenſkepſis als eine heimliche, duftige, heilige Lotos-

blume emporblüht — dann, ja dann tritt jenes höchste tragiſche Pathos ein, wie wir es in der ganz unerreichbaren Scene zwiſchen Hamlet und Laertes an Opheliens Grabe erkennen. Eine Scene voll ſo unterirdiſchen tiefen Glanzes hat kein anderes Drama in der Welt aufzuzeigen. Sie iſt das wahre Eden dieſes Hamletparadieſes.

Und ſo hatte der junge Held dieſes Theaterabends dieſe Scene und ihre Charaktere begriffen. Denn wie nun die Prieſter in Proceſſion mit der Leiche Opheliens kamen, gefolgt von Laertes und den Leidtragenden allen, dem böſen Lumpenkönig mit ſeiner Lumpenkönigin; wie nun der heftig aufwallende Bruder Laertes in die Doppelfrage: „Was für Gebräuche ſonſt?“ ſeine ganze Befürchtung und ſeine ganze ingrimmige Bruderſorge legte; wie er mit gewaltiger Weltgerichtsſtimme dem harten Prieſter, der der reizenden Ophelia

nur ihren Mädchenkranz
Und das Beſtreu'n mit jungfräulichen Blumen,
Geläut' und Grabſtätt'

gönnen will, die vernichtenden Worte in die Ohren donnert:

Ich ſag' dir, harter Prieſter,
Ein Engel am Thron wird meine Schweſter ſein,
Derweil du heulend liegſt; —

wie nun Hamlet, der zur Beſinnung auf die Thatſache ſich ſammelnde Prinz, die eiskalten ſchleichenden Worte ruft:

Was? Die ſchöne Ophelia?

da legte der heutige Darſteller in dieſe monotone ſchleichende Frage eine ganze Welt voll glorreicher Empfindung, und es war, als ob er mit dieſer Frage ſeiner ganzen erzumpanzerten Skepſis den Gnadenſtoß verſetzen wollte. Aber auch dieſe in's Mark von allen Seelen ſchauernde Frage bildete noch nicht den Gipfelpunkt ſeiner heutigen Darſtellung. Dieſer höchſte Glanz erſchien vielmehr in der nun folgenden, mit allen andern unvergleichlichen Scene, welche die armſelige Königin, die ſchuldbefleckte, Blumen ſtreuende eröffnet:

Der Süßen Süßes, lebe wohl! — Ich hoffte,
Du ſollteſt meines Hamlet's Gattin ſein.
Dein Brautbett dacht' ich, ſüßes Kind, zu ſchmücken,
Nicht zu beſtreu'n dein Grab.

Und nun der von der Elegie des Beweinens zum höchſten Ingrimm des Schmerzes überſpringende Laertes:

O dreifach Wehe
Treff' zehnmal dreifach das verfluchte Haupt,
Deß Unthat deiner ſinnigen Vernunft
Dich hat beraubt! Laßt noch die Erde weg,
Bis ich ſie nochmals in die Arme faſſe!
(Springt in das Grab.)
Nun häuft den Staub auf Lebende und Todte,
Bis ihr die Fläche habt zum Berg gemacht,
Hoch über Pelion und das blaue Haupt
Des wolkigen Olympos!

Da nun, da, wo in höchſten Schmerzensausdrücken die Schmerzensempfindung ſich überbietet, wo die heftig brauſende Bruderliebe mit der geliebteſten Schweſter lebendig beſtattet werden und wolkige Bergeshöhen auf ſich thürmen laſſen will, da, in dieſer ergreifenden

Situation trat Hamlet hervor, mit der ganzen vollen Stärke ſeines weit überlegenen Geiſtes dem tobenden Laertes nicht blos die Palme der Einſicht, auch die Palme des tiefen Wehes abringend. Er trat hervor dieſer Hamlet; tiefes, aber ruhiges Feuer brannte ihm auf Stirn und Wangen; es war das Feuer des Gedankens, nicht der Leidenſchaft. So ſprach er die vom Lebenshauch tiefſinnigſter Schmerzensparodie durchdrungenen Worte:

Wer iſt der, deſſen Gram
So voll Emphaſe klagt? Deß Spruch des Wehs
Der Sterne Lauf beſchwöret und macht ſie ſtillſteh'n
Wie ſchreckbefang'ne Hörer? Dies bin ich,
Hamlet der Däne.

Und ſo ſprang er nach in das Grab, als ſei er deſſen einziger rechtmäßiger Beſitzer, und in ſeiner Anrede an den mit ihm ringenden Laertes malte ſich der volle ironiſche Ingrimm des Verzweifelten, der ſeine Schuld höher angerechnet ſieht, als ſein Leiden:

Du betreſt ſchlecht.
Ich bitt' dich, laß die Hand von meiner Gurgel:
Denn ob ich ſchon nicht jäh und heftig bin,
So iſt doch was Gefährliches in mir,
Das ich zu ſchon'n dir rathe. Weg die Hand!

Aber dieſer von tiefſter Ironie geſchwängerte Schmerzensingrimm wich auf einen Moment der jählings, gleich einem ſpiegelhellen Niagarakatarakt, unaufhaltbar hervorſtürzenden reinſten Liebesempfindung:

Ich liebt' Ophelien; vierzigtauſend Brüder
Mit ihrem ganzen Maß von Liebe hätten
Nicht meine Summ' erreicht. Was willſt du für ſie thun? —

Flammenworte der brünstigsten Neigung, auf welche der fade schlotterichte König nichts zu sagen weiß als: „Er ist verrückt, Laertes.“

Nun, da Laertes nichts erwiedert, stand der von Liebeserinnerung und Gedankenironie widerspruchsvoll hin und hergerissene Dänenprinz eine kleine Weile still, wie lauschend, mit festem starren Blick auf Laertes. Dann aber nach sekundenlanger Pause erhob er seine Stimme zu einer nie zuvor erreichten Kraft, die sich in einer wahren Donnerharmonie bis zum Ende steigerte, rufend:

Beim Element, sag', was du thun willst!
Willst weinen? fechten? fasten? dich zerreißen?
Willst Essig trinken? Krokodile essen?
Ich thu's. — Kommst du zu winseln her?
Springst, um mir Trotz zu bieten, in ihr Grab?
Laß dich mit ihr begraben; ich will's auch.
Und schwatzest du von Bergen, laß auf uns
Millionen Hufen werfen, bis der Aether,
Die Scheitel an der glühenden Zone sengend,
Den Ossa macht zur Warze. Prahlst du groß,
Ich kann's so gut wie du. — —

Alle Zuschauer waren hingerissen von der Pracht der Deklamation, von der erschütternden, fast zerstörenden Kraft und Wahrheit, womit der Künstler diese Rede ausströmte. In den Augen des Shakspearebegeisterten Hofraths glänzten Thränen des Gefühls und des innigen Verständnisses. Er drückte Bruno die Hand, dessen Inneres ganz von Schauern der Bewunderung erfüllt war. Der Letztere ahnete nicht, wie nahe der Augenblick war, wo sein vom Flügelschlag der ächten Dichtung ganz aufgeregtes Gemüth von einer andern, sein eigenstes Herz

berührenden Erſcheinung getroffen werden ſollte, einer Erſcheinung, in welcher ſich auf geheimnißvoll-beſtrickende Weiſe die ferne Erinnerung wieder zur neuen Gegenwart umgeſtaltete.

Bruno hatte, von eben dieſem poetiſchen Geiſt der Erinnerung unwillkürlich geleitet, an dieſem Abend gar oft, und namentlich bei den vorzüglich ergreifenden Stellen, nach jener entlegneren Theaterloge hingeſchaut, wo er einſt an jenem unvergeßlichen Abend Arabellens, der frühvollendeten himmliſchreizenden Jungfrau, Geſtalt erblickt hatte. Es war ihm, wenn, von der Energie der Darſtellung gehoben, ein recht großer Lichtgedanke Shakſpeare's in ihm wiederblitzte, als müſſe er in jener Loge etwas ſuchen, was mit dieſer Poeſie ſeines Herzens in der engſten Verbindung ſtand. Es war, als müſſe von dem Plätzchen ſelbſt, wo die Schönſte damals geſeſſen, ein neuer, noch erquickenderer Wiederſchein auf ihn zurückfallen. Immer jedoch, wenn er einen Blick nach jenem Plätzchen ſandte, fand er daſſelbe leer; keine Seele war an dieſem Abend in jener für ihn denkwürdigen Loge. Es war, als ſei ſie verwaiſ't nach ihrem Hinſcheiden. Die ſchöne Erinnerung ward immer düſtrer und verbleichender. Aber wie nun Hamlet nach jener kraftvollen Stelle, wo er den Oſſa zur Warze macht, wieder in die proſaiſche Klugheit ſeines kalten verſtellten Wahnſinns einlenkte; wie er den verblüfften Laertes nun mit der naiven Ruhe des Irrſinns fragte:

Hört, Herr,
Was iſt der Grund, daß ihr mir ſo begegnet?

wie er, mit den seltsamen Worten schließend:

Ich liebt' euch immer, doch es macht nichts aus
Laßt Herkul'n selber nach Vermögen thun,
Die Katze maut, der Hund will doch nicht ruh'n.

nun langsam nach dem Hintergrunde abging — da, gerade da in diesem Moment schaute Bruno wieder nach jener theuren Loge, und — diesmal fand er sie nicht leer. Wie ein Gottesblitz traf eine überwältigende Erscheinung sein geblendetes Auge. Er schaute wieder und konnte sich nicht täuschen: es war Arabella selbst, so blühend, jugendlich und reizend, wie sie damals geliebt und gelebt. Die Loge lag freilich etwas im Zwielicht; aber diese einzige ganz unvergleichliche Gestalt, diese unvergeßlichen Züge wären selbst in tiefer Dämmerung ihm kenntlich gewesen. Sie war es, ganz unleugbar: aber sie war, so schien es ihm, im Fortgehen begriffen. Ein Shawl hing nachlässig über ihre Schulter; es war, als griffe ihre Rechte nach der Thür. Jetzt noch einmal trat sie vor bis an die Brüstung der Loge; sie schaute eine Weile unverwandt nach dem langsam von der Bühne schreitenden Hamlet. Dann war es Bruno, als ob sie auch noch einmal wie grüßend nach ihm selber blicke, dann — „Um Gotteswillen," fragte Bruno mit mühsam gedämpfter Stimme den neben ihm stehenden Hofrath, den er krampfhaft beim Arm faßte: „um Gotteswillen, mein Herr, wer ist die Dame, dort.. dort.. jene Dame in jener Loge, die eben im Abgehen begriffen ist?"

Der über die Plötzlichkeit dieser zu so unrechter Zeit aufgeworfenen Frage etwas erstaunte Hofrath folgte

mit dem Auge dem leitenden Finger des ängſtlichen Fragers: „Sie irren, mein Wertheſter,“ ſprach er dann: „in jener Loge iſt ja Niemand; ſie hat den ganzen Abend leer geſtanden. Und überdies, was hat denn dieſe Loge mit unſrer Begeiſterung zu ſchaffen? Ich begreife Sie nicht. Iſt Ihnen vielleicht unwohl geworden?“

Wohl und wehe und drückend ängſtlich war es dem aufgeregten Bruno um's Herz. „So ſehen Sie alſo wirklich jene Dame dort nicht, die jetzt eben aus der Logenthür geht?“ fragte er wieder, und noch dringender.

„Nichts, mein Beſter, nichts in der Welt ſehe ich, als eine leere dunkle Loge,“ entgegnete der geſtörte Hofrath mit faſt bedenklicher Miene auf den Frager.

„Nun, ſo will und muß ich mich ſelbſt überzeugen,“ ſprach dieſer haſtig, und ehe der Hofrath Zeit zu einer Einrede gewann, war er mit ſo ſtiller Eile als möglich zur Parquetthür hinaus.

„Er ſieht Geiſter!“ brummte kopfſchüttelnd der Hofrath. „Sollte denn die Macht und Poeſie dieſes Walter-Hamlet ſo natürlich und unmittelbar auf ſein Gehirn gewirkt haben?“ —

Unſer junger Dichter — denn als ſolchen wollen wir Bruno nun ein für alle Mal begrüßen — befand ſich in wenigen Secunden auf dem Corridor, der zu Arabellens, der Verſtorbenen und doch Lebenden, Loge führte. Auf dieſem nur ſpärlich erleuchteten Corridor (wie das bei leerem Hauſe zu ſein pflegt) war es ganz ſtill; nur die leiſen Tritte des unbeſchäftigten Logenſchließers auf dem mit Teppichen belegten Fußboden waren zu vernehmen. Arabellens Loge befand ſich jenſeit

des Platzes, den der Logenschließer einzunehmen pflegte. Sie mußte also bei diesem vorübergegangen sein. Bruno redete ihn an.

„Ist nicht aus einer von diesen Logen so eben eine junge Dame herausgegangen?" fragte er mit fast bebender Stimme.

„Aus welcher Loge, mein Herr? Ich habe Niemand gesehen." —

„Nun, aus jener Ecklоge dort, die vor mehren Jahren dem Präsidenten von S..... gehörte." —

„Es gibt keinen Präsidenten von S..... mehr in unsrer Residenz. Er lebt seit dem vor etwa zwei Jahren erfolgten Tode seiner Tochter auf seinen Gütern in Schlesien. In jener Loge aber, das kann ich Ihnen versichern, hat sich den ganzen Abend über keine Seele befunden. Es ist auch keine Seele seit einer Stunde hier vorbeigekommen."

Bruno verstummte. Er fuhr sich mit der Hand wie zweifelnd über die Stirn; dann sprach er leise seufzend: „So wäre es also ihr Geist gewesen? — Aber nein, das kann nicht sein. Ich habe sie zu leibhaftig gesehen! Hört, Freund," fuhr er zu dem Logenschließer fort, „solche unbeschäftigte Leute wie Ihr pflegen zuweilen im Wachen, im Gehen zu schlafen. Kann dies nicht jetzt mit Euch aus Langerweile der Fall gewesen sein? Ja, ja, es ist unfehlbar so; Ihr habt im Gehen geträumt, und die eilige Dame ist unbemerkt an Euch vorübergestrichen."

„Wäre dies der Fall" — versetzte der Logenschließer mit etwas zweideutiger Miene — „so müßte mich wenigstens das Vorfahren ihrer Equipage geweckt haben; denn

in dieſe Logen kömmt Niemand, der nicht verfahren läßt, am wenigſten eine Dame zu Fuß." —

Das war allerdings ein zureichendes Argument. Beim Erwägen dieſes trocknen, aber richtigen Umſtandes war es Bruno wie einem, der aus dem ſchönſten Morgentraum träg und unluſtig voll innerer Verwirrung erwacht. Was er nur eine kleine Kürze träumend beſeſſen, iſt nun zerronnen, zerfloſſen, ſpurlos verſchwunden. „So wäre es wirklich ein Geiſt geweſen?" ſeufzte er leiſe, „ein Geiſt, den das gewaltige Geiſterdrama Hamlet auf wenige Minuten mit aus ſeinem Grabe gerufen? Aber ach, welch' ein ſchöner Geiſt war dies! O Arabella, nun ſteht Dein himmliſches Bild wieder lebenglühend und lebensinnig vor meiner wirren Seele!" Er entfernte ſich leiſe. Wieder herab in's Parquet zu ſteigen vermochte er nicht. Es brauſte zu gewaltig, zu herzzerſprengend in ſeinem Innern. Das gewaltige Bild Hamlet's ſelbſt wich zurück vor dem Ueberdrang der innern Liebes- und Sehnſuchtsempfindung. Noch eine Weile ſtand er horchend in dem grabesſtillen Corridor. Er vernahm, wie eben Hamlet dem ſchalen Hofjunker Osrick die Theilnahme an der Fechtübung zuſagt. „So iſt denn Dein Geſtirn ſeinem Untergang nahe," murmelte Bruno; „Staub kömmt zum Staube; auch Alexander's, des Welteroberers, auch Hamlet's, des mächtigen Denkers und Zweiflers. Und auch — Arabellens!" ſetzte er wehmüthiger hinzu; „es iſt das allgemeine Elend der Menſchlichkeit." —

Er ſtand wieder vor dem Eingangs-, jetzt Ausgangsportal. Es war Nacht geworden, eine wolkige Nacht. Der laue Märzwind pfiff um die coloſſalen Pfeiler.

Drüben ragte das ganz dunkle Zeughaus; in dem weitläufigen Akademiegebäude schimmerten einige Lichter. Jenseit der Schloßbrücke wankten Laternen auf Kähnen den Fluß hinab. „Schöner Geist," rief er wieder, „warum entflohst Du so früh, warum wartetest Du nicht auf des Stückes Ausgang und gesellteſt Dich zu dem großen Fest,

das vorgeht in des Todes ew'ger Zelle?

Dann wäreſt Du mitbeweint und mitgeehrt worden von dem herrlichen Jüngling Fortinbras! Jetzt" — phantasirte er weiter — „werden sie die Rappiere wechseln; der giftige Trank wird bei der Königin wirken, und, wie ein Felsblock gewaltsam hereinstürzend, wird nun die That geschehen und das Gift sein Werk thun. Nun ist Alles aus, und der Rest Schweigen." —

Wirklich war das Stück zu Ende; einzelne Zuschauer traten aus der Vorhalle.

Da erwachte plötzlich ein Gedanke in Bruno's Seele. Er erinnerte sich an den langen Blick, den Arabella, oder der Geist Arabellens beim Verschwinden aus ihrer Loge auf dem abgehenden Hamlet hatte ruhen lassen. Es ergriff ihn wie eine geheimnißvolle Ahnung aber auch wie eine dunkle Eifersucht. Sollte zwischen dem angebeteten Wesen, das im räthselhaften Zwielicht von Tod und Leben sich bewegte, und diesem alle Zuschauer ganz bewältigenden Hamlet ein dunkles Einverständniß bestehen? Er sann und grübelte dann weiter nach und ward immer finstrer. „Ich muß diesen Walter sprechen, muß ihn aufsuchen, mich mit seinem Wesen, das sich so außerordentlich ankündigt, näher bekannt machen. Wenn ich das heute noch könnte!" Er eilte

zurück, erkundigte sich bei dem Portier, bei den Schließern, bei dem Theaterkassirer nach der Wohnung des Debütanten. Niemand wußte sie ihm anzugeben. Er wollte nach der Bühne eilen, um, wo nicht ihn selbst zu treffen, doch die Schauspieler zu fragen; aber die Thüren, welche von den Gallerieen nach der Scene führen, waren bereits verschlossen. Die Unruhe trieb ihn auf den Gängen auf und ab; es war ihm, als würde er durch einen eignen Zauber an das Haus gebannt, wo ihm so seltsame Eindrücke begegnet waren. Da vernahm er die Stimme des Hofraths: „Ich möchte nur in aller Welt wissen, wo mein junger Gefährte hingerathen ist!" Diese Nähe trieb den unruhevollen Dichter hinaus in's Freie; da stand er wieder und wußte zu keinem Entschluß zu kommen.

In solchen Gemüthslagen hilft öfters das leibliche Bedürfniß aus dem Zweifel. „Ein Glas Wein wird mir wohlthun," dachte Bruno, „und vielleicht kann ich im Weinhause Näheres über meinen Hamlet erfahren." Er bog um die Ecke, um diesen Vorsatz auszuführen.

An der Ecke von der ** Straße und dem Münzplatze befindet sich ein Weinkeller. In diesem schenkt man weit und breit in der Residenz den besten Burgunder. Dessen ungeachtet ist der Keller nur spärlich besucht, und man sucht lieber renommirtere Häuser, wo es schlechtern Burgunder gibt. Aber eine kleine Zahl An-

dersgesinnter, die der wahrhaftigen Rebe von Burgund noch ihre gebührende Ehre erweist, und es verschmäht, sich an einem Gewächs, das nur aussieht wie Wein, zu begeistern — diese kleine Zahl von Stammgästen ist dem freundlichen Herrn H....., der auch einst bessere Tage gesehen, treu geblieben. So kommt es, daß man auch oft noch zu später Abendstunde einige stille Gäste in den beiden traulichen Kellerzimmerchen antrifft, die bei ihrem Glase Wein nicht allzuviel Redens machen, und höchstens, wenn sie einmal vom herrlichen Gott Dionysos so recht innig angeglüht sind, eine lebhafte gemüthliche oder phantastische Unterhaltung anstimmen. Aber, wie bemerkt, der Burgunder-Dionysos, den Herr H..... spendet, läßt nichts zu wünschen übrig, und Herr H..... selbst ist ein genießbarer, charmanter Weinwirth, der gerade so viel Poesie und Weltbetrachtung besitzt, um einem stillen Gast, der sich bei ihm „montiren" will, Anregung zu geben und Anlaß sich auszusprechen.

In diesem Keller hatte Bruno in früherer Zeit manche stille Nachmittagsstunde verträumt, und auch an diesen Aufenhalt knüpften sich gar viele seiner freundlichsten Erinnerungen. So wurde es ihm denn auch jetzt, wo die mächtigsten Gefühle ihn durchbebten, etwas wohler und traulicher im Gemüth, als er die steinerne Treppe nach Herrn H.....'s Dionysostempel hinabstieg. Die Abendgäste hatten sich bereits alle entfernt, denn das Stück hatte diesmal ungewöhnlich lange gespielt; es war in der eilften Stunde. Nur der Wirth selbst stand mit heiterer Miene bei seinem Schenktisch, und war beschäftigt, sich ein Achtelchen Rothen einzuschenken, das

wahrſcheinlich ſeinen Schlaftrunk ausmachen ſollte; denn Capitain Craigengelt, ein Mann, der nie ohne Schlaftrunk zu Bette ſtieg, pflegte zu ſagen: „Eine Flaſche Sect iſt die beſte Nachtmütze.“ Herr H..... erkannte den eintretenden Bruno auf der Stelle, und ſetzte vor freudiger Ueberraſchung das halbgefüllte Glas nieder.

„Beſten, beſten guten Abend Euch, mein Rodomont, mein Troilus und Augapfel!“ rief Herr H..... ganz in der Weiſe des luſtigen Wirths von Windſor. „Ei, nun kann es ja nicht ſo ſchlecht gehen in der zukünftigen Zeit, nun Ihr wieder da ſeid, köſtlichſter der Studioſen und Poeten, und Euren erſten Anlauf oder Ablauf wieder nehmt zu dem ehrlichen Johann Jakob, der zwar nicht ganz ſo gelehrt iſt als der, deſſen Gebeine auf der Pappelinſel ruhen, aber dafür auch nicht ganz ſo ſchwermüthig wie jener elegiſche Jacques, der in dem grünen Waldſtück unſers Shakſpeare ſein melancholiſches Weſen treibt. Nun willkommen, Doctor, auf's Neue in meinem Freudenreich; ich heiße Sie herzlich willkommen.“

Mit dieſen Worten, die Herrn H.....'s Abendſtimmung vollkommen charakteriſirten, reichte er die Rechte dem Neuangekommenen, die Linke aber griff nach dem Glaſe, auf deſſen Inhalt ſeine immerdurſtigen Lippen nicht lange warten ließen.

„Es freut mich, lieber Meiſter Jacques, Euch bei meinem erſten Beſuch in ſo aufgeräumter Stimmung zu finden. Was mich betrifft, die meinige iſt nicht die luſtigſte; aber wenn es wahr iſt, daß Johann Jakob H..... noch von ſeinem alten Burgunderfaß ſchenkt, nun ſo denk' ich doch, der Wolkenhimmel meiner Gedan-

ken wird sich allmälig lichten. Darum, Herr H....., vom Besten, vom Allerbesten!" —

„Soll geschehen, Doctor; ich wende an unser Wiedersehen von meinen Burgunderflaschen die allerstaubigste, und für den heutigen Abend führt Johann Jakob für den Doctor Bruno kein Kerbholz, weil er sich so ganz aufrichtig dieses Wiedersehens freut."

Wie nun Herr H..... seiner Flaschen dunkelste und staubigste auf den traulichen Ecktisch gepflanzt, und die silbertönenden weiten Glockengläser dazu gepflanzt hatte, wie sich nun die beiden alten Bekannten gleichfalls dicht gegen einander über gepflanzt hatten, und der mit kunstgeschickter Hand gelöste Kork dem dunklen Weinblut seinen duftenden Ausfluß bahnte — da leerte Bruno mit hastiger Eile das erste Glas, stand auf, rieb sich die Stirn, setzte sich wieder, und schritt dann abekmals unruhig im Zimmer auf und ab, so daß Herr Jacques, einen bedenklichen, fast unwilligen Blick auf ihn richtend, also zu reden anhub:

„Doctor, Ihr wißt aus alter Zeit, ich bin ein aufrichtiger jovialer Mann, der auch die Poesie liebt, und den großen Shakspeare ganz aus der Maßen liebt, und den großen Devrient, den besten Ausleger Shakspeare's, und der mit einem Wort die poetischen Humore liebt, nach der Weise des Corporal Nym, und der es mithin wohl begreift, wie einem jungen Poeten die Poesie, verbunden mit etwas Liebe, im Leibe herumgehen und ihm den Magen verderben kann. Aber trotz dem bin ich der Meinung, daß Alles seine Zeit und Stunde haben muß. Denn, wenn man bei spätem Abend in eines alten

Freundes Weinkeller zum erſten Mal wieder nach Jahren einſpricht, und dieſer alte Freund ſein Beſtes hergibt, um den, deſſen Wiederkehr ihn hoch erfreut, recht nach Würden zu bewirthen, ſo, denk' ich, iſt ein hochgebildeter, vernünftiger und gutgearteter Mann wohl dieſem Freunde ſeine gute Laune ſchuldig, oder, um es kurz zu ſagen, ſeinen Humor. Aber ſeine Grillen und finſteren Geſichter, ſeine Unruhe und verliebte Herzenspein iſt er ihm ganz und gar nicht ſchuldig, weil eine einzige Grille und deren Gleichen, wenn ſie in den beſten Wein fällt, die ganze Flaſche vergiften kann. Oder, wenn's denn nun einmal ſo ſein ſoll, und Ihr dem jovialen Jean Jacques einmal für heute Abend eine Buße zugedacht habt, nun ſo rückt wenigſtens heraus mit der Sprache und gebt Antwort, kurz und bündig, auf die Frage: Doctor, was fehlt Euch?" —

Der Doctor — denn wir wollen unſerem Helden dieſen Titel nun auch nicht mehr verſagen, weil Herr Jacques ihn anerkannt hat — der Doctor reichte dem ehrlichen Wirth die Hand, und ſich ein zweites Glas füllend, ſagte er: „Lieber, beſter Herr H....., ich weiß, Sie ſind einer der wenigen Menſchen auf Erden, die mich aus Grund der Seele lieb haben. Aber verſtehen Sie Sich nebenbei auch auf das Wunderbare, auf das Geheimnißvolle? auf die unterirdiſchen Mächte, wie der ſelige Hoffmann ſich ausdrückte, die, um wieder mit dem Dr. Juſtinus Kerner zu reden, in unſer menſchliches Daſein hereinragen? Und vor allen Dingen, werther Mann verſtehen Sie zu ſchweigen, wenn man Ihnen eine derartige und dabei höchſt delicate Eröffnung macht?

Doch ich sehe, Ihre Stirnader schwillt empor, und Sie rücken ungeduldig auf dem Stuhle hin und her, was bei Ihnen stets ein böses Zeichen ist. Und auf dieses böse Zeichen als auf ein gutes bauend, will ich Ihnen denn in aller Kürze mittheilen, was mir in den wenigen Stunden, seit welchen ich wieder in der Residenz bin, Seltsames begegnet ist. Vor allen Dingen aber muß ich an Sie einige Fragen richten, die Sie mir nach Ihrem besten Gewissen — ich will sagen: nach Ihrer festesten und ernstesten Ueberzeugung — beantworten sollen. Denn wahrlich, Herr H....., ich bin kein unnützer Grillenfänger, der einem alten bewährten Freunde einen herzlichen Abend schnöde verleiden sollte. Aber an dem heutigen Abend hat mein Gemüth so tiefe Eindrücke empfangen wie noch nie zuvor in meinem Leben, und an den Fragen, die ich jetzt aufwerfe, hängt meine ganze Seele. Zuerst also: Haben Sie den Präsidenten von S. und seine Familie näher — ich meine so nahe gekannt, daß Sie mir eben über diese Familie einige besondere Aufschlüsse ertheilen können?

„Den Präsidenten von S., liebster Doctor — wenn Sie nemlich den meinen, dessen bildschöne Tochter vor zwei bis drei Jahren an dem Scharlachfieber starb, nachdem sie drei Abende zuvor auf einem Gesandtenball getanzt — diesen Präsidenten habe ich gekannt wie meinen Bruder. Er war einer meiner frühsten und heitersten Gäste, der oft die ganze fidele Abendgesellschaft zum Lachen brachte; aber wie ihm dieser Engel von Tochter gestorben war, da war es aus mit seinem Humor, und jetzt lebt er auf seinen Gütern in Schlesien wie ein Einsiedler,

iſt ganz menſchenſcheu geworden, und die Freundlichkeit ſeines Humors hat ſich in Feindſchaft verkehrt. Mich wundert nichts, als daß er dieſen ſeinen einzigen Liebling noch ſo lange überlebt." —

„Und ſeid Ihr denn auch völlig gewiß, Mann, daß dieſer ganz unvergleichliche Liebling wirklich geſtorben iſt?" fragte Bruno mit dem ſeltſamſten Ausdrucke.

Der Wirth warf einen Blick des Erſtaunens auf den Doctor. „Wie?" ſagte er, „Fräulein Arabella, die mich zu jedem Neujahr ſo freundlich empfing, wenn ich dem Vater meine Rechnung perſönlich, wie er es verlangte, überbrachte; Fräulein Arabella, die ich kannte wie mich ſelbſt, deren Leichenbegängniß ich geſehen, deren Anblick im Sarge mich ſo tief betrübte: dieſe Arabella ſollte nicht wirklich todt ſein? Wie meint Ihr das nur, Doctor?"

„Ihr ſaht ſie im Sarge?" rief Bruno mit einem Ungeſtüm und in einem ſo innerſt-leidenſchaftlichen Tone aus, daß dem Wirth faſt bange wurde. — „Er hat ſie im Sarge geſehen" — ſprach er dann noch einmal, wie zu ſich ſelbſt, mit gedämpfter, tonloſer Stimme — „nun, ſo iſt die Hoffnung, daß ſie lebe, ganz vernichtet." —

„Aber, Doctor, was iſt das?" ſprach der erſchrockne Wirth. „Wie kommen Sie nur in aller Welt dazu, an dem wirklichen Tode eines Fräuleins zu zweifeln, die ſchon ſeit Jahren in ihrem Grabe ruht, und deren Namen ich nie aus Ihrem Munde vernommen?"

„Wie ich dazu komme, Herr Jacques," ſprach der Dichter, „das iſt leicht zu ſagen. Weil ich dies Fräu-

lein heute Abend im Schauspiel in ihrer Loge gesehen habe.

„Das ist Täuschung!“ sagte Herr H....., der das Miraculöse nur in sehr kleinen Dosen vertrug; „das sind somnambule Dinge, Kernerladen, Prevorsterein! Sie haben eine andere Dame für das Fräulein angesehen. Lieber Gott, das Schauspielhaus ist groß, da kann man sich leicht irren.“

„Und ich schwöre Euch, Wirth, bei dem Sonnenlicht und bei meinen fünf Sinnen, die ich, Gottlob! noch beisammen habe, ich irre mich nicht. Nur ein einziges, ach! leider nur ein einziges Mal in meinem Leben,“ setzte er mit bewegter Stimme hinzu, „habe ich Arabellen gesehen, und das war kurz vor meinem Weggang von hier und kurz vor ihrem Tode, wie Ihr sagt. Aber diese Züge täuschen mich nicht, und diese Frauengestalt würde ich in weitester Ferne und in dunkler Nacht wieder erkennen. Sie war es selbst, Jacques, das glaube mir. Nun, und wenn sie es nicht selbst war, so war es ihr Geist. Denn von dieser Stunde an, da Du mir sagst, Du habest Arabellen im Sarge gesehen — glaube ich an Geister.“

„Nun, Gott sei's geklagt, lieber Doctor! Dann habt Ihr es in der Zeit, wo ich Euch nicht sah, weit gebracht,“ sagte der Wirth. Aber als ihm nun Bruno die ganzen Begegnisse und Eindrücke dieses Abends schilderte; als er ihm erzählte, wie der Hamlet gewesen, den er spielen gesehen, wie er, so angeregt, ganz in der heiligen Meerflut der Dichtung geschwommen, und sein Denken viel zu gesammelt gewesen sei, um leeren Phan-

taſieen Raum zu geben; wie er zwar oft an Arabellen gedacht an dieſem Abend, auch oft nach ihrer Loge geblickt, die er bis auf den letzten Augenblick immer leer gefunden, und eben nur erſt in dieſem letzten Moment von ihrer Erſcheinung berührt worden ſei — als er dieſen Schilderungen noch die Geſchichte von ſeinem Ueberzeugungsverſuch, ſein Geſpräch mit dem Logenſchließer u. ſ. w. beifügte: da wurde ſelbſt Herr H..... aufmerkſamer und bedenklicher, und leerte ein Glas in viel bedächtigeren Zügen, als er gewohnt war, und ſchüttelte den Kopf, und war eben im Begriff, etwas Unſicheres zu erwiedern — als ſich Tritte auf der Kellerſtiege vernehmen ließen, und noch ein ſpäter Gaſt zur Thür hereintrat, in einen Regenmantel gehüllt, den er, Zeus' warme Tropfen abſchüttelnd, von ſich warf, und an einem Nebentiſche Platz nahm. Er forderte gleichfalls eine Flaſche Burgunder, die ihm Herr Jacques vielleicht um ſo lieber brachte, weil dadurch dem dubiöſen Geſpräch von der Geiſtererſcheinung ein Ende gemacht war.

Bruno ſeinerſeits war mit dieſer Störung und mit der Ankunft des neuen Gaſtes nichts weniger als zufrieden. In ſolchen Seelenzuſtänden, wie der ſeinige, wo es ſich darum handelt, ſich eines noch unentwickelten Gedankens zu bemächtigen, oder eine noch trübe Wahrnehmung des Geiſtes aufzuklären — in ſolchen Momenten weiht der Menſch gern den, den er kennt und auf den er bauen kann, in die Tiefe ſeines Geheimniſſes ein, und die freie Eröffnung gegen dieſen dient oftmals nicht blos, die Bruſt zu erleichtern, ſondern auch den nächtlichen Gegenſtand ſelbſt aufzuhellen. Darum erſcheint

in solchen Fällen die Dazwischenkunft eines Dritten, Unbekannten, störend. Von solchen Empfindungen bewegt, wandte sich Bruno unmuthig nach dem Fremden um, der kaum erst an seinem Tischchen Platz genommen — aber da fiel sein Auge auf einen Gegenstand, dessen Nähe er nicht vermuthet, und welche die geheimnißvolle Bedeutung dieses Abends noch um Vieles für ihn erhöhte. Denn, wenn Bruno seinem scharfen Auge trauen durfte, so saß ihm hier eben der Mann gegenüber, den er, von einer unterirdischen Ahnung getrieben, so verlangend aufsuchte, um dessentwillen (weil ihn nach Auskunft über ihn dürstete) er eigentlich noch in so später Stunde hieher gekommen war; derselbe Mann, der heute in hundert Gemüther und auch in seines den Saamen der ernstesten Gedanken und reinsten Phantasieen ausgestreut hatte, mit einem Wort — **der Hamlet von heut' Abend saß ihm gegenüber.** Daß dem wirklich so war, davon überzeugte sich Bruno immer fester, je länger er den Fremden anblickte. Das war dasselbe regelmäßig-schöne Gesicht voll Ausdruck und Männlichkeit, das war dieselbe edle Gestalt. Züge und Haltung waren Hamlet's, nur daß sie jetzt ruhten, gleichsam schlummerten, weil keine mächtige Gedankenerschütterung sie mehr aufregte, weil sie jetzt nur von der Gewöhnlichkeit des Alltagslebens bewegt wurden.

Bei dieser Wahrnehmung, die sich ihm immer mehr zur Gewißheit steigerte, befiel unsern Dichter ein eignes banges Gefühl. Er hatte diesen geheimnißvollen Hamlet aufsuchen wollen; nun aber, da derselbe sich so unerwartet ihm genaht hatte, theilte Bruno die Empfindungen

eines Menſchen, der ſich von ſeinem Verhängniß bedroht ſieht, und der das Heranſchreiten dieſes Verhängniſſes auf ſeeliſche Weiſe ahnet, ohne es klar zu erkennen, zu unterſcheiden. So gewann die Nähe des Fremden für Bruno eine dämoniſche Bedeutung, die dadurch noch erhöht wurde, daß ſich derſelbe um ihn gar nicht zu kümmern ſchien. Der Fremde hatte ein Zeitungsblatt ergriffen, in deſſen Lectüre er anſcheinend ſo vertieft war, daß er nur aufblickte, wenn er einmal das Glas zum Munde führte, deſſen Inhalt ihm auf's Beſte zu behagen ſchien.

Herr H....., der ſo viel diplomatiſchen Takt beſaß, als ein reſpectabler Wirth bei verzwickten Umſtänden zeigen muß, verſuchte zwar mehrmals, ein allgemeines Tagesgeſpräch unter ſeinen beiden Gäſten einzuleiten; allein der Fremde ſeinerſeits achtete gar nicht auf des guten Wirthes Reden, und Bruno's ſtumme Aufmerkſamkeit haftete ſo ſehr auf dem Fremden, daß er deren Sinn und Meinung gänzlich überhörte. Daher kam es, daß Herr H....., als ein Mann, der in keiner Sache zu weit geht, ſeine diplomatiſchen Approximationsverſuche bald einſtellte. Sein ſehnlichſter Wunſch aber war, daß es dem Himmel und dem Durſt gefallen möge, wenigſtens noch einen dritten Gaſt in ſein ſtilles unterirdiſches Heiligthum zu führen, da die beiden anweſenden bedenklichen keine Miene machten, ſobald aufzubrechen. Und dieſer leicht zu entſchuldigende Wunſch, kaum gehegt, ging ſogleich in Erfüllung; denn draußen auf der Kellerſtiege ließen ſich langſame ungewiſſe Tritte, verbunden mit einem hohlen bedenklichen Hüſteln, vernehmen. Es

waren die Tritte und das Keuchen eines Mannes, deſſen leibliche Hülle den Anſprüchen des noch kräftigen Willens und Vorſatzes nicht mehr entſprechen will, eines Mannes, der ein leiſes, aber ewig mahnendes memento mori in ſich trägt. Herr H..... erkannte dieſen Mann an den genannten Symptomen ſogleich, noch ehe derſelbe eintrat, und als er nun angſam mit gebeugtem Rücken, mit vorgeſtütztem Bambusſtock, in den weiten, bis unter das Kinn zugeknöpften Ueberrock geſtopft, wirklich hereintrat, da war es, als fiele eine große Laſt von des Wirthes Herzen. Er ging mit einem wahren Erlöſungsgefühl, das ſich auf dem ſchnell erheiterten Geſicht recht kräftig ausdrückte, dem Ankommenden entgegen, und, ihm Hut und Stock abnehmend, präſentirte er ihm ſorgſam einen bequemen Lehnſtuhl, in welchen ſich der Fremde erſchöpft niederließ. Dann bot ihm der ganz erfreute Wirth beide Hände zum Willkommen dar, in welche jedoch der Fremde mit großer Behutſamkeit, als beobachte er blos ein altes ängſtliches Herkommen, nur zwei ſeiner mageren, gichteriſch gekrümmten Finger legte, die er aber eilig wieder aus den breiten Opferſchalen des Herrn Jacques zu erlöſen bemüht war.

„Willkommen, willkommen, Herr Devrient!“ rief der Wirth; „ich heiße Sie dreimal und dreißigmal willkommen heute in der ſpäten Stunde.“

Bei dem Laute dieſes Namens, den der Wirth mit recht vernehmlicher Stimme gleichſam im Hochgefühl ausſprach, fuhr der junge Fremde an dem Seitentiſchchen, wie von einer elektriſchen Berührung getroffen, auf, und legte das Zeitungsblatt bei Seite; Bruno aber,

der, gleichfalls im Umwenden begriffen, dieſe Geberde des Fremden noch bemerkte, trat auf den Meiſter Ludwig zu und begrüßte ihn wie einen alten Bekannten.

„Grüße Sie Gott, lieber verehrter Mann, und ſegne Sie dafür, daß Sie heute noch hieher kommen! Was mich betrifft, ſo bin ich ſeit fünf Stunden auch wieder in der Reſidenz und will hoffen, daß Ihnen der alte Goldſohn nicht aus dem Herzen gewachſen iſt.“ —

„Nein, Junge, nein,“ ſprach der Mann, dem dieſe Worte galten, mit etwas ſchnarrender, näſelnder Stimme, aber mit einem recht feurigen Blick aus ſeinen großen lichten Augen: „aus dem Herzen gewachſen? Nein. Dem frühalten Ludwig wächſt Niemand ſo leicht aus dem Herzen, der ihm einmal hineingewachſen iſt; ſei willkommen, Goldjunge! Freu' Dich immer, daß Du wieder da biſt in dem alten ſchadhaften Neſte mit friſchen Jugendkräften. Was mich anlangt, ſo geht's Dir ſcharf bergunter, ja, Junge, ganz grauſam ſcharf; aber laß nur gehen..! Herr H....., mein Tränkchen!“

Herr H..... brachte ſchon das Tränkchen, das aus einem Viertel Burgunderwein, aus einem tiefen Glas Waſſer und dabeiliegendem vielen Zucker zur Labung für den Meiſter Ludwig, deſſen Engbrüſtigkeit inzwiſchen etwas nachgelaſſen hatte, gebraut werden ſollte. Der liebe Meiſter Ludwig zog ſein ſeidnes Taſchentuch hervor und legte es ſich unter den rechten Arm, der auf dem Tiſche ruhte; dann zog er auch die goldne Tabatiere hervor, aus welcher er ſtark und behaglich zu ſchnupfen begann, und auf deren ſpiegelblanker Fläche ſeine krummen abgezehrten Finger dann und wann einen leiſen

Trommelmarsch spielten, der wie eine Introduction zu ihrer eigenen Leidensgeschichte klang. Nun war auch das neutrale Element mit den starken Tropfen des Geistes gemischt, und die dazwischengeworfenen Zuckeratome amalgamirten sich leise zischend mit dem trübdunklen Getränk. Nun ergriff der Meister Ludwig den silbernen Löffel und rührte zitternd den Trank, und hinter seinem Stuhle stand achtsamer Miene der Wirth, gleich einem Schutzgeist die gebrechlichen Manipulationen seines genialen Gastes behütend, und immer bereit, zu Hilfe zu eilen, wenn etwa das Schicksal der trefflichen Flüssigkeit gefährdet schiene.

Aber der Meister Ludwig bedurfte diesmal des Beistandes seines Schutzgeistes nicht. Er kam mit seiner Mischung gut zu Stande und nippte, nachdem die dreifachen Elemente des Weines, Zuckers und Wassers sämmtlich auf das Beste sich durchdrungen hatten, gerade so viel aus dem mit süßem Feuertrank gefüllten Becher, als nöthig war, um einer unwillkürlichen Ueberfluthung vorzubeugen. Denn warf er mit einer halben Wendung nach hinten einen streifenden Blick auf den Wirth, den dieser auch sofort verstand und seinen Kammerherrnposten wieder mit der gehörigen Schußweite vertauschte. In dem Blick aber des Meister Ludwig lag ein stolzes Selbstgefühl, und es sagte dieser Blick: „Guter Maitre Jacques, ich bin zwar durch und durch eine morsche zerbrechliche Menschenmaschine, aber diesmal habe ich Euch doch noch überflüssig gemacht; Ihr mögt nun abtreten.“ —

Der arme Meister Ludwig zählte damals sechsundvierzig Jahre! —

Nunmehr rückten die drei alten Bekannten näher zuſammen; nur der junge Fremde ſaß noch einſam an ſeinem Tiſchchen und ſchien in ſeiner Abweſenheit beharren zu wollen. Auffordernde Blicke des Wirths, der nach ächter Wirthsweiſe gern Alles unter einen Hut bringen mochte, gleiteten zwar manchmal zu ihm hinüber; er ſchien ſie jedoch nicht zu bemerken, ſondern verbarg jetzt nur noch mehr ſein ausdrucksvolles ernſtes Geſicht hinter dem mächtigen Zeitungsblatt.

Die drei Gruppirten redeten anfangs über manches Gleichgiltige. Endlich nach einer kurzen Geſprächspauſe nahm Bruno das Wort und ſprach im ernſten Tone: „Lieber Meiſter Ludwig — denn ich weiß, Ihr verzeiht mir die mittelalterliche Begrüßungsweiſe — dürfte ich Eurer heutigen Abendſtimmung trauen, ſo könnte ich Euch mit einer kleinen, recht ängſtlichen und bänglichen Geſchichte dienen, die ſich, verhängnißvoll genug, ſchon in den erſten Stunden meines Hierſeins mit mir zugetragen; aber freilich....."

„Freilich wär's beſſer, Du ließeſt das ſein, Kind!" fiel ihm der Meiſter Ludwig in die Rede. „Denn ſieh', ich bin ein abgelebter Burſch; was ſollen dem Deine neuen Liebesgeſchichten? Aber eine Kunſtgeſchichte könnte ich Dir erzählen, die wohl erquicklicher ſein würde. Ja, ich ſage Dir, mein Junge, eine herrliche Kunſtgeſchichte iſt heute Abend vor meinen alten Augen vorübergegangen, die wohl nimmer dergleichen auf Erden erblicken werden. Und ich wollte, liebes Kind,. Du hätteſt das auch geſehen, und Dein Genius hätte Dich heute Abend

in's Theater geführt anſtatt in eine neue Liebesintrigue. Es thut mir leid das, wahrlich bitter leid."

„So habt Ihr ihn auch geſehen, den unvergleichlichen Hamlet, lieber Meiſter?" fiel Bruno lebhaft ein. „Ach! eben davon wollte ich Euch ja erzählen, von der ganzen Herrlichkeit dieſes Schauſpiels und noch einem kleinen düſteren Anhängſel, das damit in Verbindung ſteht. Aber das wird ſich Alles ſchon finden. Jetzt, da ich weiß, daß Ihr dieſen Hamlet auch bewundert habt, müßt Ihr mir zuvor Eure innerſte Meinung über ihn offenbaren. Und ich glaube, dazu iſt keine Stunde und kein Ort paſſender als dieſe," ſetzte er mit einem Seitenblick auf den jungen Fremden hinzu, der bei dieſer plötzlichen Wendung des Geſprächs eine ſichtliche Unruhe nicht verbergen konnte. —

„Zeit und Ort ſind wohl trefflich, wenn nur die morſche Lunge für den langen Strom der Rede ausreicht. Ja, leider, leider iſt es ſo weit mit mir altem Burſchen gekommen, daß, wenn ſelbſt die Begeiſterungs- und Bewunderungsflamme frei und mächtig aus dem lodernden Geiſt herausſchlagen will, ſich das kranke Fleiſch deſſen wehrt und in ſeiner unheilbaren Schwäche den brennenden Geiſt dämpft und auslöſcht! Friſche Seele, todtmüdes Fleiſch! wahrlich ſo ein bedenklicher Vermählungsfall, daß Nym ſelber keinen Humor darin entdecken würde! Aber was thut's! Das Fleiſch muß doch ſo lange Gewalt leiden, als der Geiſt es für werth hält, ſeinen Thron darin aufzuſchlagen. Aber um gleich der Sache auf den Leib zu rücken: willſt Du wiſſen, Kind, was ich am heutigen Abend Wunderherrliches geſchaut habe? Nun wohlan,

ich will es Dir verkünden. Eine heilige, göttliche, ewige Dreieinigkeit habe ich geſchaut, ſich entfaltend vor dem Auge des Geiſtes groß und mächtig wie die Dreifaltigkeit der Gottheit ſelbſt. Und die drei Stücke dieſer Dreifaltigkeit, fragſt Du? Nun, das erſte iſt die Tragödie, das urgewaltige Trauerſpiel, wie es als ungeheures Verhängniß den Menſchen erhebt und zermalmt. Dieſes wollen wir den Vater nennen, den an ſich ſeienden Gott, wie der brave Hegel ſagen würde, mein in Gott ruhender Freund, dem ſie auch noch kein Denkmal geſezt haben auf der Oranienburger Gottesackerſandwüſte. Das zweite, was wir den lebendigen, erſcheinenden, im Fleiſche wandelnden Sohn nennen wollen, war Shakſpeare's, des Unvergleichlichen, Genius in ſeiner angebornen Wahrheit und alle Seelen der Menſchen mit Freude, Luſt und Schreck durchſchauernden Herrlichkeit. Das dritte, was mir heute offenbar worden, war aber die heilige Poeſie ſelber, der heilige Geiſt und Paraklet, der gottgeſandte, aus Sohn und Vater gezeugte Tröſter aller Menſchenſeelen. Dieſe Mächtigſte, Gewaltigſte, die da war, ehe die Welt wurde — denn ohne ſie wäre ja nimmer die Welt entſtanden — und die da ſein wird, wenn von dieſer Welt und Allem, was darinnen iſt, kein Atom mehr zwiſchen den Himmeln ſtäubt, dieſe iſt heute an mir vorübergegangen und hat mir mit einem Sonnenflammenblick in die Seele geleuchtet, deſſen mein Geiſt durch alle Ewigkeiten gedenken wird, wenn nemlich des alten Ludwig Geiſt ſich in jener Welt dauerhafter erweiſt, als es in dieſer mit ſeinem Fleiſch und Bein der Fall war. Trauerſpiel; Shakſpeare; Poeſie!

Da haſt Du die Trinität in der leibhaftigſten Geſtalt, und verlange keine beſſere!"

„Das führen Sie mir ja noch weiter aus, wertheſter Mann," ſprach der Wirth dazwiſchen; „denn ſo höre ich Sie für mein Leben gern ſprechen, ob ich gleich kaum die Hälfte davon verſtehe."

„Hätteſt Du, Freund Jakob, heute den geſcheiten Einfall gehabt, Deine Weinbude von ſechs bis zehn Uhr einmal zuzuſchließen," verſetzte der Meiſter Devrient, „ſo würde dieſe vierſtündige Verſäumniß Deinem Geiſte treffliche Zinſen getragen haben, und Du würdeſt von meiner Rede ein Erklecklicheres profitiren können; ja, Du unterirdiſche eingeroſtete Kellerunke, heute hätteſt Du müſſen zum Dänenprinzen wallfahrten und von ihm lernen, wie es mit der Trinität beſchaffen iſt. Doch Du haſt ja auch Deine nicht gar zu verachtende eigenthümliche Kellertrinität, die wir Begeiſterten und Poetiſchen ſelber nicht entbehren können: ich meine den Rothen, den Weißen und den Champagner. Aber was ich Dir ſagen wollte, Freund Jakob, nimm mir das ſchale Geſöff hier vom Leibe; es widert mich heute und paßt nicht zu meiner Stimmung. Gib mir den reinen Burgundergeiſt, hörſt Du? rein und düſter, blutig, feurig und unvermiſcht."

„Das iſt ſchön, das iſt herrlich!" jubelte Bruno. „Dieſe Stimmung, lieber Meiſter, thut Eurer und meiner Seele wohl. Und nun, da Ihr von dem neuen Feuertrank gekoſtet, ſagt mir an: Wie nehmt Ihr dieſen meinen Hamlet? Denn es iſt billig, daß wir bei dem Vater anfangen, als dem Anfang der Dreieinigkeit, nemlich bei

dem Trauerſpiel, und was Ihr von dem Trauerſpiel aller Trauerſpiele, ſo wie es uns heute vor den Geiſt geſtellt ward, meinet und denket, eben das möchte ich wiſſen.

„Was ſchwatzeſt Du da in ſo trivialen Ausdrücken, Junge," nahm der Meiſter Ludwig ärgerlich das Wort, „als da iſt das Trauerſpiel der Trauerſpiele! Ich ſage Dir: Hamlet, Prinz von Dänemark, iſt nicht das Trauerſpiel der Trauerſpiele, es iſt vielmehr die Tragödie ſelber, ich meine in dem Sinne der chriſtlichen Romantik, wie die Herren Aeſthetiker ſich ausdrücken, welche der Sache immer einen beſonderen Schwung zu geben wiſſen."

„Ich möchte dieſen Gedanken von Ihnen, verehrteſter Herr Devrient, und ſo recht nach Eurer Weiſe gemiſcht mit einigen Kernſprüchen ganz ausführlich erörtern hören," ſprach wiederum der Wirth.

„Freund Jakob, Ihr ſeid auf gutem Wege, wie mich dünkt, und es iſt, wie mir ſcheint, wenigſtens die Möglichkeit in Euch vorhanden, etwas von der Poeſie zu lernen. Was mich betrifft, ſo werde ich in dieſer edlen Wiſſenſchaft freilich nicht mehr lange Euch inſtruiren können; auch möchtet Ihr leicht einen beſſern Lehrer finden als mich morſchen Kerl, aber nur keinen, der redlicher und treuer ein Schüler geweſen, das verſichere ich Euch, und dies Bewußtſein nehm' ich mit mir in's Grab, wiewohl ich hienieden nur ein Bretermann geweſen, ein bedauerlicher Acteur, deſſen Verhängniß und Beruf es mit ſich brachten, daß er Alles durch einander ſpielen mußte, die Shakſpeare'ſchen Königsbettler und die Raupach'ſchen Bettelkönige, Gutes und Böſes, Kluges

und Dummes, das Köſtlichſte und das Gemeinſte. Aber wer's treu meint, lernt doch bei dieſem ewigen Wechſel von Hoheit und Miſere, und Shakſpeare — Shakſpeare, der einzig Große, macht Alles wieder gut und füllt alle Lücken aus, die in dem bangen Künſtlergemüth etwa entſtehen wollen. Ich habe das erfahren, Kinder, glaubt mir, ich hab's erfahren! Doch daß wir uns nicht von der Hauptſache verlieren, bevor wir auf unſer heutiges Trauerſpiel und auf unſern heutigen Helden kommen, ſo muß ich an Dich jugendlichen Poeten, der doch wohl, ſollt' ich meinen, die verhüllte Technik ſeines Handwerks verſtehen muß, eine recht alberne Frage richten. Sag' an alſo: Glaubeſt Du daran, daß die Poeſie von den Unterirdiſchen ſtammt?"

„Ich begreife noch nicht ganz, geehrter Meiſter, was Ihr mit dieſer Frage eigentlich ſagen wollt."

„Ich habe meine Frage albern genannt," verſetzte der Meiſter, „weil ich glaubte, daß man es ſich gar nicht in den Sinn kommen laſſen dürfe, einen Sohn der Dichtung nach dieſem Object erſt zu fragen. Ei, wie habe ich mich alſo hierin getäuſcht! Ich thue es, ich überwinde mich; ich zwinge mich, die Frage aufzuwerfen, und nun ich ſie aufgeworfen, verſteht mich der Sohn der Poeſie nicht und weiß mir nicht darauf zu antworten. Iſt das nicht ein recht einfleiſchter Sachhumor?"

„Insgemein, verehrteſter Herr Devrient," warf der Wirth wieder ein, „behaupten doch die Poeten, daß ihre Kunſt und Wiſſenſchaft vom Himmel ſtamme, von dem unſterblichen Zeus, wie man in den alten Gedichten lieſt, die noch mit ſtehenbleibenden Lettern gedruckt ſind."

„Und ich ſage Dir, Freund Jakob, daß dieſe Behauptung ein Unſinn iſt und nichts weiter. Vom Himmel kommt nun und nimmermehr eine Poeſie; denn was iſt der Himmel? Er iſt die Negation der Erde, würde mein Freund, der ſelige Profeſſor Hegel, ſagen. Wenn aber die Poeſie ein Kind der Erde iſt — paßt auf, Jakob! — wie doch nicht geleugnet werden kann; denn alle Poeten ſind ja doch Erdenſöhne — ſo wäre dieſe Erde doch wahrhaftig eine recht armſelige Lehmkugel, wenn ſie ſich den Samen von der Pflanze, die ihr Schönſtes und Beſtes iſt, erſt vom Himmel borgen müßte, von demſelben Himmel, der doch — merkt nur auf, Jakob — eben das Nichtſein der Erde iſt! Ich frage Euch, iſt in dieſer Demonſtration keine Logik?"

„Eine ganz vortreffliche, verehrter Herr Devrient," bemerkte der Wirth.

„Nun alſo weiter! Alles, was irdiſch iſt, keimt aus der Erde, hat ſeine Wurzeln in der Unterwelt, und eben dadurch, daß es von unten kömmt, tief aus dem Schooß der Nacht, eben dadurch gelangt es zur Blüte, zur Farbe, zur ganzen lichten lebendigen Erſcheinung. Iſt das begreiflich?"

Bruno lächelte und gab dem maitre Jacques einen verſtohlenen Wink, der ungefähr ausdrückte: „So feurig und innig geſtimmt habe ich unſern verehrten Freund faſt nie geſehen; möchte er noch ſo fortfahren zu reden und all das Schöne offenbaren, was in der Tiefe ſeines Geiſtes ſchlummert!" —

Der Meiſter Ludwig hatte Bruno's Lächeln bemerkt.

„So glaubst Du also," fragte er wieder, „fest und innig an die Nachtseite der Poesie?"

„Ja, voll und fest und innig glaube ich daran."

„Nun, dann muß ich Dir zuvörderst einen kleinen Traum erzählen, der fürwahr gar wunderlicher Natur war, oder vielmehr das Resultat eines solchen Traumes, welches mir, dem Acteur, dem Comödianten, sicherlich Niemand zutrauen sollte. Mit dem Traume aber, mein Junge, hatte es folgende Bewandtniß. Ich ging an einem schönen Sommerabend recht spät in den Umgebungen des Invalidenhauses spazieren, und träumte so im Wandeln allerlei, wie das so zu gehen pflegt, wenn einen die Natur selbst sanft umschleicht und Alles rings um uns Friede, Duften und Knospen ist. Zuerst, wie der alte graubärtige Invalide, der eben den Wachtposten versah, in der einbrechenden Dämmerung mich für eine militairische Person haltend, vor mir schulterte, gedachte ich, wiedergrüßend, der kurzen bündigen, beinahe traulichen Aufschrift des Invalidenhauses: Laeso, sed invicto militi! Dieser Gedanke aber richtete sogleich seine scharfe Spitze wider mich selbst. Denn — dachte ich weiter — dieser miles laesus bist Du ja selbst; zwar nicht in Schlachten hast Du gekämpft, aber mit den Geistern der Natur, mit dem Weingeist der Natur unter andern, wie der Collaborator Liborius sagen würde, hast Du Dich tüchtig eingelassen u. s. w. Diese haben Dich verletzt, haben an Deiner Gestalt genagt, haben Dich aufgerieben, dergestalt daß..... Aber invictus, ja wahrlich invictus ist doch der Gedanke in Dir, ein unbesiegter Jüngling, der sich auf Alles muthig einläßt und den

Geiſt überall ſucht und ihm mindeſtens nachſpürt, wenn's ihm auch nicht verliehen iſt, ihn überall zu finden. Und wie dies nun im abendlichen Traumdenken zu geſchehen pflegt, ſo ward auf Grund dieſer Betrachtung wiederum mein poetiſch-künſtleriſches Streben in meiner Erinnerung ſo recht mächtig, und ich ward mir in einem Moment kühnſter Anſchauung — wie denn durch dergleichen der einſam brütende Geiſt manchmal beſeligt wird — der urſprünglichen, ewigen und unauflösbaren Einheit von Natur, Geiſt und Poeſie ſo recht innig gewiß. Da ſank die Dämmerung immer tiefer, und fern in der Stadt ſchlugen die Thurmuhren, und nahe und ferne Laute ſchmolzen immer dumpfer und verwirrter in einander, und der leichtbewölkte Nachthimmel ward in ſeiner düſteren Färbung hin und wieder leiſe verklärt durch ein ſtreifendes Wetterleuchten. Da blickte ich nach der Seite des Weges hin, der an einem grünen Zaungeländer, hie und da von hochſtämmigen Ulmenpfeilern durchwachſen, hinführte, und wie es mir vorkam, ſchritt aus dem grünen, vom Nachtwind unbewegten Gehäge ein Mann nach mir heraus, der mir bekannt vorkam. Mit einiger Mühe konnte ich wahrnehmen, daß er den Hut etwas tief in die Augen gedrückt hatte und einen blauen Leibrock trug. Es war, als wollte er auf mich zuſchreiten, mit mir fürbaß gehen, und wie das mir ſo vorkam, erkannte ich ihn auch gleich als meinen werthen Freund, den Profeſſor Hegel, der gleichfalls dieſen einſamen Spaziergang öfters des Abends beſuchte. Ich wollte mich ihm entgegenwenden, ihm die Hand bieten, aber er mußte dringende Geſchäfte haben; es war als trüge er ein großes Herbarium

unter dem Arme, wenigstens schauten großblättrige Pflanzen ihm aus den Taschen hervor. Er grüßte mich leichthin, und winkte mir abwehrend, als wollte er sagen, daß mein Gang ihm zu langsam sei. Dann war er mir auf einmal mitten im Wege verschwunden, und es war mir ein Räthsel, wo er so schnell hingekommen, da der Fußpfad an dieser Stelle gar keine Biegung machte. Während dessen aber, daß der befreundete Mann an mir vorüberstrich, glaubte ich die Worte von ihm zu vernehmen:

„Ja wohl hast Du Recht, alter Comödiant! Natur und Geist und Poesie sind Eins, und alles Licht des Geistes kommt von unten, tief aus der Unterwelt, und eben darum wird es zum Lichte....." Hier war leider die Gestalt meines Professors verschwunden; ich hörte nichts mehr, und mußte mir nun das Wenige, was ich vernommen, vollends selbst ausdenken.

„So wandelte ich denn, in meine Gedanken über dies einfach-seltsame Abenteuer vertieft, langsam nach Hause. Es war nicht allzuspät; die Glocken hatten erst halb eilf geschlagen. Ich sah wohl im Vorbeigehen, daß mein Freund Jakob seine Bude noch offen hatte; dennoch fühlte ich — ganz gegen meine Regel — nicht das mindeste Verlangen, hinabzusteigen in sein kühles Kellerreich — obgleich es unterirdisch war — um mir aus seinen Händen einen feurig-kühligen Trank reichen zu lassen. Ich ging vielmehr, meine Schritte so viel als möglich beschleunigend, geraden Weges nach Hause, und kaum in meinem Wohnzimmer angelangt, befiel mich ein eignes Gelüste, sofort niederzuschreiben, was mich am heutigen Abend so seltsam-gedankenvoll angeregt hatte. Ich setzte mich sofort

an mein Schreibpult, ſchenkte mir meinen geſchliffenen Geburtstagspokal voll feurigen Lafitte, und ſchrieb bei der ſtillen Nachtkühle, welche duftig durch mein geöffnetes Fenſter hereindrang, immer weiter und weiter, bis die Hähne der Nachbarſchaft die vierte Morgenſtunde verkündeten. Und als ich nun meine Schrift beendigt hatte, und ſie nochmals durchlief, wie erſtaunte ich da, daß dies und gerade dies, und gerade in dieſer mir beinahe fremdartigen Form aus meiner Feder gefloſſen war. Die Gedanken, freilich, das waren die meinen, ganz meine eignen innerſten Gedanken von der Dichtung und vom Geiſte, der in der Natur hauſet; aber die Form? — Dieſe mußte mir unſtreitig der Profeſſor Hegel, der wackere Freund und herrliche Methodiker, heute im Vorüberſtreifen der Dämmerung zugeworfen haben. Anders war es gar nicht möglich; und daß mir dieſe Eingebungen über Poeſie und Natur juſt in den Tagen kommen mußten, wo ich mich nach langer Raſt wieder einmal über das Studium des Hamlet gemacht hatte, dies war mir damals faſt unerklärlich. Heute aber, nachdem Jahre darüber hingefloſſen ſind, heute begreife ich wohl, wie das zuſammenhing, und was das ſagen wollte."

„Und dieſes Manuſcript," fiel Bruno lebhaft ein, „liebſter Devrient, warum zeigten Sie mir es nie?"

„Ich will Dir's jetzt zeigen, lieber Sohn," ſagte der Meiſter Ludwig; „denn heute zufällig trage ich es bei mir. Lies es, lies es für Dich, und wundere Dich darüber, wie ſolches aus einer Comödiantenfeder hervorfließen konnnte." Mit dieſen Worten zogen die zitternden Hände des Meiſter Ludwig nicht ohne Beſchwerde ein

etwas vergilbtes Manuscript hervor, welches Bruno, der begierige wissensdürstige Poet, mit freudestrahlenden Blicken empfing, und sich ohne Umstände darin zu lesen anschickte.

Da erscholl auf einmal eine kräftige männliche Stimme vom Seitentischchen her: „Wollten Sie, mein Herr, mir nicht die Freude machen, dies Manuscript laut vorzulesen?" Und mit diesen, in eben so inständigem als kräftigem Tone gesprochnen Worten erhob sich der junge schweigsame Fremde und trat zu dem Tische, wo die beiden Befreundeten saßen. Fast erstaunt sah Bruno zu ihm auf; der Meister Ludwig aber richtete auf ihn einen jener forschenden ausspürenden Blicke, die, wenn er sie auf der Bühne anbrachte, auf den Verständigen der Mimik einen so lebhaften Eindruck hervorbrachten. Das Auge des jungen schönen Fremden, der nun dicht vor dem Meister Ludwig stand, begegnete diesem Blicke, und vermochte ihn — seltsamer Weise — nicht auszuhalten. Der Jüngling erröthete und schlug das Auge nieder, dann aber, als ob er seiner Scham selbst sich schäme, richtete er es frei und fest wieder auf den Meister.

Aber diesen schien jetzt ein eigner Geist des Lebens zu ergreifen. Mit mehr Kraft und Feuer, als man seiner gebrechlichen Maschine zutrauen durfte, sprang er in die Höhe; ein Erkennen loderte in ihm auf, er wollte auf den Fremden zu, er sah ihn starr und freudig an: „Herr, Sie sind es Selbst," rief er heftig, „wahrlich Sie und kein Anderer, der Hamlet....." Allein schnell faßte sich der wackere Meister wieder. Ob ihn die physische Kraft verließ, ob ein besonnenerer Gedanke bei ihm einsprach —

wer wußte es? Kurz, der Meiſter ſetzte ſich langſam wieder auf ſeinen Seſſel nieder, und reichte nur dem jungen Fremden die Hand, an deren leidenden Zuſtand er diesmal nicht dachte, mit dieſen Worten: „Herr, ich bitte Sie, ſetzen Sie Sich hieher zu uns. Daß ich Sie erkannt habe, wiſſen Sie ſchon; nun wünſche ich, daß Sie auch ein Stückchen von mir erkennen mögen, und dazu möchte dieſe kleine Vorleſung allerdings dienen können. Sie haben gewünſcht, mein Manuſcript zu kennen. Wohlan, nun ſtimme ich ſelbſt dafür. Unſer Freund, der Dichter, deſſen tüchtiges Organ der liebe Gott erhalten möge, wird ſich ſicherlich kein Lungenübel zuziehen, wenn er uns deſſen Inhalt mit lauter vernehmlicher Stimme mittheilt.“

Bruno nickte dem Meiſter Ludwig willfährig zu; dann begann er, nach einem bedeutſamen Blick auf den jungen Fremden, der ſich inzwiſchen nebſt dem Wirth herangeſetzt hatte, ſeine Vorleſung. Herr Jakob freilich mußte ſich, nach einem bedeutſamen Wink des jungen Fremden, noch einmal bequemen, in die tiefſten Räume ſeines Kellers hinabzuſteigen, um aus deren dunkelſten Gründen eine Trinitas von unvergleichlichem Burgunder heraufzuholen. Allein dieſe Excurſion war ſchnell genug beendigt. Die ſtaubigen drei Burgundergeiſter ſtanden auf dem Tiſch, gar majeſtätiſch anzuſchauen; Herr H....., freundlichſt ſchmunzelnd, entpfropfte ſchnell den einen, und während das dunkle Geiſterblut in die kryſtallhellen Gläſer träufelte, und Herr H..... noch einmal, als ein lichtbefördernder Genius, die über den Häup-

tern der vier Spätverſammelten ſchwebenden Gasflammen vergrößerte, begann Bruno zu leſen, wie folgt:

Ein Capitel vom Geiſt, von der Natur und von der Dichtung.

Die Natur, als der allgemeine Schau- und Wohnplatz des Lebendigen, ſcheint es zuvörderſt darauf anzulegen, wie durch ein ſelbſtſtändig freies Wollen, daß es dem Lebendigen in ihr wohl ſei. In dem Brautſchmuck der Blumen, in dem ſanften Morgenwinde des Frühlings, welcher den Tag zum hellen warmen Mittag macht, in dem Grün der Wälder, wo jeder Baum in Blatt, Knospe und Blüthe und den einwohnenden Singvögeln für ſich eine liebliche Welt bildet, in der ſchönen hellen Ruhe des Sommertags ſcheint ſich die Natur ganz in dieſer heiteren Beſtimmtheit zu erſchöpfen. Getroffen und gerührt von dieſem Liebesblick der Mutter Erde kommt Alles, was ſelbſt einen Frühling in ſeinem Innern trägt oder nur zur fernen Erinnerung an einen ſolchen wieder erwacht, kommen Kinder, Jünglinge und Greiſe wieder hervor zum Lichte des Tages, wallfahrtend nach der bunten Wieſe, nach der ſonnigen Höhe, nach dem grünen Walde voll durchſichtiger Schatten. So, zu Liebe dem Lebendigen, legt ſich die Natur aus, zeigt ihre Farben, ſpielt Alles hinauf zur klaren Erſcheinung, und ſcheint für ſich aus Liebe hingegeben, und für Alles, was Odem hat, ſanfte Liebe zu tragen. So reich und blühend, ſo ganz und gar befriedigend iſt aber dieſe reizende Oberfläche, daß die beglückten Weſen alle dieſen ſeligen Genüſſen ſich hingeben, hangend und ſaugend, gleich den

Kindern, an den erſchloſſenen Brüſten; daß jegliche Ahnung ihnen in dieſem reinen Genuſſe entſchwindet und Fernes und Nahes, jegliche Tiefe des Daſeins ſich unter tauſend lieblichen Blüten und Blättern verhüllt und verbirgt. Dieſe verdeckte Tiefe, dieſer Sonnen- und Farbenglanz der Luft und Erde, der Höhen und Thäler, dieſer unſchuldig-ſüße Schein iſt die Mittagshöhe des Erdendaſeins oder der Tag der Natur.

Aber es verbleibt nicht bei dieſem lockenden Reiz des allgemeinen Naturlebens, ſondern wie die Natur überhaupt ſich in ihre Elemente ſcheidet, und jedes für ſich frei dahinwaltet und fließt: ſo auch kehrt die lockende Macht, welche die allgemeine Naturmacht iſt, in jegliches Element der Natur ein, und alles Natürliche entfaltet in ſeinem eigenthümlichen Weſen die unwiderſtehliche Lockung und Verſuchung. So begibt ſich in dem anmuthigen Lenze der Menſch unter den Blütenbaum, um dort, gelagert in's Grün, umrauſcht von dem Mittagswind und ſanfter Kühle, bedeckt und beſtreut mit Silberblüten, alles Sorgen und Brüten aufzugeben,

Ruft drein die Nachtigall
Liebend nach ihm aus dem Blütenthal.

Aber den Dahingelagerten in Gras und Blumen überſchleicht leiſe der Traum, ſehr beruhigend zwar, auflöſend und mit ſüßem Ermatten beſeligend — aber doch der Traum. In dem Traume nun geſellt ſich ein Anderes zum Gegenwärtigen; denn das Gegenwärtige bleibt nicht, was es iſt, ſondern verändert ſein Antlitz; in dieſem Andersſein aber iſt es darum noch immer das Alte. Das grüne Blatt iſt noch Blatt, die herabfallende Blüte iſt

noch immer Blüte, die Gräſer, mit denen die Hand des Träumenden gedankenlos ſpielt, ſind noch die Gräſer; aber ein anderes Weſen wohnt ſchon in ihnen, ein andres Auge blickt ſchon aus ihnen, ein Fernes iſt genaht und mit dem Daſeienden verſchmolzen, aber dennoch ſelbſt in dieſem Einklang noch ein Fernes. Ruft jetzt die Nachtigall drein, ſo ruft ſie ſchon aus dem Nebelthal, und die Seele des Schläfers wird durch die äußere erſchallende Stimme zum eignen Laut erweckt. Dieſer Laut iſt aber nur der Seufzer:

Ich komme, ich komme;
Wohin, ach wohin!

Was in dieſer dunklen Metamorphoſe dem Träumenden begegnet, iſt ihm ſelbſt ein Geheimniß, muß es ihm auch bleiben; denn ſonſt, wenn es zu Tage käme, ſo wäre ja der Traum aus. Uns aber iſt das Geheimniß klar; denn was für uns geſchieht, iſt eben nur die Lockung des Naturgeiſtes in dem Baume, der in ſeinem Wehen und Rauſchen, in Blatt und Blütenſchimmer zum Zauberbaum geworden, unter welchem — gleich dem Fliederſtrauch in dem deutſchen Drama — Fremdes und Seltſames vor die Seele tritt.

„Niemand wandelt ungeſtraft unter Palmen," ſagt der Dichter, und dieſer Blick in die heiße tropiſche Natur des fernen Welttheils enthält eine tiefe Offenbarung. Denn der Palmbaum iſt an ſich ein abenteuerlicher Baum; ſein Stamm und ſeine Zweige ſehen ſelbſt aus, als ob ſie träumen wollten einen langen und heißen Traum. Sein Blatt iſt gefährlich, wenn es nicht vom

Glauben zu einem Symbol gemacht wird, welches Anderes, als es ſelbſt iſt, bedeute. Vielleicht wandeln der Mohr und der Neger ſelbſt nicht ungeſtraft unter Palmen; denn es wäre vermeſſen zu ſagen, daß nicht auch auf ſie die allgemein menſchlichen Kategorieen bezogen werden könnten. Wenn dies aber ſich mit dem Palmbaum ſo verhält, ſo läßt auch des Dichters Ausſage noch eine weitere Erfüllung zu; denn es iſt gewiß, daß auch Niemand unter Eichen, Buchen und Erlen ungeſtraft wandelt. Nicht nur der fremde Baum, deſſen Wachsthum und Entfaltung der Zweige uns fabelhaft bedünkt, iſt gefährlich; auch der einheimiſche Baum iſt es. Es hilft nichts, daß wir ſchon als Kinder unter Ulmen und Eſchen geſpielt; denn ſie üben dafür an den Verſtändigen ihr Recht, und ihre hängenden liſpelnden Zweige ſpielen mit uns, wenn wir ſelbſt dem kindiſchen Spiel entwachſen ſind. So aber ſpielen mit uns alle Bäume und Sträucher bis herab zur Vogelbeere und Hainbutte, ſelbſt der proſaiſche Birnbaum, ſelbſt die nüchterne Pflaume; denn es kommt in dem Wechſel des Jahres eine Zeit, wo auch dieſe Bäume ihr wirthſchaftliches Intereſſe verhüllen, und man bei ihrem Anblick nicht an Backobſt und Winterfeſte denken kann. Welch' eine trockne Rolle ſpielt unter den Bäumen Edens der Flieder! Aber wir haben geſehen, und die Poeſie ſelbſt hat es uns gezeigt, welche ſeltſame Geſchichten unter ihm geſchehen können.

Vergeſſen wir aber nicht, daß wir nur noch bei der ſanften unwiderſtehlichen Lockung ſtehen, welche ſich ſelbſt als reizend zeigt, nur erſt auf der Grenz-

noch immer Blüte, die Gräser, mit denen die Hand des Träumenden gedankenlos spielt, sind noch die Gräser; aber ein anderes Wesen wohnt schon in ihnen, ein andres Auge blickt schon aus ihnen, ein Fernes ist genaht und mit dem Daseienden verschmolzen, aber dennoch selbst in diesem Einklang noch ein Fernes. Ruft jetzt die Nachtigall drein, so ruft sie schon aus dem Nebelthal, und die Seele des Schläfers wird durch die äußere erschallende Stimme zum eignen Laut erweckt. Dieser Laut ist aber nur der Seufzer:

Ich komme, ich komme;
Wohin, ach wohin!

Was in dieser dunklen Metamorphose dem Träumenden begegnet, ist ihm selbst ein Geheimniß, muß es ihm auch bleiben; denn sonst, wenn es zu Tage käme, so wäre ja der Traum aus. Uns aber ist das Geheimniß klar; denn was für uns geschieht, ist eben nur die Lockung des Naturgeistes in dem Baume, der in seinem Wehen und Rauschen, in Blatt und Blütenschimmer zum Zauberbaum geworden, unter welchem — gleich dem Fliederstrauch in dem deutschen Drama — Fremdes und Seltsames vor die Seele tritt.

„Niemand wandelt ungestraft unter Palmen," sagt der Dichter, und dieser Blick in die heiße tropische Natur des fernen Welttheils enthält eine tiefe Offenbarung. Denn der Palmbaum ist an sich ein abenteuerlicher Baum; sein Stamm und seine Zweige sehen selbst aus, als ob sie träumen wollten einen langen und heißen Traum. Sein Blatt ist gefährlich, wenn es nicht vom

Glauben zu einem Symbol gemacht wird, welches Anderes, als es ſelbſt iſt, bedeute. Vielleicht wandeln der Mohr und der Neger ſelbſt nicht ungeſtraft unter Palmen; denn es wäre vermeſſen zu ſagen, daß nicht auch auf ſie die allgemein menſchlichen Kategorieen bezogen werden könnten. Wenn dies aber ſich mit dem Palmbaum ſo verhält, ſo läßt auch des Dichters Ausſage noch eine weitere Erfüllung zu; denn es iſt gewiß, daß auch Niemand unter Eichen, Buchen und Erlen ungeſtraft wandelt. Nicht nur der fremde Baum, deſſen Wachsthum und Entfaltung der Zweige uns fabelhaft bedünkt, iſt gefährlich; auch der einheimiſche Baum iſt es. Es hilft nichts, daß wir ſchon als Kinder unter Ulmen und Eſchen geſpielt; denn ſie üben dafür an den Verſtändigen ihr Recht, und ihre hängenden liſpelnden Zweige ſpielen mit uns, wenn wir ſelbſt dem kindiſchen Spiel entwachſen ſind. So aber ſpielen mit uns alle Bäume und Sträucher bis herab zur Vogelbeere und Hainbutte, ſelbſt der proſaiſche Birnbaum, ſelbſt die nüchterne Pflaume; denn es kommt in dem Wechſel des Jahres eine Zeit, wo auch dieſe Bäume ihr wirthſchaftliches Intereſſe verhüllen, und man bei ihrem Anblick nicht an Backobſt und Winterfeſte denken kann. Welch' eine trockne Rolle ſpielt unter den Bäumen Edens der Flieder! Aber wir haben geſehen, und die Poeſie ſelbſt hat es uns gezeigt, welche ſeltſame Geſchichten unter ihm geſchehen können.

Vergeſſen wir aber nicht, daß wir nur noch bei der ſanften unwiderſtehlichen Lockung ſtehen, welche ſich ſelbſt als reizend zeigt, nur erſt auf der Grenz-

ſcheide der Verſuchung, und daß eben dieſelbe leiſe „bis in's Herz hinan" gehende Lockung uns auch andere Elemente des allgemeinen Naturlebens offenbaren müſſen.

In der Blume iſt dem Begriff nach der Naturgeiſt noch tiefer in das Erdenhafte als den allgemeinen Urgrund verſenkt, als in dem Baume. Nicht darum, weil ſich der Baum höher aus dem gemeinſamen Element ihres Beſtehens in die Lüfte und den ewigen Himmel erhebt, ſondern weil es die Blume nur zum Samen, d. h. zum unmittelbaren Grunde ihres Daſeins, nicht zur Frucht bringt, als in welcher ſich die vegetabiliſche Natur in einen höheren Cyklus des Natürlichen fortſetzt, nemlich in der Ernährung des animaliſchen Lebens. In der Frucht, welche der Baum getragen, unterſcheidet er ſich ſeinem Weſen nach in zwei, in ſofern er durch den Kern der Frucht wieder auf ſich zurück, durch die Frucht ſelbſt aber, die ihm nicht zu gute kommt, weiter auf Menſch und Thier hinweiſt. Hingegen die Blume, obgleich in den ineinandergreifenden Kreiſen des Naturlebens tiefer geſtellt, entfaltet und vereint dafür in ihrer eignen und eigenſten Geſtalt alle Wunder der Erſcheinung, dergeſtalt daß in der Blumenwelt der Naturgeiſt ganz hinauf zum Lichte dringt, in dieſem Hinaufdringen aber die höchſte Potenz des Schönen entfaltet, wozu er es überhaupt im Reiche der Vegetation bringen kann. Weil jedoch, um dieſe Schönheit zu vollenden, einerſeits das Licht und das Dunkle den Gipfel ihrer Vermählung feiern und ihr gegenſeitiges Ineinanderſpiel auf das Tiefſte vollenden müſſen, damit aller Zauber der Farben hergeſtellt werde, andererſeits die Blumengeſtalt ſelbſt alle

Naturgeſtalten der tieferen Stufen in ſich ſammeln und reflectiren muß, als da ſind: Stein und Perle, Feuer und Waſſer, Sonne und Sterne, Kryſtall und Glocke, um ſich als ein Aeußerlich-Vollendetſtes darzuſtellen: ſo erhält eben durch dieſes Weſen und Streben die Blume etwas Symboliſchdeutendes und Myſtiſches, und bei allem Liebreiz ihrer Erſcheinung, der ſich klar zu Tage ſpiegelt, zeigt ſich oder verhüllt ſich doch eben in dem feingezackten und geſchwungenen Blatt, in dem Stern der Blüte, in den kryſtallartigen Ausſtrahlungen der Zweige ein Geiſt des Unerforſchlichen und Fremden, welcher die befriedigende Nähe ſelbſt wieder in die Ferne rückt. Aber ſelbſt in dieſen Beſtimmungen erſchöpft ſich noch nicht das Daſein der Blume; denn dieſe ſcheint und ſchimmert nicht blos, ſie duftet auch. Der Duft aber iſt der wahre lockende, neckende Zug in der vegetabiliſchen Welt, der lichtgekleidete Sylphide, der mit ſeinem Stabe von Schmetterlingsſtaub den Schlummer und die Träume gebiert. Der Flieder hätte als ein gemeiner Baum das Käthchen nicht dazu bringen können, ihre leiſen Liebesgedanken zu verrathen, wenn er nicht ſo ſtark duftete.

Da die modernen Dichter romantiſcher noch waren, nemlich in demjenigen Abſchnitt deutſcher Poeſie, wo eine gläubige, aber verdrehte Weltanſicht ihr Höchſtes in dem Hinaufringen zum Lichte mit der Angſt einer ſchönen Seele und in einem liebeſchwangeren Verklären und Verſymboliſiren der Naturgeſtalten „aufwärts zum Lichte" fand, in dieſer träumenden, verkehrten, aber tiefen Zeit, wo mehr als ein Heinrich von Ofterdingen in

Sehnsucht nach der blauen Blume verschmachtete — damals hat man es auch versucht, im Sinne jener Weltansicht den Duft der Blume zu erklären. So wurden denn die geheimnißvoll-schönen Blumen und Blüten alle, besonders aber die wundersame Lilienblume mit den großen weißen Glocken, zu heilig-lichten Symbolen gemacht, so wie ihre hinaufstrebenden oder hinabwärtsgeneigten Zweige zu eben so vielen Liebesarmen, die entweder sehnsüchtig himmelauf strebten, oder in demüthiggläubiger Verzagtheit ermattet niedersanken. Unter den Blumen selbst erstand gar eine unsichtbare Kirche, und Alles feierte, von der Sonnenblume an bis zum farblosen Kraut, den Geheimdienst des Lichtwesens, zu welchem Gottesdienst die Lilienblume läutete, und die Blumenseelen alle zusammenrief zur Feier des großen Wunders, welches

„aus fünf Wunden göttlich blumte."

Damals nun ward es, wie bemerkt, nach dieser Methode alle leblosen Dinge zu beseelen, auch versucht, den Duft der Blume zu deuten, was mit Andacht und andächtiger Verblendung (die ja selbst das geistigste Mysterium sich als einer Blume begreiflich dachte) so gewendet ward, als ob in der That das Duften der Blume etwas dem vernünftigen Geiste Gleichartiges sei. Denn der Duft sollte nicht blos metaphorisch als geistig bezeichnet werden, sondern wirklich ein Ausdruck des Geistes sein. Was nun bei dieser mystischen Wanderung durch die Blumenseelen dem andächtigen, aber excentrischen Poeten begegnete, blieb ihm selbst verborgen, weil ja im

entgegengesetzten Fall der schöne Naturtraum aus gewesen wäre; uns aber ist es klar und begreiflich, daß es eben wieder nichts Anderes als die Natur selbst war, welche in ihrer Lockung sich bis zum Scheinen des Geistes selbst hervorwagte, und welche, immer noch auf ganz anmuthige Weise in der Blume wie im Baume mit dem Menschen ihr Spiel trieb. —

Bei dieser Stelle wurde die Recitation Bruno's durch eine lebhafte Exclamation des Wirthes unterbrochen. „Wunderbar, wunderbar!" rief Herr Jakob Hippel aus, „wer hätte solch' loses Spiel wohl der liebwerthen Frau Natur, die Jedermann sich so unschuldig denkt, zugetraut? Ei, so möchte man sich's ja ein für allemal zur Warnung dienen lassen, nie mehr einen vollen Blumenstrauß im Glase vor sich stehen zu haben, oder im duftigen Garten unter einem blühenden Holunderstrauch sein Mittagsschläfchen zu halten! Wundersam, wundersam! Nun so sei denn hiermit allen Blumen und Bäumen mit einander der Krieg erklärt, und, daß es nur etwas gebe, wobei wir stehen bleiben, so wollen wir uns an den Wein halten."

„Guter Freund Jakob" — fiel ihm der Meister Ludwig in die Rede — „darüber ließe sich gleichfalls gar Wundersames sagen, was Euch aber zu guter Letzt das Weintrinken verleiden dürfte, und dann dauerte mich wahrlich Euer voller Schmerbauch. Wollt Ihr aber durchaus etwas Flüssiges haben, nun so haltet Euch an dasjenige Element, was in unserer Vorlesung nun gleich seine Rolle spielen wird, und schon von Alters her —

wie man es nehmen will — Euer und Eurer Genoſſen geſchworner Freund und Feind iſt — das Waſſer."

„Das Waſſer?" ſeufzte Herr H..... in einem recht lamentablen Tone — „o ja wohl iſt das Waſſer der Erbfeind meines Hauſes, meiner Perſon und meines Geſchäfts, inſonderheit das Mineralwaſſer, auf das jetzt die kranken und geſunden Leute gleichſam verſeſſen ſind."

„Ihr werdet aber gleich ſehen, Liebſter," ſprach der Meiſter, „welche große Dinge das unſchuldige Waſſer zu thun vermag!"

Wir müſſen nun — fuhr Bruno zu leſen fort — um auch in den erſten Kreiſen des Naturlebens, ja ſogar dort, wo, genau genommen, noch gar kein Kreis geſchloſſen iſt, dieſelbe ſanfte Lockung des Naturgeiſtes wahrzunehmen, zu einer noch tieferen Naturbeſtimmheit als die Blume iſt, ja zu den Elementen ſelbſt und unter dieſen zu dem allerneutralſten Element herabſteigen. Und dieſes allerneutralſte und friedfertigſte Element iſt ohne alle Frage — das Waſſer.

„Das Waſſer," ſagt der Dichter, „iſt ein freundliches Element dem, der es zu behandeln weiß." Dieſe Ausſage enthält, da ſie der Natur des Elements ſelbſt entnommen iſt, eine tiefe Offenbarung. Aber wie dort beim Palmbaum der Fall war, läßt ſich auch darüber hinausgehen; denn das Waſſer iſt nicht minder auch ein freundliches Element für den, der es nicht zu behandeln verſteht. Das Waſſer iſt ja, wie wir wiſſen, auch freundlich gegen die Kinder, die, wie überhaupt nichts, ſo auch das Waſſer nicht zu behandeln verſtehen. In dieſer Freundlichkeit gegen Alle und Jeden offenbart ſich auch zugleich die Liſt des

Elements, bis zu welchem Punct wir jedoch noch nicht gekommen ſind, weil wir noch bei dem ſanften Zug der Lockung ſteh'n. —

„Ich bin auf die Liſt des friedfertigen Waſſerelements ſehr neugierig," flüſterte Herr H..... mit halblauter Stimme, indem er eilig einen langen Zug aus ſeinem Römerglaſe that, ſo als wollte er die verfänglichen Waſſergedanken damit niederſchlagen. Bruno aber fuhr fort zu leſen: In dieſer Freundlichkeit gegen Jedermann offenbart ſich aber das Waſſer, welches wir als das neutrale Element kennen lernten, vielmehr als ein nicht neutrales, ſo wie denn überhaupt jedes Ding in der Welt vermittelſt der Negative über ſeine unmittelbare Weſenheit hinausgeht. Denn das Neutrale iſt doch das Gleichgiltige. Was aber durch ſeine Freundlichkeit unwiderſtehlich lockt, iſt eben nicht mehr das Gleichgiltige, weil es hiermit ſeinen Bezug auf etwas Anderes an den Tag legt. Hier gilt der Spruch: Wer Ohren hat zu hören, der höre! Oder man könnte auch ſagen: Der Zug des Herzens (der ſchon die kleinen Kinder am Ufer des Fluſſes zu ſpielen treibt) iſt der Wahrheit Stimme.

An dem Waſſer ſpielen alſo, wie geſagt, ſchon die Kinder am liebſten zu Angſt und Schrecken ihrer Mütter. Nicht der bunte Sand iſt es, der ſie nach dem Ufer zieht, wie ſie halb unbewußt vergeben, auch nicht das Spiel mit dem flachen Kieſelſtein, den ſie aus der Hand werfen, daß er in gemeſſenen Sprüngen über die Wellen hüpft, auch nicht die Blumen, die am Ufer blühen; denn die blühen auch auf Rainen und im Walde — nicht dies Alles lockt ſie an den Strand,

ſondern das Waſſer thut es, das neutrale Waſſer ſelbſt. Auch die großen einſichtsvolleren Kinder treibt es wohl gar in der Nacht nach dem Strande hin, ja die Königstochter ſelbſt rafft ſich zur Nachtzeit vom ſeidnen Lager auf, wie es in der alten wundervollen Ballade heißt:

Ach Mutter, liebe Mutter,
Mein Kopf thut mir ſo weh!
Ich wollte gern ſpazieren
Wohl an die grüne See.

Von dem Bächlein, das zwiſchen Blumen ſich windet, bis zum Weltmeer, das auf weißer Düne ebbt und ſtrandet, geht dieſer unwiderſtehliche Zug. Auch der Philiſter „im Sonntagsröcklein" ſpaziert gern am murmelnden Quell und bewundert mit der Pfeife im Munde die großartigen fetten Waſſerpflanzen, die in ihrer ganzen Bildung ſo ahnungsvoll von ihrem Element durchdrungen ſind, und den Küſtenbewohner wärmt die kalte Woge, die ihn mit Schaum beſpritzt, bis in's Herz hinab. Nur wenn das Waſſer, durch die Zwingherrnmacht der Erſtarrung verfeſtet, nicht mehr das Waſſer iſt, oder auf dieſem Wege der Erſtarrung begriffen iſt, dann lockt es die empfindlichen Leiber nicht mehr; aber den rechten Sohn der Natur lockt es auch dann noch, ſo lange ſich eine Welle regt.

Wie aber der Sommer die Sonnenhöhe der ganzen Natur und der Frühling der Maienglanz des Univerſums iſt, ſo verklärt ſich auch das abſtracte Element im Glanze dieſes lichten Maien und wird ſelbſt zu einer vollen reichen Frühlingswelt. Im Sommer culminirt der Waſſergeiſt. Dieſer Waſſergeiſt iſt aber eben nur das

Waſſer ſelbſt in ſeiner Neutralität und vollkommnen Anſpruchsloſigkeit.

Wer aber zunächſt dem ſanftlockenden Element nicht widerſtehen kann, das iſt der, welcher in und durch daſſelbe ſein Daſein hat — der Fiſcher. Der Fiſcher iſt der nächſte unmittelbar Vertraute des Waſſers. Denn wenn es derjenige nicht zu behandeln verſteht, der auf demſelben geboren iſt und im Bunde mit ihm ſein Gewerbe treibt, ſo verſteht es Niemand. Dem Fiſcher iſt das Waſſer freundlich jederſtund. Und wenn es ſchwarze Nacht iſt und kein Mondlicht ſich in den Wellen ſpiegelt, ſo treibt dennoch ſein Kahn ruhig auf dem Meere hin, und auch das Fiſchermädchen

„vertraut ſich ſorglos
täglich dem wilden Meer.“

Wenn aber ſogar heiteres Frühlingslicht die Wellen küßt, und das ruhige durchſichtige Wogengrün ſogar den unterſten Kieſel zeigt, dann wird er ſich erſt ſeines Daſeins gewiß und freudig fühlen, wenn es um ihn leiſe rauſcht und ſchwillt, und die ſonnigen Tage, wo er, die Angel in der Hand, „ruhevoll“ in den Strom blickt, werden ihm erſt ſeines Daſeins Erfüllung bringen. Aber dem ſeines Daſein innigſt Genießenden und dem Elemente freundlichſt Vertrauten naht bereits auf demſelben die wirkliche Liſt; aber nicht plump und rauh, ſondern ſie überkommt ihn nur „ganz leiſe loſe“ und luſtig zuerſt als ein aufſteigender Nebel, bis ſich endlich vor dem Sitzenden und Lauſchenden wirklich „die Flut emportheilt“ und „aus dem bewegten Waſſer ein feuchtes Weib hervordringt.“

Was nun der Fischer, vom Naturgott Dionyſos berauſcht, erblickt, iſt wirklich das reizende Waſſerweib in ihrem feuchten Glanze; was er lauſchend und hingeſunken vernimmt, iſt wirklich ihre Stimme und der leiſe klagende Vorwurf, den ſie ihm macht, daß er „ihre Brut hinauf in Todesglut locke.“ Aber was er bei dieſem Sehen und Hören empfindet, iſt die wirkliche und wahrhaftige Waſſerluſt, die ihm als reine Kühle bis in's Herz herandringt, und das heiße Bewußtſein, wie doch droben über dem Waſſer alles Daſein nur Todesglut ſei, weshalb ihm auch die Mahnung des Waſſerweibes an das „Wohlige“ des Fiſchdaſeins und ihr unmittelbar an ihn ſelbſt ergehender Aufruf „hinabzukommen und geſund zu werden“ völlig als der Wiederſchein ſeiner eigenſten innerſten Sehnſucht erſcheint.

Allein hiermit iſt die Lockung und die Liſt noch nicht vollende, vielmehr muß dem Fiſcher ſein eigen Bewußtſein, zwar noch immer in dem Geſange des Waſſerweibes, dahin führen, daß er in dem Waſſerreiche Alles und jedes, was nach oben gehört und das irdiſche Daſein reizend macht, ſchöner, verklarter und verkühlter wiederfinde. Daß ſich Sonne, Mond und Sterne, der ganze ewige Himmel aus dem Waſſer reflectirt, wird dem Fiſcher zuerſt und zwar ſo vorgeſtellt, als ob *freiwillig*, und weil es ihnen droben an der Feſte des Himmels nicht auf die Länge wohl ſei, ſich die Geſtirne in das Waſſerreich verſenkten, als ob dieſe Wiederkehr aus der flüſſigen Tiefe erſt ihr himmliſches Daſein läutere und verſchöne; ja in der Vorſtellung, die aus der unmittelbaren Anſchauung hervorgeht, daß *immerdar*

in Waſſers Grunde der blaue Himmel, aber noch blauer, ruhe und ſchwimme, wird dieſes Verſunkenſein der ganzen Höhe in der Waſſertiefe ſogar als etwas Ewiges dargeſtellt. Allein die Spitze der Befriedigung erreicht die unermeßliche Sehnſucht und die Lockung ihr Ende dadurch, daß der Fiſcher ſein eignes Selbſt im Waſſer erblickt. Denn in dieſer Wahrnehmung, die ſchon mehr als Wahrnehmung iſt, vollendet ſich der Zauber dahin, daß dem Fiſcher die wunderliche Gewißheit wird, daß er ja ſelbſt ſchon drunten im feuchten Grunde ſei, und was von ihm droben in der Todesglut ſich befinde, eigentlich nur der falſche Menſch, der Doppelgänger, das Scheinbild, das Vorurtheil ſei, welches ihn nur durch alte Gewohnheit an die Oberwelt feßle. In dieſem Zauber verdreht ſich dem armen Fiſcher wirklich die ganze Welt, und er ſelbſt verdreht ſich für ſich ſelbſt, in ſofern er das Scheinbild aus dem Waſſer für ſein wirkliches Selbſt, dieſes aber, das nur noch an einem Faden oben hängt, für das Scheinbild nimmt. Mit dieſer Verdrehung des Selbſts iſt aber die Lockung am Ziele, und die unmittelbare Stimme des Elementes, das Rauſchen und Schwellen des Waſſers reicht nunmehr hin, die That zu vollenden. Denn auch der *Liebſten* Gruß, alſo noch *mehr* als ſein eignes Selbſt, ſcheint ihm jetzt aus der Welle zu dringen in dem Klageton des niederſinkenden Weibes, der ſich mit dem Laut des Elementes ſelbſt verſchmilzt. Daher iſt es denn unter dieſen letzten Zaubertönen nun wirklich „um ihn geſchehen.“ In völliger Unfreiwilligkeit, doch ganz freiwillig, „ſinkt er hin“ und „wird nicht mehr geſehen.“ —

Als Bruno bis zu diesem Abschnitt in seiner Lectüre gekommen war, wurde er abermals durch die heute mehr als je regsame Excentricität des guten Wirthes unterbrochen. Herr Jakob H..... sprang in einem mächtigen Satz von seinem Stuhl empor, also daß dieser umschlug, und rief mit komischer Entrüstung: „Nun in aller Welt sehe mir eins den tückischen Wassergeist! Wer hätte dem charmanten Element eine solche Hinterliſt zugetraut! Aber was mich betrifft, ich habe immer Respect vor ihm gehabt — — —."

„Und seid deshalb kein Fischer, sondern ein Weinschenke geworden," bemerkte der junge Fremde. „Wehe Euch aber, Herr H....., wenn der Wein wie die Flüsse in mächtigen Strömungen sich ergösse, oder gleich dem Weltmeer die Erde umgürtete! Keinen Deut gäbe ich dann für Euer Leben, und daß nicht der Weingeist Euch dieselbe Rolle spielte, wie hier das Wasser dem armen Fischer."

Herr H..... zuckte mit den Achseln und wagte nicht nein zu sagen. Bruno aber erhob sein Glas: „Weil uns" — sprach er — „unser vorlauter Wirth einmal unterbrochen hat, so wollen wir die Pause unserer Vorlesung, anstatt mit leerem Geschwätz, lieber mit einem hellklingenden Toast erfüllen, der uns Allen gewiß von Herzen geht: Es lebe unser Göthe, der Dichterheros, dessen wasserduftige Fischerballade wir in des trefflichen Meister Ludwig Darstellung so gar wundersam ausgelegt finden!"

Sie stießen an und tranken. Aber es war, als die Gläser ausgeklungen hatten, als ob ein leiser Seufzer

durch das Gemach ſtriche, und man die flüſternden Worte vernähme: „Shakſpeare iſt dennoch größer!“ Wer dieſe leiſen klagenden Worte, die den Ausbringer des Toaſtes einigermaßen verſtimmten, ausgeſprochen hatte, wußte Niemand.

„Ich bitte Euch ſehr, verehrter Herr,“ ſagte nun der Fremde, „leſt weiter; denn ich müßte mich ſehr irren, der unvergleichliche Ausleger wird jetzt der unterirdiſchen Dämonenwelt, der Nachtſeite der Natur näher rücken.“

„Ich muß geſtehen,“ bemerkte der Meiſter Ludwig, „daß ſich von nun an in meiner Darſtellung der Ton etwas verändert, und etwas an die philoſophiſche Darſtellung ſtreift, die ich mir von meinem werthen Freund Hegel, deſſen Umgang mir unvergeßlich iſt, leider etwas angewöhnt habe. Auf der Bühne, wo nur fremder Genius mich durchblitzte, merkte man das freilich nicht; aber ſo in meinen eigen Dichten und Denken zeigt ſich etwas davon. Nun; dem ſei wie ihm wolle; im Grunde, mein' ich, im rechten Grunde bedarf dies keiner Entſchuldigung: es gibt nun einmal Dinge in der Welt, und dahin gehören die Tiefen, die wahren Tiefen der Poeſie, welche ſich in der ordinairen Philiſterausdrucksweiſe nicht abfertigen laſſen.“

„O wie wahr iſt dies!“ ſprach der junge Fremde, und Bruno fuhr fort zu leſen:

Was ſich nunmehr in dieſem Hingeſunkenſein des Fiſchers und Nichtmehrgeſehenwerden für uns enthüllt, iſt nichts Anderes als der offenbare Gegenſatz, den das natürliche Sein in ſich ſelbſt hat, oder das

Hervorbrechen des Widerspruchs an diesem Sein. Denn in dem Verlauf der Sache hat sich zuerst der einfache Reiz des allgemeinen Naturlebens in die complicirte Lockung hineingespielt, sodann diese Lockung in die eben so einfache Tücke, oder, von Seiten des Elementes selbst angesehen, hat sich dessen Neutralität zuerst in das Nichtneutrale, sodann aber auch das Freundliche desselben in das wirkliche Feindliche verwandelt. In diesem Verlauf zeigt sich nun die List als ganz offenbar, und weil diese List des Lebendigen selbst nicht schonte, sondern dasselbe vom Leben zum Tode brachte, so tritt als das Endresultat der Schrecken hervor. Die durch ihre Freundlichkeit feindliche, durch ihr regsames Leben tödtliche Natur steht mithin jetzt, alles Scheines beraubt, als ein Gegenstand da, gegen dessen Heimtücke man auf seiner Hut sein muß, sodann aber auch als ein solcher, dessen todtdrohendes Wesen an und für sich zu fürchten ist. Denn in sofern der tückische Gegner zugleich ein überaus mächtiger ist, kommt der Fall, daß man bei aller Vorsicht ihm nicht entrinnen kann. In dem ewigen Möglichsein dieses Falls aber erscheint die Angst selbst als etwas Unendliches.

Wer sich aber nunmehr vor der Natur zu ängstigen hat, ist nicht etwa blos der Fischer, oder der Jäger, oder etwa der Schneider, weil dieser Letztere einmal nach der allgemeinen komischen Annahme die furchtsame Gattung ausmacht, sondern Jedermann, wer es auch sei, Alle ohne Unterschied. Mithin ist die Natur nicht für den und jenen, etwa mit Ausnahme der Sonntagskinder oder der ihr Zunächststehenden, schrecklich und finster,

ſondern für alle lebendige Weſen ohne Ausnahme. Eine ſolche Verfinſterung aber löſcht alle Lichter aus, nicht blos Mond und Sterne, ſondern auch die Sonne. Es iſt alſo jetzt, wie es zuvor eitel Tag in der Natur war, nunmehr eitel Nacht; denn der Schrecken und die Angſt ſind die Nacht des Geiſtes.

In der Natur iſt es aber nicht blos geiſtig Nacht, ſondern auch natürlich Nacht, Tag und Nacht im natürlichen Verſtande, was ſo viel heißt, daß die Natur ſchon in aller Abſtraction vom Geiſtigen, d. h., als Natur, den Gegenſtand des Finſtern und Hellen an ſich ſelbſt hat, welche Beſtimmungen eben erſt ihrem Ausdruck nach von ihr entnommen ſind. Wird jedoch hierbei nicht ſtehen geblieben, ſondern der geiſtige Gegenſatz, wie er ſich uns eben enthüllt hat, mit dem natürlichen in Eins geſetzt, ſo ergibt ſich der natürliche Tag, d. h. die Zeit, wo die Sonne ſcheint, als der verhüllte Schrecken, wie es ſich in der Leidensgeſchichte des Fiſchers zeigte, die natürliche Nacht aber als der offenbare Schreck. In der Nacht alſo geſchieht nichts Anderes, als daß die Natur ihre Farbe, d. h. den Schein, ablegt, und in ihrem Grau oder Dunkel als das unmaskirte Finſtere hervortritt. Noch bezeichnender kann man ſagen: Die Natur hat in der Nacht gar kein Geſicht, und in dieſer Geſichtsloſigkeit, wo ihr gleichſam das Auge aus dem Kopfe tritt, liegt der Schrecken eben in dem verlornen Auge. Hätte die Natur in der Nacht noch ihr Auge, ihren Blick, Farbe, Schein, oder wie man ſonſt will, ſo wäre ſie noch der Liſt fähig. Weil ſie aber ihr Auge verloren hat, ſo bleibt ihr nur noch die nackte Gewalt

übrig, oder das, was vorhin als Lockung sich darstellte, ist nunmehr zum Grausen geworden. Was uns aber in diesem Uebergange nicht entgehen darf, ist das Unfreiwillige, womit die Natur von der List zur Gewalt übergegangen ist. In diesem Zuge erscheint für uns zwar, aber nicht für den, der diese Gewalt eben erleiden muß, die Macht der Natur zugleich als ihre Ohnmacht. Und daß wir es wissen, daß diese Macht der Natur zugleich ihre Ohnmacht ist, darin liegt für uns schon der aufgehobene Gegensatz oder die Morgendämmerung; für den aber, der von dieser Macht um die Zeit der Nacht unmittelbar ergriffen wird, ist die Dämmerung noch nicht heraufgekommen, sondern die Nacht eine wirkliche Mitternacht.

So wie jedoch Frühling und Sommer der Scheitelpunct der Natur sind, so sind Herbst und Winter, als die entgegengesetzten Jahreszeiten, auch das Entgegengesetzte dieses Scheitelpunktes. Und wie deshalb im Frühling und Sommer der Tag am schönsten ist, so ist dafür im Herbst und Winter die Nacht am häßlichsten. Aber in der Vierheit der Jahreszeiten, weil es eben eine Vierheit ist, muß es auch nicht blos einen einfachen, sondern einen doppelten Unterschied geben, wornach also der Frühlingstag noch ein ganz anderer als der Sommertag, und die Herbstnacht noch eine ganz andere als die Winternacht ist. Der lichte Mai ist wohl schöner, lockender und vergnüglicher als der heiße Julius, und eben so ist wohl die Novembernacht noch weit ungastlicher als die Januarnacht. Denn weil in der letzteren schon wieder das Lichte und Weiße in die Nacht hineinspielt, oder, um es gerade herauszusagen, weil Schnee gefallen

iſt, ſo iſt hiermit das Auge der Natur wenigſtens zum Schein wieder erwacht, und, wenn nicht die Farbe und Buntheit, doch das Weiße und Lichte erkennbar. In der Herbſtnacht aber offenbart ſich nichts als nur das Dunkle, weshalb es auch dem Mond und den Geſtirnen ſelten gelingt, ſich am Himmel zu zeigen. Nur das einfache Sauſen des Windes erſcheint hier als das Berechtigte, und was unbedingte Gewalt hat, iſt der Nebel. In dieſem unterſchiedloſen Nebelmeer aber iſt das Einzige, was allenfalls unterſchieden werden kann, der „Nebelſtreif, den der Wolken Zug und die Windsbraut zum Vorſchein bringen.

Darum iſt, weil der Verſtändige das Weſen der Nacht kennt, und weiß, daß ſie keines Menſchen Freund iſt, nichts natürlicher, als daß die liebende Mutter ihr Kind hereinruft unter Dach und Fach, wenn die Sonne untergegangen iſt und der Tag ſich neigt. Denn das Kind iſt ja das völlig Wehrloſe, und deshalb die Zeit für das Kind die angemeſſene, wo der Menſch, unter Gottes freier Sonne wandelnd, der Wehr am mindeſten bedürftig ſcheint. Auch folgt das Kind dieſem Rufe williger, und zieht ſich, wenn es im Freien geſpielt, von ſelbſt aus innerm Gemüthsantriebe nach dem Hauſe zu, wenn die Nacht hereinbricht. Allein nicht preisgegeben ſcheint das Kind zu ſein, wenn es bei dem Vater iſt, welcher auch, in dem Bewußtſein, daß ſeine Kraft hinreiche, um ſein Kind zu ſchützen, daſſelbe wohl „durch Nacht und Wind" heimwärts führen kann. In dem Bewußtſein des Vaters kann auch ganz vernünftiger Weiſe der Arm, mit welchem er das ſeinige umſchließt,

ein unendlicher Schild und Wehr ſein, weil in ſeinem Gemüth der unendliche Wille vorhanden iſt, das Kind gegen alle Fährlichkeit zu beſchirmen. Allein dem ganz unbedingten Willen und Selbſtvertrauen des Vaters gegenüber ſind auch Nacht und Wind etwas für ſich ganz Freies und Schrankenloſes; denn ihre Grenze iſt nur das Dunkel, ſie ſelbſt aber ſind ja ein Dunkles; mithin weil ſie ganz und gar nicht von ihrer Grenze zu unterſcheiden ſind, ſind ſie das Endloſe ſelber. Und was ſie hervorbringen, iſt ebenfalls das ganz Grenzen- und Formloſe: der „Nebelſtreif.“ Aus dem Formloſen aber, eben deshalb, weil es nicht ſich ſelbſt formirt, kann die aufgeregte Phantaſie in ihrer Willkür Alles formiren, um ſo viel mehr, wenn, wie in dem Kinde, die Phantaſie ſelbſt noch ein ganz Unmittelbares und Ungebundenes iſt. Was demnach in dieſem Nebelſtreif, der für den Vater weiter nichts iſt als dies, dem Kinde erſcheint, kann Alles in der Welt ſein, ein Vogel, Unthier, Zwerg oder Rieſe, Baum oder altes Weib; am füglichſten aber iſt es die fabelhafte Wirklichwerdung und Wiederkehr eines alten Mährleins vom König mit Krone und Schweif. Was alſo das Kind erblickt, iſt in der That kein Nebelſtreif, ſondern ein König. In dem König und ſeiner Krone ſpielt und lebt jedoch der Nebelſtreif, in dieſem aber die Nacht und das Dunkel, darum auch das Kind von den „ſchönen Spielen,“ die der König mit ihm ſpielen, von den „bunten Blumen,“ die er ihm zeigen will, ſo wie von dem Strome, an deſſen Rand ſie blühen ſollen, nichts erblickt, ſondern ihm dies Alles nur vom Könige verheißen wird. Denn die Nacht

iſt ja, wie wir ſahen, das Augen- und Scheinloſe, welches nur ſich ſelbſt offenbaren und auch das Dunkle nur in ſofern zeigen kann, als es vom Licht verlaſſen iſt. Darum kann die Nacht nur zeigen durch den Ton, und ſie nimmt, des Scheins ermangelnd, dafür den Laut an. In dieſem Laut aber liegt demungeachtet die Lockung, und derſelbe vermag Alles in Rede zu ſtellen, was dem Kinde ſüß und theuer iſt: „ſchöne Gewänder" und Blumen und im Hintergrunde die Mutter, welche die goldene Gabe liebend austheilt. Denn an dem Namen der Mutter ſoll das Kind die Liebe merken und willig ſich dareingeben. Darin offenbart ſich aber des Erlenkönigs, oder mit andern Worten der Natur und Nacht Ohnmacht, daß er dem Kinde die Blumen und die Mutter nicht zu zeigen vermag. Wäre dies, ſo wäre das Kind gleich gewonnen; es wäre dann Tag, und das Ende vom Liede wäre nicht die Gewalt und der kalte Tod, ſondern, wie bei dem Fiſcher, die Liſt und der warme ſüße Tod. Darum kann auch das Kind, was auch der Erlkönig verſucht, nicht gewonnen werden; denn die Nacht muß ſiegen durch den Schreck und durch die Angſt, in welcher das Kind ſich unruhig an den Vater wendet, ob er nichts ſehe und höre. Aber der Vater, nicht als der abſolut Furchtloſe — denn die Nacht iſt ja doch keines Menſchen Freund — ſondern als der darum Furchtloſe, weil er das Kind beſchützt, ſieht ganz und gar nichts als nur den Nebelſtreif, und hört ganz und gar nichts als nur das „Geſäuſel des Windes im dürren Laube."

Allein etwas zu zeigen ſteht dem Erlenkönig

allerdings frei, nemlich seine Töchter, weil diese ja, gleich ihm, nur Nebelstreifen sind. Davon aber wird dem Kinde nicht wärmer, sondern kälter; denn es erblickt in diesen nur dasselbe Wesen oder dasselbe Wesenlose. Es wächst dadurch nicht des Kindes Vertrauen, sondern vielmehr des Kindes Grausen. Und hierin mögen wir, die Erkennenden, einen neuen Beweis von der Ohnmacht der Natur wahrnehmen. Eben so gut konnte der König dem Kinde die Mutter zeigen, aber nicht die Mutter des Kindes, worauf es doch ankommt, sondern nur seine eigne, das heißt nichts Anderes als Nebel auf Nebel. Aber dem wachsenden Grausen des Kindes begegnet wieder der unerschütterlich feste Sinn des Vaters, welcher, zum letzten Mal von seinem Kinde befragt, wiederum nur „die alten Weiden" erblickt.

Das Einzige also, was dem König übrig bleibt, um an das Kind zu dringen, ist — die Gewalt auf die Spitze zu treiben und sich, da des Kindes Gemüth und Neigung ganz unantastbar und spröde sind, seines natürlichen Seins zu bemächtigen, eine Erscheinung und Thatsache, aus welcher die große und ewige Wahrheit hervorleuchtet, daß die Natur, zu ohnmächtig, um die Seele zu ergreifen, sich nur des Leibes bemächtigen kann. Zeigt und offenbart sich nun in diesem letzten Mittel zugleich die höchste Ohnmacht der Natur, die, im Widerspruch mit sich, in dem Leiblichen, das sie verschlingt, sich selbst verschlingt, so ist doch hiermit dem Kinde nicht geholfen; denn die höchste und letzte Gewalt, welche die Natur braucht — ist der Tod.

In dem Augenblicke nun, wo das arme Kind

durch ſeine Sprödigkeit und Unantaſtbarkeit — in welcher jedoch ſchon der Sieg des Geiſtes über die Natur im Keime enthalten iſt — umkommt, verändert ſich auch der Vater, und ihm, der nur, ſo lange er das Kind beſchirmte, furchtlos war, ergrauſet's nun ſelbſt, da das Kind ja nun geſtorben iſt. Anſtatt alſo daß der Vater, wie er glaubte, des Kindes Schutz war, zeigt es ſich nun vielmehr, daß das Kind bei Lebzeiten ſein Schutz war, weshalb er nun ſelbſt in Angſt gejagt und zum ſchnellen Reiten geſpornt wird. Denn das „Aechzen" des Kindes iſt eben das Todesächzen, und dieſes für den Vater das ſichere Merkmal, wie er es nur als Leiche daheimbringen werde, eine Gewißheit, die ſich leider beſtätigt, als er „mit Mühe und Noth" den Hof erreicht; denn das Kind, wie er nun beim Licht erſchaut, iſt in ſeinen Armen — — —

Ein gellender Schrei, den der Vorleſende bei dieſer Stelle ausſtieß, erſchreckte die übrigen Anweſenden auf das heftigſte. Am ruhigſten blieb der junge Fremde, der, ohne ſeine Stellung zu verändern, ſich nur ein wenig nach der etwanigen Urſache dieſer unangenehmen Erſcheinung umſchaute.

„Um Jeſus willen, Herr Bruno, was kommt Euch ein?" rief der Wirth, deſſen Ausſehen zeigte, daß ihm ſelbſt nicht ganz wohl zu Muthe war.

„In des Henkers Namen, Junge, wie ſiehſt Du auf einmal aus?" rief der Meiſter Ludwig, indem er wie zur eignen Erkräftigung aus der goldnen Tabatiere eine ſtärkere Priſe als gewöhnlich nahm.

In der That gewährte der plötzlich verſtummte

Dichter eben keinen troſtreichen Anblick. Er ſaß da unbeweglich wie eine Salzſäule, in die Lehne ſeines Seſſels zurückgeſunken; die beiden Hände waren vorgeſtreckt, und, im Vorſtrecken gleichſam erſtarrt, ſchwebten ſie in höchſt unmaleriſcher Stellung in der Luft. Sein Auge ſtierte unverwandt nach einem höheren Punct an der entgegengeſetzten Wand. Sein Geſicht war bläſſer als der Tod, ſeine Lippen bebten. Dieſer ſo unerwartete und ängſtliche Anblick erſchütterte endlich auch den Fremden, der auf Bruno zutrat, ihn in ſeinen Arm nahm, und ihm die beiden halberhobenen Hände langſam herabzudrücken bemüht war. Der Meiſter Ludwig erhob ſich gleichfalls von ſeinem Stuhl, netzte die Schläfe ſeines jugendlichen Freundes, und verſuchte mit mehr als gewöhnlich zitternder Hand, ihm einen Schluck Wein einzuflößen. Endlich gelang es den Bemühungen Beider, den ganz auſſer ſich geſetzten Dichter einigermaßen zum Bewußtſein zu bringen. Aber er ſtieß tiefe ängſtliche Seufzer aus; ſein Auge ſtarrte noch nach der Wand; er faßte mit der Hand nach dem Herzen, als ob er dort einen jählingen Schmerz empfinde.

„Aber um's Himmelswillen, Herr Bruno," rief der Wirth, „warum ſtarren Sie doch nur ſo unverwandt nach meiner Kellerluke? Iſt denn dort etwa der grauſame Erlenkönig aufpoſtirt, und zeigt Ihnen goldne Blumen und ſeidne Gewänder? O um Gottes willen, reden Sie, ſtärken Sie Sich mit Wein, und geben Sie alsdann einen Laut von ſich; ſonſt wird uns wahrhaftig Allen angſt und bange." —

Der Dichter war indeß in ſoweit zu ſich ſelbſt ge-

kommen, daß er, dem guten Rath des Maitre Jacques folgend, jählings ein Glas Burgunder hinabstürzte. Dann, das ausgeleerte Glas gewaltsam niedersetzend, daß es in tausend Scherben zersprang, rief er für sich hin, wie noch halb im Traum: „Arabella, was soll mir Deine Erscheinung zweimal in wenigen Stunden? Und hier? Ja, ich erkenne es: sie ist an seine Fersen gebannt, noch als Geist, auf geheime grauenvolle Weise, und er, er ist mein Verhängniß.

„Wer, verehrter Herr Bruno, wer ist Ihr Verhängniß?" fragte der Wirth theilnehmend; „ich will hoffen, daß Sie mir wenigstens die Impertinenz nicht zutrauen, Ihr Verhängniß zu sein."

„Still, guter Jakob" — fiel der Meister Ludwig ein — „sei still und laß Deine Humore. Aber Du, Junge, mach's endlich kurz, rede und erkläre Dich; denn das ist wirklich eine verteufelte dumme Scene, so recht bühnengerecht-Raupachisch. Meister Jacques und ich, wir spielen die Dupes bei der Sache, und unser fremder Gast, hier der werthe Mann, dessen durchschautes Incognito wir für's Erste noch nicht veröffentlichen wollen, nun, ihm will ich für's Erste noch gar kein Prädicat ertheilen; denn wenn ich einmal erst in den Fall komme, auf ihn loszuharanguiren, dann wird meine Rede stürzen und donnern, unaufhaltsam wie ein Wassersturz; ja wahrlich, das wird sie, mein Dänenprinz! Doch das vorläufig bei Seite; hier ist erst noch dem verblüfften Poeten aus der Verlegenheit zu helfen. Und das soll auch geschehen, Bursche; aber nur heraus mit der Sprache, hörst Du? Sonst machst Du die Doctoren böse." —

„Ich habe eine Erſcheinung gehabt, lieber Devrient," ſprach haſtig der Dichter, „das iſt das Kurze und das Lange von der Sache."

„Wohl gar einen Geiſt?" frug der Wirth.

„Ein todtes Weib, Jakob, das ſchönſte auf Erden, da es noch lebte, das ich einſt liebte wie meine Seele. Dieſes Weib, dieſes verſtorbene, habe ich hier, eben hier, in maître Jacques Keller, in der Richtung der Kelleröffnung vorüberſchweben ſehen, und, was das Curioſe bei der Sache iſt, es iſt heute ſchon das zweite Mal, daß ich ſie erblicke. Und Sie, mein Herr — rief er, indem er ſich mit Heftigkeit zu dem Fremden wandte, welchen er unſanft beim Arme ergriff — Sie ſind es, der mir über dieſe Erſcheinung Auskunft geben kann; denn ich weiß, daß Sie mit dieſem herrlichſten aller Geiſter in Rapport ſtehen. Für einen gewaltigen Menſchen muß Sie jeder erkennen, der Sie am heutigen Abend auf der Bühne ſah; ein Mann, der ſo darſtellt, vermag Alles. Wohlan denn! Auf eine wunderbare Weiſe knüpft mich an Sie ſeit heute mein Verhängniß. Mißhandeln Sie mich alſo nicht mehr, als es in meiner Beſtimmung liegt, und eröffnen Sie mir ohne Zögern das Geheimniß, an welchem meine ganze Seele hängt; ſagen Sie mir unumwunden, wie es einem Künſtlerheros geziemen will: Was haben Sie mit Arabellens Geiſt zu ſchaffen?" —

„Herr Bruno," entgegnete der Fremde mit einer Ruhe, die an Kälte grenzte, und mit einem Blick, der zwar nicht wie Spott, aber doch wie Ueberlegenheit aus-

ſah, ich finde Sie in einer mir ganz unerklärlichen Aufregung. Eben weil Sie ſo aufgeregt ſind, verbietet mir die Rückſicht auf Ihren Zuſtand, Sie nach der Urſache zu fragen — nicht, warum Sie Geiſter ſehen, denn dies iſt eine Eigenſchaft, die auch Herr Juſtinus Kerner, ein Arzt und Dichter in Weinsperg, beſitzt, und über deren Urſprung mir nicht zu richten zuſteht, ſondern warum Sie es für gut finden, gerade meine Perſon in Ihre ſeltſamen Viſionen zu verflechten. Ich kann Ihnen verſichern, daß ich mit gar keinem Geiſte in Verbindung ſtehe, daß ich auch unter den Lebendigen keine Dame kenne, die den Namen Arabella führt, und daß, wenn es ja einem weiblichen Geiſt einfallen ſollte, mich unſichtbar mit ſeiner Nähe zu verfolgen, dieſes Verhältniß von meiner Seite weder herbeigeführt noch ſanctionirt iſt. Doch, beim Himmel, warum ſpreche ich zu Ihnen ſo verblümt und ſpitzig! Offen und ehrlich, wenn das, was wir ſo eben erlebten, keine Farce iſt, ſo bedaure ich Sie, Herr Bruno. Ein Dichter muß die Geiſter wo anders ſuchen, als wo ſie der Pöbel ſucht. Allerdings gibt es Geiſter; aber das ſind nur ſolche, die uns eben jene vortreffliche Abhandlung darſtellt, in deren Genuß Ihre Viſion uns auf ſo unerfreuliche Weiſe geſtört hat. Die Geiſter, Herr Bruno, welche da anfangen, wo der Geiſt aufhört, dieſe — — nun an dieſe ſollte doch mindeſtens kein Dichter glauben, oder gar mit denſelben Umgang pflegen. Nehmen Sie mir dieſe unumwundene Erklärung nicht übel; bekämpfen Sie dieſe ſeltſamen und krankhaften Anwandlungen, und vor Allem laſſen Sie uns die Stimme des Geiſtes weiter vernehmen, als

deren Rhapsoden wir Sie mit so vielem Vergnügen haben auftreten sehen." —

Der Fremde schwieg und deutete auf das Manuscript. Aber Bruno, den die kalte Rede des Fremden voll beißender Beziehungen empört hatte, sprang, noch heftiger als zuvor, von seinem Sitze auf: „Mein Herr, ich verachte den Spott, mit welchem Sie Ihre Rede zu würzen beliebten; ich verachte Ihre Anspielungen auf die Seherin von Prevorst; denn ich bin kein Geisterseher und kein Socius des Doctor Kerner, in welchem Manne ich jedoch die poetischen Momente ehre. Aber es gibt Momente in dem Einzelleben des Menschen, wo ihm eine unterirdische Macht, sei es in welcher Gestalt es wolle, in seinen Weg tritt. Einen solchen Moment erlebe ich heute. Eine Todte ist zweimal vor meinem Auge aufgestiegen, die, wie die ganze Residenz weiß, vor länger als zwei Jahren gestorben ist. Schelten Sie mich deshalb, weil ich Todtes als Lebendigwiederkehrendes geschaut habe, immerhin einen Faseler. Ich meines Theils erblicke in dieser düster-reizenden Erscheinung mein Verhängniß, und Sie, mein Herr, stellen Sie Sich an, wie Sie wollen, sind darein verflochten. Das weiß ich mit unumstößlicher Gewißheit, und die Stunde wird es lehren," — — —

„Sie hat es gelehrt," schrie hier der Fremde mit einem Tone, der das Kellergewölbe durchdröhnte und alle Anwesenden mit Entsetzen erfüllte. „Schauen Sie dorthin, Bruno!" —

„Arabella!" rief der Dichter wieder, und starrte

wie vorhin nach der Wand empor, und ſeine Arme ſtreckten ſich wie früher nach der Erſcheinung aus.

Der Fremde aber ſtand da, eine großartige bewältigende Geſtalt. Alles künſtleriſche Pathos, das er am verfloſſenen Abend in der Darſtellung des Hamlet auf das glänzendſte entfaltet hatte, drängte ſich nun in dieſen einzigen Moment der Wahrheit zuſammen. Sein ſchönes männliches Geſicht flammte wieder wie von unterirdiſchem Feuer, ſein Oberleib, wie der eines Helden, der ſich zum Streit rüſtet, war vorgebeugt, ſeine Rechte maleriſch wie zum Ergreifen ausgeſtreckt. Schrecken, höchſter Schrecken lag auf ſeinem Antlitz; aber der Genius, die künſtleriſche Macht des Jünglings ſchien ſeine Wirkung zu dämpfen, dergeſtalt daß er ſich nicht bis zum Entſetzen ſteigerte. Einige Minuten ſtand der Jüngling ſo, vollkommen anzuſchauen wie Hamlet in der Scene, wo er ſeines Vaters Geiſt zuerſt erblickt. Es war, als müßten jene gewaltigen Worte ſeinen Lippen entquellen:

O, Ihr Engel,
Der Gnade Diener, ſchützet uns! Sei Du
Ein guter Geiſt, ſei ein verdammter Dämon,
Bring Himmelsluft oder Dampf der Hölle,
Ich geh' mit Dir. Sei heilhaft oder gütig
Dein Sinn und Deine Abſicht; kommſt Du doch
In ſo preiswürdiger Geſtalt, daß ich
Monarch Dich, Vater, König nennen muß
Von Dänemark. Gib Antwort mir! Laß nicht
Unwiſſenheit mich foltern! Sprich, weshalb
Dein heiliges Gebein, zum Tode ſchon
Beſtattet, jetzt zerriß ſein Sterbekleid,
Warum das Grab, worein ich friedlich Dich
Einſenken ſah, die ſchweren Marmorkiefern
Eröffnete, Dich wieder auszuwerfen!

Warum erscheinst Du, todter Leichnam, wieder,
In Stahl gerüstet, wandelst hier umher,
Des bleichen Mondes Dämmerlicht besuchend,
Erfüllst die Nacht mit Grausen, daß uns Narr'n
Der Schöpfung ein Gedanke beben macht,
Der unsres Geistes Schranken übersteigt?
Was soll das? Rede! und weshalb geschieht's?
Was sollen wir verrichten —?

So, dem tieferstaunten Dänenprinzen in allen Stücken vergleichbar, stand der junge Mann mit unverwandtem starrenden Blick; aber seine Erstarrung währte nicht lange. War die Erscheinung, die er gehabt, verschwunden, oder vermochte es die Kraft seines Willens, kurz, die düstergefaltete Stirn glättete sich wieder, das heiße Roth erblaßte allmälig wieder auf der Wange; es kam wieder Leben in die Gestalt, und ihre pathetische theatralische Haltung kehrte zu der gewöhnlichen Wirklichkeit zurück.

Jetzt nahm der Meister Ludwig das Wort: „Bravo, bravissimo! rufe ich Dir zu, mein junger Däne! Ei, welch' ein schönes, wenn gleich stummes Stück Arbeit hast Du uns da eben geliefert, um mit Zettel, dem ehrlichen Weber, zu reden! Wahrlich ein Stück Arbeit, wie man es nur an Festtagen verlangen kann! Wahrhaftig, es will mich bedünken, mein Junge, daß dies eine wunderliche tolle Nacht werden wird; denn Einer nach dem Andern gibt seine Gastrolle. Doch was Dich betrifft, mein Dänenjunge, so wird Dir Niemand den Preis streitig machen, und verstünden meine gebrechlichen Finger sich noch auf's Beifallklatschen, so sollte Dir der Applaus nicht fehlen; aber Geduld, mein Freund Jakob

wird mir ſchon auf ein Viertelſtündchen mit ſeinen handfeſten Körpergliedmaßen aushelfen!“

„Verzeihen Sie mir, verehrter Mann,“ entgegnete der Fremde, deſſen Geſichtszüge nun wieder ganz den gewöhnlichen Ausdruck angenommen hatten, „ich habe mich einen Augenblick vergeſſen. Die Wirklichkeit war auf einige Minuten mit meiner ſonſt ziemlich gehorſamen Phantaſie davongelaufen. Und Sie, Herr Bruno — wandte er ſich an den Dichter, ihm die Hand über den Tiſch reichend — Sie muß ich doppelt und dreifach um Verzeihung bitten wegen meines Unglaubens. Aber nun, mein Freund, da wir Beide Arabellens Geiſt geſehen, nun laſſen Sie uns wie Männer des Gedankens zu unſerm erſten Object zurückkehren, und ſo thun, als ſei nichts vorgefallen. Erinnern Sie Sich, Beſter, daß ſelbſt der Than von Cawdor ſchnell gefaßt ſich zeigte, wenn Banquo's blutige Geſtalt von der Tafel verſchwunden war. Und das war denn doch noch ein anderer Fall. Genug, wir haben ſie erblickt, und ich werde Ihnen, was mir über dieſe Erſcheinung zu eröffnen zuſteht, gewiß zur rechten Zeit nicht vorenthalten. Es wird zwiſchen uns zu Aufſchlüſſen kommen müſſen, Herr Bruno; allein verſtehen Sie wohl: zur rechten Zeit. Alles Vorzeitige, was geſchieht, nimmt einen üblen Ausgang. Darum jetzt bei Seite das, und kehren wir zurück zu unſrer Vorleſung. Ich müßte mich ſehr täuſchen, wenn nicht der Schluß derſelben die Natur bezwingen und dem Geiſt zum Sieg verhelfen ſollte. Mein Gefühl ſagt mir, wir werden noch ein kleines Stück

Grauſen zu überwinden haben; alsdann wird der Geiſt ſein Oſterfeſt feiern.“ —

Bruno, obwohl im Innern noch heftig bewegt, nahm wieder das Manuſcript des Meiſter Ludwig zur Hand.

„An welcher Stelle war es, daß wir ſtehen blieben?“ fragte er mit noch zitternder Stimme.

„An der Stelle, wo das ächzende Kind in den Armen des Vaters verſchieden war,“ entgegnete der Fremde ruhig. „Und nun, bitte ich, leſen Sie weiter!“ — Bruno las:

Was ſich aber nunmehr bei dem troſtloſen Vater, der durch ſeinen Unglauben in ſeinem beſten Willen ſein Beſtes verloren hat, nur als Pathos und Leidweſen zeigen kann, das offenbart ſich uns, die wir den Verlauf der Sache angeſehen, als die vollkommene Wahrheit und als der Sieg des Geiſtes, womit er die Natur als ſolche überwunden hat. Denn in dem Gang der Sache ward uns kund, wie die Natur von ihrer erſten Unbefangenheit an als allgemeines ſchönes Naturleben zwar immer treuloſer an dem Lebendigen, zugleich aber auch immer treuloſer an ſich ſelbſt gehandelt hat. Denn vom Reiz der ſanfteſten Befriedigung ausgehend, hat ſie den Menſchen zuerſt zur unſchädlichen Träumerei unter dem Baume, ſodann zur verkehrten Deutung in der Blumenwelt geführt, ſie hat ihn ferner unter dem Scheine der Neutralität, d. h. als Liſt, wirklich in den Tod gelockt, zuletzt aber, ſich mit äuſerſter Verderblichkeit in ihre Nachtſeite verkehrend, das unſchuldige Kind mit Gewalt um ſein Leben gebracht. Auf der andern Seite aber offenbarte ſich uns, wie dieſes Verfahren der

Natur ſelbſt nur ein unfreies und das Ende deſſelben die Einſicht war, daß die Gewalt, welche die Natur geübt, gegen ſie ſelbſt gerichtet war, in ſofern ſie ja nur den Leib, d. h. den natürlichen Theil ihres Opfers, alſo ſich ſelbſt umbringen konnte. Dergeſtalt brach ſich die Natur liſtiger Weiſe ſelbſt den Stab, in ſofern ſie nur da ein Anderes tödtete, wo ſie liſtig, d. h. nur halb mächtig war (den Fiſcher nemlich, der, wie der Dichter ſagt, halb dahinſank), wo ſie aber ganz mächtig war (bei dem Kinde, das mit dem Vater durch die Nacht reitet) nur ihr eignes Fleiſch und Blut aufrieb. In dieſem Spiel des Widerſpruchs hat ſich die Natur in ihrer ganzen Blöße, d. h. in der Ohnmacht gezeigt, und es iſt nun der Wendepunct gekommen, wo ſie dem Geiſte dienſtbar und an ſeiner Kraft gebrochen werden muß.

Weil jedoch der Sieg des Geiſtes über die Natur, vermöge des unterſchiedenen Weſens beider, kein unmittelbarer ſein kann, ſo handelt es ſich hierbei nicht um ein leiſes Hervorgehen dieſes Sieges, ſondern derſelbe will erkämpft ſein. Demnach beginnt nun der wirkliche Kampf der Natur gegen den Geiſt, und es iſt das Höchſte und Letzte, was der Natur frei ſteht, daß ſie ſich unterſtehen darf, gegen den Geiſt zu kämpfen. Vorher aber geht jedem Kampfe die Rüſtung. Die Natur rüſtet ſich zum Kämpfen. Ihr letzter Uebergang aber iſt eben ſo unfreiwillig als der erſte, nur daß er als ein Letztes, Aeußerſtes, den Schein der Selbſtſtändigkeit trägt. Wodurch ſich aber dieſer Uebergang auszeichnet, iſt der Umſtand, daß nun die Natur beide Extreme, die Liſt

und die Gewalt, verbindet. Da eine ſolche Verknüpfung zweier Extreme nothwendig eine Steigerung enthalten muß, ſo muß alſo nunmehr das Grauſen der Nacht noch überboten werden. So geht alſo die Natur vom Schreckniß zum Unheimlichen über oder wird zum Geſpenſt. Wir haben es alſo nun nicht mehr mit dem bloßen Schreck der Nacht zu thun, ſondern mit dem „leibhaftigen Spuk der Mitternacht." —

„Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn!" rief Herr Jacques halb drollig, halb ängſtlich dazwiſchen; „ich will wünſchen, daß der Spuk ſo leidlich gut abgeht." —

Wir aber, die wir in dieſem Spuk nicht befangen und betheiligt ſind, ſondern ihm als Ueberlegene zuſchauen, bedürfen, weil es ſich hier um einen äußerſten Wendepunct handelt, der äußerſten Achtſamkeit, damit wir die Natur in ihrem Wollen und Vollbringen wirklich belauſchen und ſie in ihrer geheimen Werkſtätte ſchalten und walten ſehen. Denn die Natur iſt jetzt im Begriff, ihren Stoßſeufzer zu thun, und treibt deshalb ihre ganze Macht in Liſt und Gewalt auf die Spitze. Zuerſt müſſen wir den Raum und Ort wohl beachten, wo wir uns befinden. Es iſt nicht mehr nur Nacht, ſondern die Stunde heißt Mitternacht. Das ahnungsvolle Schreckniß, wie die Nacht ſelbſt, ſteht auf ſeinem Gipfel. Zwölf bis ein Uhr iſt die Stunde, wo die Natur als Nacht, d. h. in ihrem Grauſen culminirt. Es iſt Tag- und Nachtſcheide; denn mit der Eins fängt, wie in der Natur Alles, ſo der Tag an. Aber dieſer Tag, der mit dem Glockenſchlag Eins anfängt, iſt ſelbſt nur ein Scheintag.

oder mit andern Worten: er ist nur die Fortsetzung der Nacht selbst. Denn der wirkliche Tag ist nur wenn das Licht herrscht; jetzt aber fehlt noch viel, ehe die Sonne aufgeht. Wir sehen also in dieser Zeit den Gipfel des Unheimlichen. Allein nicht minder ist es der Ort; denn dieser ist so durch und durch dunkel, öde und hohl, daß nicht einmal der Boden, auf welchem man stößt, fest und kernig, sondern hohl ist. Denn der Ort ist ein Kirchhof, und der Boden sind „Gräber," Gräber „in Lage," welche „der Mond in's Helle bringt." In dem Hohlen liegt aber schon an und für sich das Grausen und das Unheimliche; denn in dem Hohlen soll doch etwas sein, sonst wäre es nicht hohl. In der That aber ist nichts in dem Hohlen; denn es ist nur dadurch das Hohle, daß nichts drinnen ist. Dennoch aber wird in dem Hohlen ein Inneres vorausgesetzt. Das Hohle ist mithin ein Haus dessen, was nicht drinnen ist, eine Wohnung, die nicht bewohnt wird. In dem Grabe nun, welches hohl ist, soll ebenfalls etwas sein, nemlich der Todte; der Todte aber ist Erde, also Staub bei Staube. Demnach ist das Grab ein Leeres, in welchem nur der Begriff haust, aber der Begriff des Todten, welcher mithin selbst ein todter Begriff ist. Wenn also der lebendige Mensch über Gräbern steht, so muß er erkennen, daß der Boden Erdhöhlen sind, die etwas Besonderes bergen sollen, etwas Besonderes jedoch, welches, richtig angesehen, nichts Anderes ist als die allgemeine Erdigkeit. In diesem Widerspruch der Sache erkennen wir aber das ganz vollendete Unheimliche.

Wir sehen also auf dem Kirchhofe die Natur in ihr

ganz äußerſtes Element vertieft, nemlich in die Erdigkeit, eine Vertiefung, welche wir jedoch nicht für eine Demuth der Natur nehmen dürfen. Sie iſt vielmehr nur eine Schlauheit, und es wird ſich zeigen, wie die Natur dieſer Erdigkeit und ganz gleichgiltigen Aſche den leibhaften Spuk entlocken wird. Es zeigt ſich aber dieſer Schlauheit der Natur gegenüber bereits das ruhige Daſein des Geiſtigen, durch deſſen Macht dem ſchrankenloſen Walten der Natur endlich ein Ziel geſetzt wird. Und dies Geiſtige iſt nichts Anderes als die Kirche, die auf dem Kirchhofe ſteht und um welche die Gräber, worin die Natur ſich verborgen hält, ganz gleichgiltig umherliegen. Denn die Kirche iſt freilich, von außen angeſehen, nur ein Gemäuer; ihrem Weſen nach aber iſt ſie das ſichtbar gegenwärtige Bild des Heiligen, und ſtellt alſo den Geiſt in Wahrheit ſelbſt vor, weil der Geiſt als unendliches Weſen, als gnädige Gottheit in derſelben verehrt wird, unter deren Schutz und Schirm Niemandem ein Unheil widerfahren kann. Von dieſer ſichtbar gegenwärtigen Vorſehung weiß aber die nur auf ihre Tücke bedachte Natur nichts, und kümmert ſich auch nicht um dies geiſtige Metropolitenthum der Kirche, welchem die umhergelagerten Gräber unterworfen ſind.

Worauf aber nun die tückiſche Natur ausgeht, iſt, daß ſie dieſen ſcheinbar gleichgiltigen, aber grauſenhaften Erdhöhlen, dieſen erdigen Gräbern ein noch complicirteres Grauſen entlocke, ein Geſpenſt, welches letztere aber, um die Liſt mit der Gewalt zu verknüpfen, den Schein eines Andern tragen ſoll, als es ſelbſt iſt, den Schein des Lebens. Es ſoll alſo aus dem Grabe die

todte Erde, aber als etwas Lebendiges hervorgehen. Achten wir auf dies unterirdiſche, verrätheriſche und, wir wollen ſagen, ſündhafte Wirken der Natur näher!

Was nemlich im Grabe liegt und ſchlummert, iſt nicht die Erde als ſolche, oder das Lebloſe als ſolches, ſondern dasjenige, was zu Erde geworden iſt, und das Lebloſe, welches lebendig war, und nicht blos dies, ſondern welches auch geiſtig war. In dieſer Vorſtellung und Gewißheit, die Jedermann hegt, der den Kirchhof beſucht, liegt nun eben das Beſondere, welches in der Grabeshöhle hauſen ſollte. Denn die Erde, welche einſt lebendig, und das Lebloſe, welches einſt geiſtig war, iſt allerdings, gegen die gewöhnliche Erde genommen, etwas Beſonderes. Aber dennoch kommt es auf dies Geweſenſein nicht mehr an; denn was übrig iſt, iſt doch nur der Staub und das Entſeelte; doch aber ſoll dies Entſeelte wiederkommen, aufſteigen, und ſich darſtellen, als ob es noch lebte und beſeelt wäre. Es ſoll alſo ſcheinen, lügen, man ſoll dieſem Schein und dieſer Lüge glauben. Und vermittelſt dieſes Glaubens ſoll das Lebloſe Grauſen und Todesangſt erregen.

Indem aber dieſem Scheinleben und Lügenbild, welches die Natur mühſam zum Knochenmann zuſammenſtoppelt, geglaubt werden ſoll, begeht die Natur wieder einen noch höheren Frevel, in ſofern ſie dies ekelhafte und unwahre Gaukelbild dem Menſchen in ſein eignes Weſen hinüberſpielt, und ſo deſſen reine Geiſtigkeit durch das Erdphantom trübt und beſudelt. Was aber in dieſem Proceß an dem Geiſtiglebendigen eigentlich getrübt und verführt wird, daran wird es ſich ergeben, wie weit

hier die Natur überhaupt gehen könne, wie unfrei ihre Tücke, wie verborgen ihr ihre eigne That ſei, und wie ganz ohnmächtig ſie ſich hier darſtelle. Was nemlich an den Knochenmann, an das Geſpenſt, glaubt, iſt nicht das Höchſte im Menſchen, nicht der Geiſt in ſeiner reinen Geiſtigkeit, ſondern nur der Geiſt, in ſofern er noch Seele, mit dem Natürlichen behaftet und in daſſelbe verſenkt iſt. Es begeht deshalb die Natur, wenn ſie die Seele des Menſchen zum Glauben an ihre aufſteigenden Geſpenſter verführt, wieder einen Frevel an ſich ſelbſt; allein ſie ſelbſt weiß nichts davon, und glaubt den Geiſt des Menſchen ſelbſt durch ihre Geſpenſter zu verführen.

Der träumeriſch hinlebende, der ſeeliſche Menſch glaubt aber nicht blos an die Geſpenſter, ſondern er ſieht auch die Geiſter, Geiſter, die er ſo nennt, weil ihm der Unterſchied von Seele und Geiſt noch verborgen iſt. Hiermit iſt aber die Tücke und Heimlichkeit der Natur an den Tag gekommen. Was ſie unten im hohlen Grabe fein geſponnen, iſt an die Sonnen gekommen, Liſt und Gewalt haben ſich vereinigt; denn der Schein iſt auch der Spuk. Dieſer Spuk, den der Einſichtsvolle lächerlich findet, gerirt ſich aber ganz ſo, als ob er kein Spuk wäre; denn „Mann und Weib kommt *hervor, hat ſein Hemd umgeſchlagen und will ſich ſogleich ergötzen.*“ Es hebt den Knöchel, und weil die Scham, die nur das Lebendige empfinden kann, hier nicht weiter gebietet, ſo werfen ſie, um es ſich ganz bequem zu machen, ſogar die Hemden ab.

Aber dieſer Tanz, wobei Schenkel und Bein gar wunderlich wackelt, trägt ſchon an der Stirn, was er iſt

und bedeutet, und dieſe Tanzenden, die ſich eigentlich ergötzen wollen, betragen ſich ſo, daß ſie die Natur, aus deren Werkſtatt und unterirdiſcher Nacht ſie hervorgegangen, ganz und gar blamiren; denn weil ſie durch und durch nur endlich, ja von demjenigen gemacht ſind, was auch als Endliches ſchon ſein Ende erreicht hat, ſo tragen ſie den vollkommenen Widerſpruch des Endlichen an ſich; dieſer aber iſt das Lächerliche. Darum gibt es bei dieſem Tanze ganz „vertrackte Geberden," die das corps de ballet nicht laſſen kann, und worüber man lachen muß.

Darum iſt es denn, was die nothwendige Folge iſt, dem Thürmer auf dem Thurme, der zwar ſieht, glaubt und ſich fürchtet, dennoch mit ſeiner Furcht kein rechter Ernſt, und es kommt ihm, obgleich er nur ein ſeeliſcher Menſch iſt, dennoch in den Sinn, ſich einen Spaß zu machen. Es „raunt ihm alſo der Schalk, der Verſucher, in's Ohr," er ſolle ſich einen von den Laken, die der tanzenden Geſellſchaft zugehören, zu Gemüthe führen. Dies thut der Thürmer; aber weil er nur ſeeliſcher Natur, mithin der wahren Ironie über dieſes Geſindel nicht fähig iſt, ſo ſchlägt bei ihm der Spaß eben ſo ſchnell wieder in den Ernſt und in die Angſt um; er „flüchtet ſich hinter geheiligte Thüren," nachdem er den Raub vollbracht hat, und der Tanz, der ihm zuvor lächerlich vorkam, wird ihm nun furchtbar „ſchauderlich."

Mitternacht jedoch währt nur eine Stunde, und die Minuten ſind koſtbar. Die Geſpenſter laſſen deshalb das Tanzen ſein, ſuchen ihre Hemden, und — „huſch, iſt eins nach dem andern unter dem Raſen," ſo daß zu-

letzt nur der Eine „holpernd und stolpernd an den Grüften herumgrapsend" übrig bleibt, welchem der leichtsinnige Thürmer sein Hemd gestohlen hat. Das Hemd muß dieser aber haben, da rastet er nicht. Dazu peitscht ihn die Natur, die sich, ganz unerbittlich, ihr Recht nicht nehmen läßt. Weil aber das Hemd von dem leichtsinnigen Thürmer jetzt hinter geheiligten Thüren geborgen und also an dem Heiligen selbst befindlich ist, so ist es nun nicht mehr der Thürmer, der es besitzt, sondern es wird beschützt vom Heiligen, von dem, der der Natur entgegengesetzt ist, vom Geiste. Die Natur ist also nun ganz auf die Spitze und in die Klemme getrieben; aber von ihrem alten Recht läßt sie nicht, und es bleibt ihr also nichts Anderes übrig, als sich an den verhaßten Geist selbst zu wagen. Es beginnt mithin nun der wirkliche Kampf, und mit ihm der höchste Frevel.

Die Natur entwickelt und spannt sich demnach in der Person des todten Wichts, der sein Hemd wiederhaben will, zum Allerhöchsten, wozu sie in dem Kreise der Gewalt fähig ist, zum innersten Grausen, zum von Stufe zu Stufe, „von Schnörkel zu Schnörkel" hinaufrückenden Schrecken, ein Schrecken, der sich nun zum wirklichen Scheusal steigert. Denn um eines Hemdes willen, also wegen einer ganz zufälligen, ärmlichen und erbärmlichen Sache, vergreift sie sich an dem Heiligen und Geweihten, und der gothische Zierrath des Glockenthurms, welcher in seinen, nach dem Licht und dem ewigen Himmel hinaufstrebenden Blättern und Zacken die gläubige, nach Gott dem Vater, Sohn und heiligen Geist hinaufstrebende Sehnsucht der christlichen Welt

bedeutet, dient dem Wichte zum Haltpunct und zur Handhabe dem Staube und dem frevelhaften Willen der Natur.

Aber der Thürmer — als der unfreie seelische Mensch, der sich nicht des ewigen Geistes und des Sieges, welcher nach solch' einem ungleichen Kampf nothwendig erfolgen muß, bewußt ist — der Thürmer erbleicht und erbebt, ja er geht so weit, selbst in den Frevel der Natur einzugehen und ihr, der Gespenstigen, dem Grausen und dem Staube den Sieg zu gönnen; denn er gäbe jetzt dem hinaufrückenden Unhold von Herzen gern den Laken wieder, wenn er es nur könnte. Wegen dieses seines Unglaubens an den Geist, und darum, weil er so schnöder Weise an die erdige gespenstige Natur glaubt, muß er denn auch, gleichsam büßend, den letzten Tropfen der Todesangst kosten, von welcher er erst in dem Augenblicke erlöst wird, wo er sich bereits in den Klauen des Unholds wähnt. Denn in diesem Augenblicke erst läßt der Geist den ungleichen Kampf sich endigen und die Glocke Eins schlagen, bei welchem Schall das Gerippe unten am Fuße des Thurmes zerschellt, und damit der Natur ihre Schranke angewiesen und ihre Ohnmacht bestätigt ist.

Die Spitze aber, wohin mein Auge ausblickte, ist eben die Ironie, welche der Geist — im gerechten Hohn — der Natur zu kosten gibt, dadurch daß er sie durch einen ganz äußerlichen natürlichen Vorfall, durch den Schall einer Glocke, zu Tode bringt, mithin sie selbst durch sich selbst, Natur durch Natur, Endliches durch Endliches zu nichte macht. —

Hier schwieg der Vorleser. Das Manuscript war geendigt. Eine kurze Pause entstand, wie immer zu geschehen pflegt, wenn unter Versammelten etwas vorzüglich Anregendes, Bedeutungsvolles beschlossen worden ist. Endlich sagte der junge Fremde: „Vergönnen Sie mir, Verehrteste, daß ich zu Vervollständigung des Trefflichern, was wir so eben vernommen haben, aus meiner eignen Lebenserfahrung einen kleinen Zug, ein kleines Abenteuer will ich es nennen, hier beibringe. Es möchte diese einfache Erzählung vielleicht dazu geeignet sein, uns dem Ziele, welches wir uns, wie mich dünkt, fast unwillkürlich für diese Nacht gesteckt haben, näher zu führen; denn ich setze voraus, daß wir für's Erste noch ein Weilchen zusammenbleiben. Die Fragen, welche heute verhandelt werden, sind zu wichtig, als daß wir nicht einmal die Ruhe einer Nacht ihnen zum Opfer bringen sollten. Wenigstens wäre dies so meine Meinung; es müßte denn unserm ehrlichen Wirth die Burgunderquelle inzwischen versiegt sein.

Der Wirth versicherte auf das lebhafteste das Gegentheil, und nach wenigen Minuten, welche der flinke maitre Jacques dazu benutzt hatte, den Tisch mit frischem Rebenblut zu versorgen, hub der Fremde folgendermaßen zu erzählen an:

Es fand in der Stadt, wo ich mich eben aufhielt, der Leichenconductus eines meiner näheren Bekannten Statt. Ich, der zu dieser düstern Feierlichkeit geladen war, hatte mich etwas verspätet. Der Leichenzug war schon die Straße weit hinab; eben traten die Letzten von dem Gefolge aus dem Trauerhause. Ein einzelner Mann

beſchloß den Zug; ich ſchloß mich ihm an. Schweigend gingen wir eine Weile mit einander. „Kannten Sie den Verſtorbenen?“ fragte er plötzlich leiſe.“ Die Frage befremdete mich. — Wie ſollte ich nicht? entgegnete ich; er war mein Freund. Und Sie, war er Ihnen denn unbekannt? — „Nicht unbekannt. Ich hörte oft rühmlichſt ſeinen Namen nennen; geſehen habe ich ihn nie; ich folge freiwillig ſeiner Leiche, aus Bedürfniß, aus Neigung.“

Wir ſchwiegen wieder eine Weile. Mein Begleiter war mir ganz fremd, nie hatte ich ihn geſehen; doch gehörte ſeine Geſtalt unter diejenigen, die man immer meint, ſchon geſehen zu haben. Sein Benehmen, gemeſſen und beſtimmt, ſchien dabei zurückhaltend. Sein Geſicht, bleich wie der Tod, hatte den Ausdruck tiefen, aber ausſchweifenden Denkens. Sein ernſter, oft ſtarrer Blick enthüllte weniger, als daß er zu ergründen ſtrebte. Er wandte ſich zum zweiten Mal an mich: „Folgen Sie gern einem Todten zum Grabe?“ — Die Frage dünkte mich ſehr ſchneidend und widrig. Ich hatte eben den Verſtorbenen meinen Freund genannt; der Frager mußte Theilnahme, Trauer bei mir vorausſetzen; die kalt herausgeworfene Frage empörte mich. Mein Herr, entgegnete ich, es iſt für die Lebenden eine werthe, wenn ſchon traurige Pflicht, einem geliebten Todten die letzte Ehre zu erweiſen. Sie würdig zu erfüllen, muß man ſich faſſen. Mehr als gefaßt ſein, wäre Leichtſinn. — Ich ſchwieg; mein Begleiter blickte mich durchdringend an und ſprach nicht weiter. Er war mir geheimnißvoll. —

Eben war der Sarg hinabgeſenkt. Ein junger

Prediger, des Verstorbenen Freund, beliebt durch seine warmen ergreifenden Vorträge, trat hervor. Sein Benehmen bezeugte, wie ergriffen er selbst war. Er wandte sich an die um das offne Grab Versammelten: „Wir haben," begann er, „heute die Schaar der hier Schlummernden um Eins vermehrt. Nicht zum ersten Mal stehen wir hier und erfüllen das traurige Geschäft der Bestattung; kein neuer Anblick ist uns das schwarze Gepränge, das offne Grab. Und doch können wir nicht anders, als mit Schauder in dieses offne hinunterblicken. Dies ist das Grauen am Tode, die Angst, die allem Lebendigen das Bild der Entseelung einflößt. Es ist das erste der unwillkommnen Gefühle, die in diesem Augenblick unser Inneres beherrschen; das erste, aber nicht das einzige. Ein anderes verschlingt sich mit ihm, das unmittelbar auf diesen Todten sich bezieht. Man kann nicht das Bild des Todes für sich betrachten; alles Todte ist ein gestorbenes Leben. Darum verschlingt sich mit dem Bilde des Todes das Bild des Lebens, und je jugendlicher, je frischer das verblichene Leben war, desto furchtbarer erscheint an ihm der Tod. Dies ist es, was sich an diesem Todten bezeugt. So vollkräftig standen und regten sich Wenige; so in der Fülle des Lebens, in der Kraft der That und des Genusses müssen Wenige erbleichen. Dieser war im vollen Sinne lebendig; darum erscheint an seinem Sterben recht offenbar, daß auch die höchste Lebensglut erkalten muß. Daß wir sterben müssen, lehrt uns jedes offne Grab; daß auch das Blühendste sterben muß, erfahren wir an dem seinigen mit Zittern." —

In dieſem Sinne ſprach der Redner weiter; er verbreitete ſich dann mit beſonderer Wärme über die Vorzüge des Entſchlafenen, über die Güte ſeines Herzens, Reinheit ſeines Wandels, Fülle und Trefflichkeit ſeines Geiſtes; er ſchilderte lebhaft den Schmerz eines ſolchen Verluſtes. Dieſer Gedanke ſchien den Redner ſelbſt mächtig zu ergreifen. Seine Stimme ſcholl gepreßt, da er länger, als die künſtlich zimmernde Rhetorik gebilligt hätte, bei der Erinnerung an die freundliche Gegenwart des entſchlafenen Freundes verweilte. Sie wurde aber wieder freier und ſicherer, als er, aus dem ſchwellenden Strome der Empfindung ſich ſammelnd, das Schmerzliche der Erinnerung ſich in Freude verkehren ließ. „Der Verluſt," ſprach er, „iſt noch neu. Was eben noch Gegenwärtiges war, iſt ſchnell zum Vergangnen geworden; darum kann die Erinnerung noch nicht wohlthun. Aber die Vergangenheit wird uns Gegenwart werden, wenn wir aufhören, ſie dieſer feindlich gegenüber zu ſtellen. Gewiß wird uns das reiche Weſen des Verſtorbenen wieder um ſo näher treten, je williger wir uns in ſeinen Verluſt ergeben, und die Erinnerung, die uns jetzt nur ein dürftiger Erſatz ſcheint, wird ihn uns alsdann völlig wieder vergegenwärtigen. Dies iſt alsdann die Unſterblichkeit, die wir ihm geben; eine andere hat er jenſeits. Denn daß nur das Natürliche ſterben kann, zeigt ſchon die Erinnerung ſelbſt, in welcher alles Todte vergeiſtigt wieder auflebt. Darum iſt es auch nur der natürliche Menſch, der am Grabe bebt, der das Vergehen des blühenden Lebens troſtlos bejammert. Für den geiſtigen Menſchen iſt kein Tod und auch kein Todesgrauen; ihm gilt

kein blühendes Daſein auf Erden höher als die von allem Irdiſchen entkleidete Wirklichkeit, welche bevorſteht, und keinen Verluſt kann er erkennen da, wo nur Endliches verloren geht." —

In dieſem Sinne ſprach der Geiſtliche. Während ſeiner Rede hatte ich meinen Unbekannten ganz aus dem Auge verloren. Aber als ich, in Gedanken verſunken, eben aus dem Kirchhofthor trat, war er von Neuem an meiner Seite. „Wenn Ihnen" — redete er mich an — „die neue Bekanntſchaft weniger widerwärtig als befremdend iſt, ſo dürfen Sie nur in den Wagen ſteigen, der Schlag neun Uhr vor Ihrer Wohnung halten ſoll, um zu erfahren, ob ſich dies Befremden ſteigern oder mindern wird." — Er wandte ſich, ohne meine Antwort abzuwarten, die ich ihm vielleicht auch ohnedies ſchuldig geblieben wäre; denn wie er mir jetzt entgegengetreten, war er mir noch auffallender und ergreifender. In der Miene, die er mir jetzt zugewandt, drängte ſich die Verheißung von Allem, was der Mann war, zuſammen. Ich glaubte, in dieſem wunderbar bedeutſamen Geſicht, das vom Gedanken, nicht von der Leidenſchaft zerriſſen ſchien, die Oberfläche einer gehaltreichen Tiefe zu erkennen, die, gleich dem ruhigen Spiegel des tiefen Gewäſſers, in den tiefen, vom Eindruck des Augenblicks unvertilgbaren Zügen ſich verkündete. Nichts hätte mich zurückgehalten, der Einladung des Mannes zu folgen. Mit mehr als neugieriger, mit theilnehmender Ungeduld erwartete ich die Stunde und den Wagen.

Er hielt Schlag neun Uhr. Unverzüglich ſprang ich hinein. Durch manche Straße und Gaſſe ging es

nach einem abgelegenen Ende der Stadt, endlich durch ein offnes Thor in einen weiten Hofraum, an deſſen Ende das Wohnhaus ſtand, von zwei mächtigen Linden faſt verſteckt. Der Wagen hielt, und in dem Augenblick öffnete ſich die Hausthür. Mein Unbekannter, noch ganz ſo gekleidet wie bei der Beſtattung, trat heraus und hieß mich in ſeinem Hauſe freundlich willkommen. Er führte mich die breite ſteinerne Stiege hinauf in ein nach hinten gelegnes Zimmer. „Entſchuldigen Sie einen Augenblick," ſagte er, „ich bemerke, daß der Tiſch unbeſetzt geblieben." Er entfernte ſich. In ſeiner Abweſenheit warf ich einige Blicke auf die Umgebung. In dem geräumigen Zimmer herrſchte eine düſtre Pracht. Die brennenden Wachslichter warfen einen trüben Schein auf die dunkle, vortrefflich gezierte Tapete, die dem Nähertretenden wunderbar in einander geſchlungene Blumen zeigte. Die Leuchter waren von gediegenem Silber, alles Geräth im Zimmer von entſchiedenem Gehalt und Werth. Der Fußboden war mit ſchweren Teppichen ganz belegt, die den Fußtritt faſt unhörbar machten. Ein ſchönes großes Bild, den todten Heiland vorſtellend, hing an der langen Wandſeite. Außerdem waren vortreffliche Kupferſtiche rings herum an den Wänden angebracht, ernſte bedeutungsvolle Stücke, alle mit Einſicht geordnet. Ich hatte nicht Zeit, dies Alles genau zu betrachten; mein Wirth kam zurück und nöthigte mich, an ſeiner Seite niederzuſitzen. Bald darauf trat ein junges Mädchen ein, Flaſchen und Gläſer bringend. „Meine Nichte," ſagte er kurz, als ſie ſich unſerm Tiſch näherte. Das Mädchen verbeugte ſich mit Anmuth, ſtellte Flaſchen und

Gläser vor uns hin und ging. Mir schien es, da der Oheim die Hinausgehende mit einem Blicke düstern Wohlgefallens begleitete, und sich dann plötzlich, ein Gespräch aufnehmend, zu mir wandte, als habe er mir diese Erscheinung geflissentlich vorgeführt. Ihm entging nicht der Eindruck, den sie auf mich machte; doch schien er ihn nicht zu bemerken. Das Mädchen war bleich; nur ein mattes Roth kam, schnell verschwindend, auf ihre Wangen, als sie mich grüßend ansah. Ihr dunkles trübes Auge blickte, als wollte es eben brechen. Auf ihrem schönen Gesicht war es, als arbeite der Tod seit lange sichtbarlich, aber vergebens. Ich suchte mich der mächtigen Bewegung, die die Verschwundene bei mir erregt, möglichst zu bemeistern. „Der Wein" — begann mein Wirth, indem er er die Gläser vollschenkte — „der Wein darf nicht fehlen, wo zwei einander kennen lernen. Es sind ängstliche Augenblicke, in denen man mit dem neuen Menschen, mit der neuen Umgebung noch unversöhnt ist. Da ist ein Mittel gut und nöthig, das schnell Gezwungenheit bannt, die Rücksichten aufhebt, die Zungen zu freier Rede löst und so die peinlichen Augenblicke verkürzt, in denen wir mit dem Nächsten, das wir in unser Wesen aufnehmen, dem wir unser eignes Innere nicht vorenthalten wollen, noch entzweit sind. Ich bitte Sie, Freund, trinken Sie, trinken Sie!" — Ich trank schnell das erste Glas, und auf sein Verlangen noch ein zweites. „Lächeln Sie immerhin," sprach er zu mir, „ich weiß doch, daß Sie die Beklemmung, die ich Ihnen ansehe, nicht anders los werden." —

Ich fühlte mich von dem Wesen dieses Mannes

wunderbar umſtrickt. Aber ſchon bewährte ſich an mir ſein Wort vom funkelnden Weine. Er ſchien es mir anzuſehen. „Jetzt, mein Freund," ſprach er, „wenn es nicht noch zu zeitig iſt, jetzt frage ich Sie: Wie finden Sie den neuen Mann und die neue Umgebung?" —

Mein ſtürmiſcher, noch unbegreiflicher Wirth — erwiederte ich — wirklich beſtätigt ſich Ihre Rede; ich fühle mein Inneres faſt frei, und ſo gebe ich meinen Ausſpruch über das Neue frank und unverhohlen — ich finde es leichenhaft. —

„Sie haben es," ſagte er ſchnell und leerte ſein Glas; „und doch vielleicht" — ſetzte er langſamer hinzu, „haben Sie es nicht recht. Ihr Urtheil ſpricht noch die Ahnung, nicht das Bewußtſein. Aber vertiefen Sie Sich immer in dieſen Gedanken; ja Sie müſſen es, und ich ſelbſt muß Ihnen dazu behilflich ſein; denn noch haben Sie lange nicht genug geſehen." —

Er führte mich bei dieſen Worten an's Fenſter. Ich blickte hinaus in einen weiten Garten. Grüne blumige Gräber erhoben ſich im hellen Mondſchein; Leichenſteine, weiße Monumente blinkten. „Jetzt," ſagte mein Wirth, „begreifen Sie, warum ich gerade dieſes Zimmer bewohne; doch ich habe Ihnen noch mehr zu zeigen, der Inhalt dieſes Hauſes iſt noch nicht erſchöpft." —

Er nahm eine Kerze vom Tiſch; eine Tapetenthüre öffnete ſich ſeinem Druck. Wir traten in ein anſtoßendes Gemach und in ein drittes. Jetzt klopfte mein Führer an eine entgegenſtoßende Thür, das matt ertönende: herein! erwartend. Er öffnete: „Treten Sie ein, mein werther Gaſt!" Ich trat ein — und blieb betroffen

ſtehen. Um einen runden Tiſch ſaß ein Kreis von jungen Mädchen bei Thee und ihrer Arbeit. Sie erhoben ſich bei unſerm Eintreten und wendeten ſich nach uns. Mein Auge erſtarrte. Das waren alleſamt keine irdiſchen Jungfrauen, es waren lebendige Leichen; grauſenhaft lag der Tod auf ihren, von trüben Lichtern beſchienenen Geſichtern. Aber es waren ſchöne Leichname. Die düſteren Augen voll nächtlichen Feuers, die reichen wallenden Locken, die vollendeten Geſtalten, von knappen Gewändern gehoben, mußten den ſehnſüchtigen Seufzer erwecken: O wären dieſe nicht geſtorben! — Aber ſie lebten. „Meine Damen," redete mein Wirth ſie an, „verzeihen Sie, wenn ich ſtöre, um Sie mit einem jungen Manne bekannt zu machen, den ich heute zum erſten Male ſo glücklich bin, bei mir zu ſehen, der — wie ich hoffe — von nun an kein Fremdling in dieſem Hauſe ſein wird. Noch weiß ich ſelbſt nicht ſeinen Namen. Sie werden" — wandte er ſich zu mir, „dieſe Damen, die Freundinnen meiner Nichte, die meinigen, wenn es ſo heißen darf, oft in meinem Hauſe ſehen, wenn Sie daſſelbe" — ſetzte er verbindlich hinzu — „nicht verachten wollen." — Ich wandte mich, mein Inneres auf das heftigſte erregt, zu den Damen. Die Nichte vom Hauſe empfing mich mit anmuthig ſicherem Benehmen in ihrem Eigenthum.

„Laſſen Sie uns," ſagte mein Wirth, „die an uns ergehende Einladung auf einen Augenblick annehmen." Die Damen zeigten ſich, da wir ihre anziehende Beſchäftigung (die Nichte hatte vorgeleſen) unterbrachen, ſo nachſichtsvoll, daß wir hoffen dürfen, ſie werden, wenn auch auf

Rechnung ihrer geſpannten Erwartung, die freiwilligen Gäſte einen Augenblick ertragen.“ —

So ſaß ich denn mit einem Mal zwiſchen zwei jener reizenden Lemuren, deren eine — es war die Wirthin — mir, dem Erſtarrten, wie voll Theilnahme die Schale kredenzte. Mein ganzes Innere war in Aufruhr. In dieſem Augenblicke drängte ſich mir all das Unheimliche, Verhüllte, das ich heute erfahren, in der Empfindung mächtig ergreifend zuſammen. Ich konnte den Blick nicht losreißen von dieſen ſchönen Geſichtern, auf denen der leibhaftige Tod als ein Lebendiger wandelte. Was ich von Vampyren, von ſchönen Ungeheuern, die leben wollen und todt ſind, bisher gedacht, geträumt, ward ſtürmiſch in meiner Seele wach, verſchmolz ſich wunderbar, ſinnverwirrend mit den lieblich ſchrecklichen Formen, die ſich vor mir regten. Ich ſah lauter Bräute von Korinth, wie ſie die kalten Arme unwiderſtehlich mir entgegenbreiteten, die mich tödten ſollten. Zu meinem Heil brach mein Wirth bald auf. Ich erhob mich wie ein ſtarres Automat von meinem Sitze: Ich hoffe, meine Damen, Sie wieder zu ſehen; mehr vermochte ich nicht zu ſagen, verbeugte mich und folgte gedankenlos dem Unbegreiflichen in das erſte Gemach.

Mein Wirth hatte die heftige Erregung meines Innern wohl bemerkt; er ließ mich gewähren, als ich, den andringenden Gefühlen Luft zu machen, mich in's offne Fenſter legte. Ruhig beherrſchte der Mond die ſtille Gegend. Wie er, die Monumente, die Gräber dort hell erleuchtend, dort in trübe Schatten legend, am

Himmel wandelte, wie kein Laut das Schweigen der Nacht unterbrach, fühlte ich allgemach den innern Sturm ſich legen, mir beſſer werden. Ich blickte eine geraume Weile hinaus; der Anblick des ruhigen Leichenfeldes wirkte jetzt beſänftigend, befreiend; meine Gedanken ordneten ſich. Mir begann klar zu werden, daß die wunderliche Erſcheinung, die ich erblickt, daß die düſtere Färbung dieſes Hauſes, die ergreifenden Geſtalten, die mir genaht waren, doch einen Hintergrund haben müßten, daß der ſeltſame Wirth, der mir ein Räthſel war, der bewegende Grund dieſes abenteuerlichen Weſens und Treibens ſein müſſe. In ihm, in ſeinem eignen Weſen, das zu bedeutend ſchien, um in frazenhafter Laune ganz aufzugehen, mußte ich finden, was dies Alles zuſammenhielt und enthüllte. Ihn bezeichnete, das war gewiß, eine düſtere Neigung für das Unlebendige, Entſeelte. Es fiel mir die alte Kindermuhme unſers Hauſes, die alte ſiebenzigjährige Magdalene, ein, deren grauenhafte Begierde, von Allem, was zum Sterben und Leichenweſen gehörte, Notiz zu nehmen, mir in meinen früheren Kinderjahren im hohen Grade widerlich geweſen war. Allein hier war es anders. Hier war die Neigung nicht mehr ein grauenhafter Zug, der, unbegriffen, ſelbſt wieder zum Grauen wird. Hier war ſie begriffen, in den Gedanken aufgenommen, aus welchem ſie gleichſam plaſtiſch, die Umgebung beſtimmend, wieder heraustrat. Hier war nicht das Rohe des Triebes vorhanden, ſondern bei aller Wunderlichkeit das Geordnete, das Bewußte des Gedankens. Darum war es nicht der reine nackte Tod, nicht der Leichnam, der ſchauerlich gefiel; darum begegneten

hier nicht die plumpen finſteren Symbole, ſondern mit dem Lebendigen ſelbſt verſchlang ſich das furchtbare Gegentheil, und aus der düſtern Anordnung der Zimmer, aus dem Bilde des todten Chriſtus, aus den verbleichenden Geſtalten der Jungfrauen, aus den Zügen des Wirthes ſelbſt ſprachen ſowohl Tod als Leben. Aber weil dies Alles aus dieſem Manne nicht als ein Unbild ſeiner Phantaſie, ſondern aus dem klaren Bewußtſein faſt künſtleriſch hervorgegangen war, mußte ich in das Innere dieſes Mannes ſteigen. Ja, ſo wie er mir ſelbſt bekannt hatte, daß mir, was ihn beſeelte, noch räthſelhaft ſei, ſo ſollte er nun ſelbſt ſein Inneres entfalten, ſollte enthüllen, warum der Tod ſo unheimlich ihm alles Leben verſchlang. Ich ſelbſt fühlte mich jetzt nüchtern und ſicher. Ich ahnete, wie ſich in ſeinem Geiſte Daſein, Welt und Leben vorſtellten; es war mir, als hätte ich nun volle Kraft, den Mann und ſein Weſen zu ertragen, ihm das meinige entgegenzuſetzen. Eben wandte ich mich entſchloſſen nach ihm und war im Begriff, ein entſcheidendes Wort zu ſagen; allein er hatte vielleicht errathen, was in mir vorging. Er kam mir zuvor. „Was ſagen Sie," ſprach er, „von den ergreifenden Jungfrauen, die wir ſo eben verlaſſen? Haben ſich nicht dieſe jungen ſchönen Geſtalten Ihnen warm und innig an's Herz gedrängt? Müßte es nicht (ſeine Augen leuchteten) herrlich ſein, ſo mitten in der Glut des Lebens, wenn alle friſchen Quellen des Daſeins geöffnet fließen, wenn man ſteht im Vollgenuſſe des Gefühls: Du biſt biſt lebendig; müßte es da nicht herrlich ſein, ein ſolches Weſen, ein Weib, wie dieſe ſind (und auf dem dieſe ruhte ein betäuben-

der Nachdruck), ſich an's überſtrömende Herz zu legen? Wäre es nicht Seligkeit, eine ſolche zum glühenden tobenden Reigen zu führen, noch höhere Seligkeit, das Brautbett zu theilen —

Halt ein, Menſch! — fiel ich dem Entflammten in's Wort — Deine Rede iſt betäubend wie Dein Burgunder! Aber Du ſollſt wiſſen, daß Du Selbſt unter der Betäubung erliegſt. — In dieſem Augenblicke hatte ich volles Licht. Ich hatte mich in dem Weſen dieſes Mannes doch geirrt. Er iſt nicht frei! rief es laut in meiner Seele. Ich fühlte mich wunderbar mächtig. Sprich es jetzt aus, ſprach ich, und trat ihm entgegen, was Du ſagen wollteſt: das Brautbett zu theilen mit einem — Leichnam! Aber ich ſage Dir, auch dieſe, die von der finſtern Macht gezeichnet ſind, ſind lebendig! Was ſchlingſt Du mit grauſamer Gier den Tod um alles Leben? Was triumphirſt Du in dieſer grauſigen That über diejenigen, welche ſeine Gewalt nicht ertragen? Was hüllſt Du Dir Alles in den Leichenflor und wähneſt, ſo ſchrecke Dich der furchtbare Gegenſatz des Lebens und des Todes nicht? Ich ſage Dir: Der Tod iſt verſchlungen in den Sieg! Es iſt Alles lebendig!

Ich wußte, woher mir ſo ſchnell die Kraft kam, dem, deſſen Nähe, deſſen Weſen mich bewältigt hatte, nun ſo entgegenzutreten. Ich hatte unwiderruflich erkannt, daß den Mann ſeine eigenen Gedanken zerriſſen. Er hatte, wie Mancher, im Genuſſe des Lebens mit der verneinenden Macht gerungen, die des Lebens Gegentheil iſt. Er hatte geſchaut, wie ſie an alles Daſein herandringt, wie alle Blüte, alle Lebensglut von ihrer Kälte, ihrer Bläſſe

verſchlungen wird. Er hatte die Angſt geſehen, die alles Lebendige vor ihr ergreift; aber durch die Macht des Gedankens hatte er das eigne Grauen bemeiſtert. Sich im Sturme der Angſt ergreifend, hatte er erkannt, daß es gelte, entweder der zitternde Sclav der drohenden Macht zu ſein, ſie zu fürchten, gleich Millionen, die dem Grauen erliegen, oder ſich zu befreien. So keinen andern Ausweg ſich zu befreien wiſſend — denn der Tod ließ ſich nicht verjagen — trug er ihn mitten in's Leben hinein, breitete ihn ſorgſam über alles Daſein hin, und gedachte dergeſtalt der Furcht ſich entſchlagen zu haben, weil er in allem Lebendigen als im Tode ſelbſt ſich ſpiegelte. Dieſe Kraft des Geiſtes war zu ehren; aber ſie erreichte nicht, wonach ſie geſtrebt. Die Bedeutung, der Reichthum, der Genuß des Lebens verſanken dem wunderbar Mächtigen. Der Tod trat dem Leben nicht mehr feindlich entgegen, denn es war ihm Alles zu Tode geworden; aber ſo ging ihm auch alles Leben verloren, es war aufgezehrt durch den Tod. Nun ſtand er, ein Grauſamer gegen ſich ſelbſt, und ſagte ſich von allem Leben los; aber das aufgegebene Leben nahm ſeine Rache an ihm, dem Lebendigen. Denn die Geiſtreichigkeit, in der er ſchwelgend ſich Alles zu Tode machte, gab doch nur dem Tode freieres Spiel, und in dem Worte, das jene ausſprach, erſchien der dumpfe Schmerz, daß der Genuß des lieben Lebens verloren war. So glaubte ich in dem Manne einen Unſeligen zu erkennen, der nur zum Schein die Feindſchaft der widerſtrebenden Mächte aufhebt, weil er ſein eignes Leben nicht zu tödten vermag.

Dieſe Ueberzeugung von meinem wunderbaren Wirth kam mir ſchnell wie ein Blitz; ich entnahm ſie aus ſeiner eignen letzten Rede. Ich ſah, wie er gefliſſentlich jene leichenhaften Jungfrauen in ſeinem Hauſe hegte, ſah auch die Kunſt, womit er ſein Haus, ſeine Zimmer, als dem Tode geweiht, ausſchmückte, wie er ſich an dieſem Schmucke, an jenen Geſtalten, auf denen der Tod thronte, täglich und ſtündlich weidete; aber ich ſah auch, wie ihm immer, weil er ſelbſt ja lebte, die Bilder des Lebens dazwiſchentraten, und daß er da, wo er zu herrſchen meinte, in der That nur bezwungen ward.

Meine heftige Rede hatte ihn nicht erſchreckt; doch bemerkte ich leidenſchaftliche Spannung auf ſeinem Geſichte:

„Laſſen Sie mich reden" — ſprach er heftig zu mir: „Sie wiſſen nun wie ich bin, Sie glauben es zu wiſſen; jetzt laſſen Sie mich ſprechen. Wollen Sie es leugnen, daß der Tod Alles verſchlingt? Wollen Sie Sich einbilden, es ſei nicht ſo? Wohlan! Aber das Erliegen alles Natürlichen vor ihm, dem Vertilger, widerlegt Sie. Sehen Sie die welkende Pflanze — es iſt nur ein gemeines Bild, drückt nur aus, wie das Unbeſeelte, das Gefühlloſe ergeben hinſinkt — aber die welkenden Pflanzen alle, das ganze große Reich als ein Verwelkendes, Sterbendes! Wie ungeheuer dieſe Vorſtellung! Freilich kommen ſie wieder, kommen ſchon wieder im neuen Frühling; aber ſie erheben ſich, erblühen wieder, um auf's Neue zu ſinken, zu welken. Ja wenn noch der Frühling ein reines Bild ihres Blühens gewährte! Aber da kömmt nur immer die eine, wenn die

andere vergeht. Können Sie in einem blühenden Garten wandeln, ohne zu ſchauen neben dem üppig Grünenden das Zeichen der Verweſung? Und in der eben ſo reichen Thierwelt? Freilich ſind Sie hier nicht täglicher ſtündlicher Zeuge von dem grauſamen Wüthen der Vernichtung. Das freie lebendige Thier ſteht und wächſt nicht, der Pflanze gleich, Sie finden es nicht auf Tritt und Schritt; darum ſtirbt es auch nicht vor Ihren Augen. Aber Sie wiſſen: es ſtirbt, und Tauſende, wiſſen Sie, ſterben in einer einzigen Stunde. Und dazu die ewig tönende Todtenglocke, die Ihnen täglich Meldung thut, wie Ihr eignes Geſchlecht grauſam verzehrt wird! — Und wenn denn nur der Elende, der dieſem armen Geſchlecht angehört, den Troſt hätte, den Räuber ſeines Lebens ſein Leben lang los zu ſein, damit ihm vergönnt wäre, dies kurze Leben zu genießen, und der Feind käme zur Stunde, wo es ſein ſoll! Aber da liegt er und lauert in den Tiefen der Natur, nicht ſchlafend, ſondern ewig wach, und verkündet ſein Daſein in dem Aufruhr aller Elemente, in Feuer, Sturm und Waſſerfluten, vor denen die Menſchheit erzittert. Wiſſen Sie, Unglücklicher, Sich einen Augenblick ſicher vor ihm? — O wie oft ſtand ich am ſchwülen Sommerabend, und ſah die ſchweren Wetterwolken ſich am Himmelsrande thürmen und immer dunkler heraufziehen! War es nicht das Wandeln des Todes? Und wenn nun das furchtbare Wetter mit Blitz auf Blitz über unſern Häuptern ſtand; wenn die Bewohner des Hauſes ſtill und beklommen ſaßen, und die bangen Kinder ſich zu den Füßen der Mutter flüchteten — mußte ich nicht denken: So beben

jetzt Tausende, und von diesen Tausenden bebt keiner grundlos? — Sie lächeln? Meinen Sie, so bebten nur die Kinder! Ich sage Ihnen: Das leiseste Erbangen des Lebendigen ist hier Todesangst! Aber auch die Ungewitter, die Erdbeben, die Wasserfluten erschöpfen nicht des Todes furchtbares Dasein. Wo er leise, ungekannt wandelt, wo der lebenglühende Mensch nur Leben, nur Gipfel des Lebens sieht, da erst ist er der Rechte, der Gewaltige. So schleicht er, der grimme Feind — man weiß es nicht — in aller Freude, in allem Genuß des Lebens, in der höchsten Frische des Daseins; ja die Quellen des Daseins sind von ihm vergiftet. In der frischen freien Luft, die Sie begierig einsaugen, nagt er an Ihrem Herzen; in der Speise, die Ihr Leib nicht missen kann, nehmen Sie ihn auf; in dem lieblichen Mädchen, das Sie zum Reigen führen, umarmen Sie ihn; in diesem Glase" — er hob sein Glas und trank es aus — „in diesem Weine trinke ich ihn hinunter —

Halten Sie einen Augenblick, fiel ich dem düster begeisterten Redner ein, ein Wort nur will ich sagen: In diesem blutigen Weine, Mann, trinken Sie auch die Qual ewig frisch hinunter, die Sie um Ihr Dasein bringt. —

„Qual?" fiel er mir mit höchster Leidenschaft in's Wort, „wer empfindet Qual? Für mich ist keine Qual, ich habe das Schrecken des Todes überwunden. Ich habe Ihnen," fuhr er gemäßigter fort, „den Tod erst in der Natur gezeigt, wie er die Creatur verschlingt. Davor zittern Sie nicht; Sie theilen die Meinung des Predigers, dessen Rede wir heute vernahmen: der Tod komme

nicht an den Geiſt. Aber ich ſage Ihnen" — rief er mit mächtig erhobener Stimme — „er kommt auch an die Geiſter, und wer rettet ſich, wenn dieſe ſich nicht retten?"

Ich ſah ihn auf dieſe Rede groß an. Er fuhr fort: „Was erwarten Sie auf dieſes Vorwort? Erwarten Sie etwa eine Theorie gegen die Unſterblichkeit? Nein, nichts von Zukünftigem. Die Gegenwart gilt; in dieſes Daſein haben wir unſere ganze Bedeutung zu legen; wer heraustritt, wie es auch ſei, iſt ein thatloſer Träumer, ſchwebt zwiſchen Himmel und Erde. Aber eben in dieſer reichen Gegenwart, welche die Geiſter nicht verlaſſen ſollen, welcher gerade die Begabteſten am innigſten zugehören, iſt es, wo ſie vom Tode bezwungen werden. Es iſt falſch, was der Prediger am Grabe Ihres Freundes äußerte, der Tod berühre nicht den geiſtigen Menſchen. Freilich zehrt er ihn nicht auf, wie die Pflanze, die bald keine Spur von ſich zurückläßt, wie das Thier, das entſeelt hinſinkt; freilich ſaugen ihn die Geiſter nicht ein, wie die Leiber, in Luft und Nahrung. Aber wenn er ſie ängſtigt in ihrem Walten und Schaffen, in ihrer ſchönſten That; wenn ſeine traurige Geſtalt ihre Phantaſieen, ihre Gedanken beſchleicht; wenn ſie den freien Geiſt darſtellen wollen in ihrem ſchönen künſtleriſchen Werk; in Klarheit ſetzen wollen das reiche Leben, und nun zerſcheitern an der unterirdiſchen Macht, die kein wahrhaftig Leben duldet, daß ihr friſches Gebilde ihnen unter der Hand verwelkt, und anſtatt frei ſich zu erheben über den allgemeinen Schrecken, nur ein neues Zeugniß gibt, wie Empfindung und Gedanke, alles geiſtige Weſen

der Menſchen der ſchrankenloſen Gewalt des Todes unwiderruflich verfallen iſt — wo iſt da der lebendige Geiſt, der, ſeine Ewigkeit wiſſend und bekennend, doch immer und immer den Tod zum düſtern Hintergrunde ſeines Denkens und Bildens behält? Dies, dies iſt das Pathos unſrer tiefſten Geiſter, dies das traurige Phlegma ihrer lebensfriſchen Werke. So wird von dem geſchickten Künſtler der Jüngling in der Vollkraft des Lebens dargeſtellt. Wie ſtrömt ihm aus tauſend Quellen der Genuß des lieblichen Daſeins zu! Wie drängt und legt ſich die ganze Welt ihm an das einige große Herz! Wie wird ihm Alles Empfindung, Luſt, Seligkeit! Wie wachſen und regen ſich in ſeiner Bruſt die Keime der freien That, der Summe alles Lebens! Selbſt die innerlichen Schmerzen des Schaffens, des Bildens werden ihm zur Freude. Da beſchleicht ihn plötzlich leiſe ein einzig Gefühl, welches bald, gewaltig wachſend, den ganzen Reichthum ſeines Empfindens aufzehrt. Es iſt die Neigung, die unabweisliche Sehnſucht nach der Herrlichen, die ihm begegnete; es iſt die Liebe mit ihrer Macht. Wie wunderbar ſteht die Zauberin vor ihm; wie umgibt ihn Tag und Nacht ihr Bild; wie beſeligend jeder Gedanke — ach, und er hat nur noch den einen — an die Ewiggeliebte! Da erhebt ſich wie aus den nächtlichen Tiefen der Unterwelt plötzlich die unendliche Scheidewand. Keine Hoffnung; er kann ſie nimmer beſitzen. Der Bräutigam iſt gekommen, der längſt mit ihr Verlobte. Die Verhältniſſe waren günſtig, er hat das erſehnte Ziel erreicht; jetzt darf er ſie heimführen in ſein Eigenthum, darf nun mit dem anvermählten Weibe, was ihm geworden iſt, theilen. Aber

jenem, dem grimmig Betrogenen, verſinkt alles Freundliche, Lichte in den einzigen Abgrund; Himmel und Erde werden Chaos, Nacht, Entſetzen. Die Natur gähnt als ein ewig wiederkäuendes Ungeheuer; Dämonen lenken den Lauf der Welt. Möge Gott den Elenden bewahren, daß er das Heilige nicht läſtert! Immer grauenhafter beſchleicht es ihn. Begierde und Wehmuth, Starrheit und höchſter Schmerz, Lachen und Weinen und Eiſeskälte zerreißen ſein Eingeweide. Verzweiflung, Wahnſinn wird Alles — das Piſtol iſt geladen. Der Tod und ein unehrliches Begräbniß beſchließen das Ganze. Sein Lebenslauf fällt an die Menſchheit zurück, als ein Theil ihrer ewigen Geſchichte." —

Und die Menſchheit — fiel ich meinem Wirth in die Rede — macht das böſe Ende gut und das unehrliche Begräbniß ehrlich, und die Menſchheit rettet ſein Gedächtniß von der Schmach, und ſein wahrhaftiges Grab wird nicht die laſtende Erde, ſondern das Angedenken der Menſchheit. —

„Und was ſoll es helfen, daß ihn alle die guten Seelen beweinen? Er iſt todt, todt, und iſt nicht natürlich geſtorben, nein, von innen heraus iſt er geſtorben, ſein Geiſt iſt geſtorben, nicht ſein Leib. Denn all ſein Empfinden und Denken, ſeine Kräfte und Vorſätze, ſein ganzes geiſtiges Weſen vernebelte und zerſtörte ſich. In dieſem Geiſtigen war der Tod. Der Leib verſank nur mit." —

Und der Dichter — fiel ich fragend ein — der dieſen Vorfall dargeſtellt, hat er ſich nicht frei gemacht von der furchtbaren Macht, die den Jüngling vernichtet,

und von ihrem furchtbaren Schrecken? Iſt er nicht der Erſte unter denen, die ſich ermannen ſollen, und deren jedem er ſelbſt zuruft:

Sieh', Dir winkt ſein Geiſt aus ſeiner Höhle:
Sei ein Mann, und folge mir nicht nach!

Iſt er nicht der Heros, deſſen klarer ſchaffender Geiſt jene verhängnißvolle Macht im dichteriſchen Bilden zu ſeinem eigenen Werk und Geſchöpf macht, und ſich dergeſtalt frei über dieſelbe erhebt? —

Mein Wirth ſchwieg eine Weile, augenſcheinlich im Vorgenuſſe der ſchlagenden Gegenrede, die er vorzubringen gedachte.

„Wohlan, der Dichter hat es ausgedrückt, hat es zu ſeinem eignen Werk gemacht, aus dem er wieder zu ſich ſelbſt kommt, was jenen für immer zu Boden wirft, und manches heitere lebendige Werk hat er nach jenem erſten geſchaffen, das von jenem nächtlichen Hintergrunde frei iſt. Aber nach langem Zwiſchenraume ſiehe, da führt er von Neuem aus demſelben unterirdiſchen Grunde düſtere Geſtalten herauf, tiefe innige Weſen, an denen der Tod gute und ſichere Beute hat, weil ſie ſich in ihrem eignen Geiſte verzehren. Es ſind zwei, aber vor Allem die Eine, das ſich zu Tode hungernde Mädchen. — Narren" — fuhr er ſich erhebend fort und ſchritt unruhig im Zimmer umher — „Narren ſind's geweſen, die den großen Schöpfer getadelt haben, daß er ſie verhungern läßt! Mächtiger Genius, Du wußteſt es, welche Todesart ſich für die Seele eignet, die an ihrer eignen Tiefe ſtirbt. Ja wohl" — wandte er ſich zu mir — „war er der

mächtigſte unſerer Dichtergeiſter, und wenn er den Tod nicht von dem Menſchen abwehren konnte, wenn er ſelbſt nicht ausweichen konnte, ſich in dieſem düſteren Bilde zu ſpiegeln, ſo können es die Andern nimmermehr. Auch ſein Geiſt wird nicht Meiſter des Todes, und keines Menſchen Geiſt kann es werden." — —.

„Ei Du verteufelter kleiner Orthodox von geheimnißvollem Unbekannten!" rief hier, den Erzähler unterbrechend, der Meiſter Ludwig humoriſtiſch aus — „habe ich jemals einen Göthekorax gekannt, ſo iſt es dieſes Subject; aber etwas Genialität läuft dazwiſchen, das iſt nicht zu leugnen. Demungeachtet wird er vor dem Richterſtuhl unſerer Modernſten keine Gnade finden."

„Welcher Modernſten?" fragte der Erzähler. —

„I nun, Verehrteſter, es ſind ſo ganz kurz nach meinem Tode —"

„Nach Ihrem Tode, Herr Devrient?"

„Ja, ja, ausdrücklich nach meinem Tode! Kommt Ihnen das ſo wunderbar vor, daß einer, der noch lebt, ſchon geſtorben iſt? Wollen wir denn, Verehrteſter, durch unſere beiderſeitigen Demonſtrationen nicht beweiſen, daß es außer dem Geiſt kein Wunder im Himmel und auf Erden gibt, und daß eben der Geiſt, wenn man ihn begreift, kein Verwundern mehr zuläßt?"

„Gut, gut, verehrter Meiſter, ich ſtimme mit Ihnen überein; alſo, um wieder auf die Modernſten zu kommen, was geſchah nun eigentlich nach Ihrem Tode?"

„Das iſt das Unangenehme der Unterbrechungen, die

ich eben ſo wenig leiden kann als die Ueberraſchungen. Kurz nach meinem Tode alſo, wie Sie hören, hat ſich ein kleines Häuflein deutſcher Jünglinge und Jünglingsmänner aufgethan, Neſtlinge, wie der Schauſpieler im Hamlet ſagt, die es ſich zum allereigenſten auserkorenſten Vergnügen machen, den Genius nach allen Richtungen und Hinſichten todt zu ſchlagen. Sie werden ſagen: Das iſt eine incroyable Dummheit; allein wenn alle Dummheiten nur im Geglaubtwerden ihre Exiſtenz finden ſollten, ſo würde es bald gar keine reſpectable Dummheit mehr geben." —

„Aber liebſter und verehrteſter Freund, ich bitte Sie doch um des Himmels willen: den Genius todtzuſchlagen! welch' ein Gedanke!" — —

„Und was finden Sie ſo Entſetzliches in dieſem Gedanken? Ich habe einen alten Mann gekannt, der ſich's zur Lebensaufgabe machte, die Maikäfer todtzuſchlagen. Und das war eine bei weitem vielſeitigere und mühſamere Aufgabe; denn unbezweifelt gibt es doch weit mehr Maikäfer als Genies. Aber auf die Geniusmordbande zurückzukommen, ſo iſt ſie vor meinem Tode ſchon einmal der Gegenſtand eines lyriſchen Erguſſes für mich geweſen. Denn was mich bei der ganzen Verſchwörung eigentlich am meiſten frappirte, war, daß die Neſtlinge den Genius nicht blos todtgeſchlagen, ſondern auch obendrein geplündert, beraubt haben."

Sie haben ihm genommen
Sein goldnes Fürſtenband,
Sie haben ſich getheilet
Sein königlich Gewand;

Sie haben Schmach gehäufet
Auf ſein geſalbtes Haupt,
Sein blühend Jugendleben
Entblättert und entlaubt.

Und haben ihn verrathen,
Und haben ihn verkauft,
Mit ſeinem Heldennamen
Ihr ſchnödes Ich getauft.

Und haben einen Götzen
Statt ſeiner aufgepflanzt,
Und haben ohne Hoſen
Um dieſen Klotz getanzt. —

Doch das ſind Nebenſachen, die einen zwar verdrießen können, aber im Grunde nicht hieher gehören. Was den Hoſenmangel anlangt, ſo begreifen Sie leicht, daß dies von meiner Seite nur eine Metapher iſt; Gott ſei Dank, an Beinkleidern fehlt es dieſen Neſtlingen nicht; ja es liegt ſogar in dem Begriff ihrer Exiſtenz, daß ſie das, was ihnen an Genie abgeht, durch Beinkleider erſetzen müſſen. Aber ihr Quantum an Eitelkeit übertrifft noch bei weitem die Anzahl ihrer Beinkleider; denn ſie ſind ſo eitel, daß die Unmöglichkeit, ſich ſelbſt den Pantoffel zu küſſen, ſie wahrſcheinlich nach närriſch machen wird. Wenn Jemand ſie anſieht, ſo verlangen ſie vorher von ihm um Erlaubniß gefragt zu werden, obgleich es eine alte Thatſache iſt, daß ſogar eine Katze einen Kaiſer frei betrachten darf. Richtet Jemand die Frage an ſie: Meine Herren, welches iſt Ihre Stellung in der Welt, und welche Thaten haben Sie gethan? ſo greifen ſie gleich, mit einem verächtlichen Blick auf den Frager, nach ihrem Caſtorhut, und geben beim Weggehen dem Kellner den

Auftrag, er möge den Frager belehren, daß dieſe Herren die deutſche Literatur gerettet haben. Die deutſche Literatur war nemlich in den Fall des politiſchen Zinngießers gerathen, und war im Begriff, weil es durchaus nicht mehr gehen wollte, ſich ein Leids anzuthun. Da kamen die männlichen Parzen des 19. Jahrhunderts: Herr Theodor Mundt, die Klotho; Herr Guſtav Kühne, die Lacheſis; und die Herren Marggraff, Willkomm, Beck und Brinckmeier, welche zuſammengenommen die Atropos des Jahrhunderts ausmachen, und ſtanden ſtill und wunderten ſich, wie ſie ſich ſo etwas unterſtehen konnte, und das trotzige Magyarenkind Karl Beck gab ihr eine tüchtige Ohrfeige und zauſte ſich vor Ingrimm den Schnurrbart. Demnächſt aber legten Willkomm und Brinckmeier, als die ſanfteren Geiſter des Säculums, ein gutes Wort ein, und Herrmann Marggraff, der Kryptoredacteur der allgemeinen Weltenencyklopädie für Bücher und Menſchen, bequemte ſich dazu, den Strick durchzuſchneiden, welchen die ad extremum reducirte deutſche Literatur ſich bereits um den Hals geſchlungen hatte. Dieſem herzzerreißenden Schauſpiel ſahen adelige ſowohl als bürgerliche Jungen zu, und, was zu bemerken iſt, viele Damen; worauf man ſich unter allgemeinem Gelächter zu Tiſche ſetzte, um in bunter Reihe und unter verſtecktem Koſen ſich den Champagner ſchmecken zu laſſen, und nebenbei über die Emancipation der deutſchen Frauen zu berathſchlagen. Auf dieſe Weiſe, Verehrteſter, wurde die deutſche Literatur nicht blos metaphoriſch, ſondern in Wahrheit gerettet. Und nun begreifen Sie leicht, daß Ihr capriciöſer Unbe-

kannter, der ſich ſo abſtracter Weiſe in den Tod verrannt hat; vor dieſen gewaltigen Literaturerrettern keine Gnade finden kann, einerſeits, weil nach dem Zeugniß der Zeitung für die elegante Welt es außer Herrn Theodor Mundt keinen Literaturgott mehr in der Welt gibt, andrerſeits, weil bei einer neulichen Donnerſtagsſitzung der Berliner Mittwochsgeſellſchaft Herr Heinrich Laube geäußert haben ſoll, es werde vom Jahre 1840 an abſolut unmöglich ſein, daß ein deutſcher Schriftſteller ſterbe, weil es nunmehr mathematiſch erwieſen ſei, daß nach dem Tode jedes einzelnen der gegenwärtigen Literaturvertreter unfehlbar ein allgemeines norddeutſches Welterdbeben erfolgen müſſe. Und was thut nicht, Verehrteſter, der liebe Gott, um der Welt ein Erdbeben zu erſparen!" —

„Wenn die Sachen ſich ſo verhalten, Verehrteſter, ſo werde ich freilich am beſten thun, den Schluß meiner Erzählung für mich zu behalten, die ohnehin ſich nur als ein ſehr precäres Fragment erweiſt."

„O nein, o nein, Liebwertheſter, beſchließen Sie ja Ihre Geſchichte; ich bin gewiß, Sie werden für Ihren wunderlichen Kauz von Unbekannten noch einen ſchlagenden Triumph in Bereitſchaft haben. Alſo nur zu Ende; das Stichwort iſt: Wenn dieſer Geiſt den Tod nicht bezwang, ſo wird es Niemand vermögen."

So ſprach mein Unbekannter und ſchwieg, und ſeinen Blick verhüllte eine Weile die Wolke der Wehmuth. Ich trat auf ihn zu:

„Freund," ſprach ich, „ich will nicht gegen Sie die Geiſter verfechten, denen Sie ſo greuliches Unrecht thun, am wenigſten den gewaltigen, den Ihre traurige Eigen-

thümlichkeit nicht verſteht. Dieſe Wehmuth, die Sie unwillkürlich beſchleicht, iſt Ihr Richter. Zwar ich weiß, Sie werden ſie ſchnell bemeiſtern; ich weiß auch, was Sie vorbringen werden, um das niederzuſchlagen, was ſie begründet: Es iſt keine Rettung, werden Sie ſagen, vor der Macht des Todes, weder für die Leiber, noch für die Geiſter. Er iſt der finſtere Abgrund, in welchen alles Lebendige verſinkt, das ſchleichende Gift im Weſen der Natur, der Schrecken, die ewige Angſt des heitern Naturgefühls, das unabwendbare Pathos der Geiſter. Aber es gibt ein Mittel — daſſelbe, welches Sie ergriffen haben — das den allgemeinen Schrecken lähmt und bezwingt, ein grauſames Mittel, aber das einzige, das zu retten vermag. Was iſt es, fragen Sie, dem der Tod als der ewige Erbfeind gegenüber ſteht? Es iſt das Leben, und nur die Seele, die am ſüßen Leben hängt, iſt es, die von ihm geängſtigt wird. Wohlan denn, ſo muß ich die Luſt am ſüßen Leben aus dem Herzen reißen, entſagen mit kräftigem beharrlichen Willen allem Genuß an dem Reichthum des Daſeins; das Eine, worin ich mich ſpiegle, muß der Tod ſein, und indem ich dies mit Freiheit thue, nicht blos ihn um mich und über mich walten laſſe, ſondern aus der innerſten Gewißheit meines Geiſtes mir erzeuge; indem ich, alles Leben für immer verſenkend, ihn als den Kern alles Daſeins, zugleich als das Einige, was gilt, und als mein Geſchöpf erkenne, verwandelt er ſich für mich, der ich aus freier Kraft des Willens dies vermocht habe, zu meinem eignen Spielwerk, das ich tauſendfältig geſtalten, das ich, weil ſeine Macht durch die Kraft meines Wil-

lens gebrochen iſt, nun, anſtatt zu fürchten, genießen darf. — Dies, Freund, iſt die Bedeutung Ihres Weſens, das ich nicht ſogleich begriff. Dies iſt es, was die düſtere Haltung dieſes Hauſes, was die nächtliche Umgebung, das Bild des todten Chriſtus, die trübe Anordnung des Zimmers, die leichenhaften Jungfrauen ſagen wollen. Sie haben es weiter gebracht als jene thörichten Weiber, die ſich an Todtenkränzen, an Grabgepränge, an Leichnamen ſchauerlich ergötzen. Sie wiſſen, daß der Tod nicht kommt, nein, daß er urſprünglich im blühenden Leben ſitzt und nagt; darum genießen Sie den Peiniger, Ihr vermeintliches Spielwerk, an dem Lebendigen ſelbſt, an dem, was das Leben bezeichnet. Aber wiſſen Sie auch, unglücklicher Mann (ich erhob mich von meinem Sitze), wiſſen Sie auch, was Sie genießen, wenn Sie Sich in Ihrer geträumten Uebermacht berauſchen, wenn Ihr hartnäckiger Geiſt über die dunkle Gewalt zu triumphiren meint? Nichts als den ewigen Schmerz, den Sie ſinnlos widerkäuen; nichts als das thörichte Selbſt, das in ſeiner geiſtreichen Ausflucht ſich anſtaunt, nachdem es die ganze Fülle ſeines Daſeins, Alles, Alles, was ihm die Gottheit gab, ſchnöde zu Grabe getragen. Aber das armſelige Remedium hift nichts; das hochmüthige Selbſt genießt nichts als nur die Qual, Alles verloren zu haben, die in Ihrem dunklen Innern wühlt und zehrt, und ſich in dem dumpfen Gefühl, dem einzigen, was Sie noch haben — daß Sie es waren, der ſich Alles geraubt — in dieſem elenden Genuſſe ewig, ewig wiedergebiert." —

Ich nahm meinen Hut; das innerſte Erbarmen er-

griff mich, als ich meinem armen Wirthe, der unbeweglich wie eine Säule daſtand, die Hand zum Abſchied reichte. Er ſchien den Schluß meiner Rede gar nicht vernommen zu haben; ſein Ohr hing an den Klängen einer Laute, die, während ich ſprach, aus dem Zimmer der Damen erklungen war, von dem wehmüthigen Ton einer ſüßen Stimme begleitet. Er zog mich noch einmal an das offne Fenſter, wo wir das Lied deutlicher vernehmen konnten. Es ſchien eine ſchwermüthige Ballade zu ſein. Die Laute ward von kunſtgeübter Hand geſchlagen; bei einzelnen Stellen wurde der ſilberreine Sopran der Sängerin von einem tiefen wundervollen Alt begleitet. Langſam ſchwebten die Töne in die ſtille Nacht hinaus, von keinem Laut geſtört. Wir hörten ſtill zu, bis das Lied zu Ende war. „Sie gehen jetzt?" ſagte mein Wirth; „ich hätte über dies Lied, über dieſe Töne noch viel zu ſagen; aber Sie kommen doch wieder, morgen, oder doch bald?" — „Bald, bald," erwiederte ich; „mehr als Eins zieht mich hierher." — Er leuchtete mir hinunter.

„Vergeſſen Sie Ihr Verſprechen nicht!" rief er mir nach; ich wiederholte es. — O Du reiches, Du troſtloſes Gemüth! ſprach ich zu mir ſelbſt, als ich über die ſtille Straße ſchritt, und wandelte gedankenvoll nach Hauſe. —

Mit dieſen Worten ſchloß der junge Mann, den wir vorläufig noch nicht anders als mit dem Namen Hamlet bezeichnen können, ſeine Erzählung, über welcher der ehrliche maitre Jacques, ungeachtet der angeſtrengteſten Bemühungen, ſich wach zu erhalten, eingeſchlafen war. Der Dichter Bruno, der, was dem braven Jacques etwa an Achtſamkeit fehlte, durch die ſeinige doppelt erſetzt

hatte, ſaß in tiefem Nachſinnen verſunken, und der Meiſter Ludwig war eben im Begriff, ſich über den Inhalt des Gehörten zu äußern — als plötzlich, ganz in der Nähe, ein vollſtimmiger feierlicher Lautenaccord ſich vernehmen ließ, auf welchen ein kurzes, aber ſchönes Präludium folgte. Alle horchten betroffen auf; ſelbſt der Wirth erwachte von den in ſeiner Kellerregion ganz ungewöhnlichen Klängen aus ſeiner Betäubung. „Was der Tauſend," rief Meiſter Jacques noch halb ſchlaftrunken, „iſt das für ein unſichtbarer Concertmeiſter, der hier in der Luftregion meiner unterweltlichen Behauſung ſein Weſen treibt? Iſt denn in aller Welt heute der Teufel ganz und gar los, und hat er ſich meine vier Pfähle dazu auserſehen, ſeinen Spuk zu treiben?"

In der That war es, als ſchwebten die Töne des mit vorzüglicher Kraft und Nachhaltigkeit erklingenden Inſtruments in den höheren Lufträumen des Kellers, ungefähr in derſelben Gegend, wo man vor Kurzem die Erſcheinung wahrgenommen hatte, gleich Stromeswellen auf und nieder. Zuweilen neigten ſie ſich tiefer herab zu den Ohren der Verſammelten; dann erhoben ſie ſich wieder und ſchienen zu der Fenſteröffnung des Weinkellers hinauszuſchweben. So viel war gewiß, daß hier eine Meiſterhand concertirte, wenn nicht etwa der heitere Luftgeiſt Ariel ſelber mit den Herren ſich ein Späßchen machte. Für dieſen ſorgenloſen Elfen aber waren die Accorde zu ſchwermüthig.

„Fragt doch einmal Euren Kalender, guter Jakob, ob wir heute etwa Johannisnacht ſchreiben," warf der Meiſter Ludwig hin; „denn daß die Kobolde heute einen

Feiertag haben müſſen, iſt ausgemacht. Mich ſoll nur Wunder nehmen, ob der unſichtbare Lautenpaganini nicht auch ſeine Stimme erheben wird."

Es war aber hier kein Paganini, ſondern eine Paganina im Spiel, wie es ſich gleich zeigte; denn jetzt war das Präludium der unſichtbaren Virtuoſin beendigt, und der herrlichſte klangvollſte Mezzoſopran, den je ein menſchlich Ohr vernommen, begann nun ein Lied zu ſingen, welches wir, da es, in Folge des deutlich ausgeſprochenen Textes, vom maitre Jacques, einem geübten Stenographen, ſofort nachgeſchrieben werden konnte, glücklich genug ſind, unſeren Leſern mittheilen zu können. Es lautete ſo:

So haſt Du nichts von mir vernommen,
Und war Dir immer doch ſo nah'?
Gegangen bin ich und gekommen,
Da mich dein liebes Aug' nicht ſah.
Zu Dir war in der erſten Stunde
Mein ganzes Weſen hingewandt;
Doch ward mir nur die ſchwere Kunde,
Daß ich verloren, eh' ich fand.

Und ach, ſo biſt Du fortgezogen,
Wie Du geweilet froh und frei;
Die goldnen Wolken ſind verflogen,
Geblieben nur die dunkle Treu.
Du wirſt in Stille Dich beglücken,
Und haſt dies reiche Herz verheert,
Und haſt in wenig Augenblicken
Mein ganzes Leben mir zerſtört.

Da ſteh' ich auf dem fernen Wege,
Auf dem mein Lieb von dannen zog,
Und was ich kummervoll erwäge,
Iſt, was ich kummervoll erwog.
Ein ew'ger Schmerz iſt aufgegangen,
Und wenn das Höchſte ſoll geſcheh'n,
Iſt, was die Sehnſucht kann erlangen:
Ein freudeloſes Wiederſeh'n.

Als die unſichtbare Sängerin ihren Geſang beendigt hatte, waren Alle einen Augenblick ſtill vor Verwunderung. Jetzt, nach einem ſanften melancholiſchen Nachſpiel, verſtummte auch die Laute, und es war, als ob die unerklärliche Erſcheinung nunmehr für immer von dem Kreiſe der Spätverſammelten Abſchied genommen hätte, unter denen der junge Hamletfremde bei weitem am tiefſten von dem Gehörten ergriffen ſchien. Demungeachtet war er der Erſte, der das Wort nahm.

„Es iſt mir," ſprach er mit einem halbunterdrückten Seufzer, „als müßte ich dies Lied und dieſe Stimme kennen."

„Sicherlich werden Sie das," entgegnete Bruno mit Aufregung; „es iſt ja Arabellens Stimme."

„Dieſe Arabella ſcheint ſich ja heute in dieſer wahrhaft confuſen Nacht gleich einem myſtiſchen Wunder, gleich einen dunklen Schickſalsfaden in unſer Thun und Treiben zu flechten," ſprach der Meiſter Ludwig. „Ich geſtehe Ihnen, wertheſte Freunde, daß ich kein Liebhaber bin von ſolchen geheimnißvollen Pulſirungen, die es zu keinem Ende bringen. Ein Gedanke muß ſich denn doch zuletzt ſelbſt in dem Geheimniß finden, und eben durch das Hervorleuchten eines ſolchen Gedankens wird ja das Geheimniß begreiflich. Hier aber ſcheint es das Evenement förmlich darauf anzulegen, uns zum Beſten zu haben, und das neckiſche Weibsbild Arabella — nehmen Sie mir dieſen Ausdruck nicht übel — ſcheint ſich ein Vergnügen daraus zu machen, uns den Sinn und Menſchenverſtand aus dem Ereigniß wegzuſtehlen und uns dafür mit Unſinn zu foppen. Wenn darum nur einer

von den Herren — vielleicht würden Sie, mein Hamlet, dies am beſten vermögen — uns mindeſtens etwas Hiſtoriſches und Biographiſches über dieſe ſingende Arabellenerſcheinung mittheilen wollte, wer eigentlich die Dame war, in welchen Bezügen ſie zu den Herren ſtand, bevor ſie das Zeitliche ſegnete, und ſo weiter. Vielleicht ließe ſich dann dem Wunder eine verſtändliche Seite abgewinnen. Wenn ich nicht irre, ſo wurden uns vorhin ſolche Aufſchlüſſe zu geben verſprochen." —

„Herr Walter war es, der dies Verſprechen leiſtete," bemerkte Bruno raſch, mit einem auffordernden Seitenblick auf den Dänenprinzen.

„Ich habe Ihnen," verſetzte dieſer, „allerdings gewiſſe Aufſchlüſſe über Arabellens Perſon und mein Verhältniß zu derſelben (wenn ſich die ſeltſamſte Beziehung, die jemals zwiſchen zwei Weſen Statt fand, ſo nennen läßt) verſprochen, und ich wiederhole es, daß ich dies mein gegebenes Wort löſen werde, bevor wir auseinandergehen. Allein für's Erſte würden dieſe Aufſchlüſſe nach meinem beſten Wiſſen noch um etwas zu früh kommen, und eine Stunde, meine Herren, muß wenigſtens noch verſtreichen, bevor ich meine etwas lange Auseinanderſetzung beginnen kann." —

„Nun, wenn dem ſo iſt, Herr Walter," verſetzte der Meiſter Ludwig, „ſo hat's allerdings mit unſerm Fortkommen gute Wege, und wir können hier Quartier nehmen bis zur nächſten Theaterprobe. So eben, wie meine Uhr zeigt, hat die Glocke zwei geſchlagen. Nun noch eine Stunde auf Ihre Geſchichte gewartet; dann die Geſchichte ſelbſt in ihrer vollen Ausdehnung, und

was zuletzt noch für Exclamationen daran hängen — mich dünkt, das wird noch einigen Burgunder kosten. Doch was mich betrifft, mir soll's recht sein; ich trotze dem Schlafe nicht minder als dem Burgunderdämon." —

„Eine Stunde also!" warf Bruno mit etwas finsterer Miene hin, zog seine Repetiruhr hervor und legte sie vor sich hin auf den Tisch. „Inzwischen, meine Herren, lassen Sie uns des Weines nicht schonen."

Maitre Jacques, dem der Schlaf wieder etwas aus den Augen gewichen war, mußte noch einmal zu diesem Zweck in den Keller steigen. Als er mit den Flaschen unter dem Arm wieder in's Zimmer trat, blieb er plötzlich stehen, sah sich nach allen Seiten des Gemachs einige Augenblicke befremdet um, schüttelte sein nicht mehr allzuleichtes Haupt und sagte: „Curios und seltsam! war es mir doch gerade so, als ob in dem Augenblicke, wo meine Hand die Thürklinke ergriff und ich einzutreten im Begriff war, Jemand sich zwischen mir und der Thüre hindurchdrängte und mir so den Vorsprung in's Zimmer abgewönne! Es war so täuschend wie nur möglich; ich habe sogar den leisen Druck einer weichen Hand auf meinem Rockärmel gefühlt. Still! da kommt es ja wieder bei mir vorbei; es geht nach dem Tische; jetzt steht es wieder still! Aber mein Gott, hören Sie denn gar nichts, meine Herren? Es ist doch gar zu auffallend!"

„Schäume, Schäume, mein guter Wirth; Eure Phantasie, die solche extreme Dinge, wie sie heute passiren, nicht gewohnt ist, geht mit Euren fünf Sinnen durch. Ich für meinen Theil höre und sehe gar nichts."

„Ja, liebster Herr Devrient, *sehen* kann ich leider auch nichts, und das ärgert mich eben; aber mit dem Hören hat es wahrhaftig sein richtiges Bewenden. Ich setze meinen Weinkeller gegen eine Prise Schnupftabak zur Wette: es ist eine *fünfte* Person im Zimmer, und es sollte mich wundern, wenn wir nicht sammt und sonders noch ihre Nähe spüren sollten."

Es wurde frischer Wein eingeschenkt. Als der Meister Ludwig sein Glas zum Munde führen wollte, setzte er es, aufhorchend, unberührt wieder nieder. „Parbleu, ich glaube doch fast selbst, daß unser Wirth mit seinem Fünften Recht hat! Kam es Ihnen in diesem Augenblicke nicht so vor, meine Herren, als ob sich ein unsichtbarer Jemand auf unsichtbare Weise mit an unsern Tisch setzte? Ich hörte deutlich, wie es ganz leise den Stuhl heranschob; ich fühlte den Luftzug deutlich, und spüre noch jetzt jenen leisen Geruch, der die unmittelbare Nachbarschaft eines menschlichen Wesen bezeichnet. Dem Duft nach zu urtheilen, scheint unsere Straniera (denn ein weibliches Wesen ist es sicherlich) in dem Alter von 20 oder 21 Jahren zu stehen, und ich möchte, nach demselben seinen Gedüft ihrer Nähe zu schließen, die Behauptung wagen, daß unsere unsichtbare Dame etwas bleich, aber schön ist; vielleicht sage ich aber besser *war*, denn etwas Geisterhaftes vermischt sich allerdings mit ihrer Gegenwart. Erstaunen Sie nicht, Verehrteste, über diese Feinheit und Authenticität meines Geruchs. Hektische Personen, zumal wenn es, wie bei mir, zweifelhaft ist, ob sie nicht bereits gestorben sind, haben fast immer auffallend feine Geruchsnerven. Ich weiß jetzt ganz

gewiß, daß eine weibliche Perſon hier unſichtbar neben mir ſitzt."

„Auch mir ſcheint es jetzt ſo, als ob gerade zwiſchen uns Beiden noch Jemand innen ſäße," bemerkte der Fremde.

Bruno aber leerte mit finſtrer, faſt feindlicher Miene auf den Fremden ſein volles Glas haſtig und murrte vor ſich hin: „Alſo immer zu ihm, immer um ihn und neben ihm! Er hat dieſen ſchönen Geiſt mit unzerſtörbaren Zauberketten an ſich gefeſſelt. Verdrießliches Geheimniß! Aber die Stunde wird bald vorüber ſein; dann muß es ſich enthüllen!"

„Was murmelſt Du dort in Deinen Bart hinein, Du finſtrer poeta laureatus?" ſagte der Meiſter — „und ſchneideſt abſcheuliche Geſichter, und grollſt mit Gott und aller Welt, und ſogar mit dem vortrefflichen Burgunderwein meines höchſt reſpectablen Wirthes? Sage mir, Junge, ob Du noch immer nicht merkſt, wo dieſe ganze wunderliche Nacht hinaus will? Ob Du nicht endlich, endlich capirſt, daß dies Ganze nur ein kleiner Gang von ſechs Schüſſeln iſt, den mir mein guter ſeliger Freund, der kleine Kammergerichtsrath, heute zu meinem Geburtstag anrichtet? Und ich wette, daß er ſelbſt ebenfalls hier iſt, der kleine Braune, und unſichtbar dort in jener Ecke ſein Römerchen trinkt, daß er ſich unſichtbar im Keller ſelbſt gezapft hat. Nun, mein guter ſeliger Ernſt Theodor Amadeus, ich bedanke mich bei Dir herzlich für den wohleingefädelten Spaß, und will mich ſicherlich dafür revanchiren, wenn ich wieder zu Dir in die andere Welt komme. Aber ich bitte Dich, übertreibe

nicht den Spaß nach Deiner alten Gewohnheit. Mach's kurz, Alterchen; und laß es meinethalben so graulich sein, daß uns die Haare zu Berge stehen, wenn's nur ein gutes Ende nimmt."

So sprach der Meister Ludwig mit humoristischem Lächeln; er wurde aber in seiner Apostrophe an den Geist jenes lieben Mannes, der niemals die Zeitungen las, aber auf dem Todbett noch Novellen schrieb, durch eine weibliche Stimme unterbrochen, welche, wie sich's ergab, sprechend zwischen ihm und dem Fremden, genau in der Sitzhöhe einer menschlichen Person, laut wurde.

„Ich hoffe, meine Herren," sprach die Stimme in den lieblichsten Alttönen, Sie werden galant genug sein, mir, einer Dame, die Einmischung in ihre Unterhaltung zu gestatten. Ich hoffe dies um so mehr, da Sie vorhin das Liedchen bewundert haben, welches ich Ihnen zum Besten zu geben die Ehre hatte. Ich denke mir ganz folgerecht, daß, wenn Jemand die Erlaubniß hat zu singen, er sich auch unterstehen darf, ein Wort zu reden. Weil nun Herr Walter, der gefeierte Bühnenheros des gestrigen Abends, ein Thema hat anklingen lassen, dessen innerste Beleuchtung eine Hauptaufgabe alles Denkens und Dichtens ist, so erlauben Sie mir, zur Förderung dieses Gegenstandes auch meinerseits noch einen kleinen Beitrag zu liefern, ein kleines, ganz anspruchloses Evenement aus meiner eignen Erinnerung anzufügen. Und dies kleine Ereigniß kann füglich als eine Introbuction zu dem angesehen werden, was Herr Walter Ihnen heute Abend erzählt hat. Es handelt sich dabei genau um dieselbe Sache; nur die Form weicht

etwas ab. Unſer verehrter Freund Devrient, deſſen geniale Gewalt der Auffaſſung ich früherhin, bevor ich das Unglück hatte zu ſterben, oft aus der Loge herab mit Entzücken bewundert habe, wird gewiß auch meine kleine Kindergeſchichte nach ſeiner Weiſe in die Einheit und Nothwendigkeit des Gedankens zuſammenzufaſſen, und ſie mit dieſem allein giltigen Maaß zum Heil und Frommen der Poeſie und Naturwiſſenſchaft zu meſſen wiſſen."

„Ich bin Ihnen für Ihr nachſichtsvolles Urtheil ausnehmend verbunden, ſchöne Stimme," entgegnete der Künſtler; „um ſo verbundner, da Sie etwas mehr Philoſophie zu beſitzen ſcheinen, als ſonſt bei Damen der Fall zu ſein pflegt. Inzwiſchen nehmen Sie getroſt das Wort und erzählen Sie uns ohne lange Introduction Ihre Kleinkindergeſchichte, welcher es wahrſcheinlich gleichfalls an Tod und Sterben nicht fehlen wird. Indeſſen wir ſind heute einmal auf dieſe Sächelchen eingerichtet, und ich garantire Ihnen von unſerer Seite die unbedingteſte Aufmerkſamkeit bis zu Ende, mit Ausnahme etwa des Herrn Jakob H....., welcher Letztere leider mit einem ſo eminenten Entſchlummerungstalent begabt iſt, daß alle liebenswürdigen Geiſter des Parapieſes, und wenn ſie die auserleſenſten Geſchichten aus Elyſium vorbrächten, nicht vermögen würden, dieſem Talent, ſobald es einmal in den Schuß geräth, Einhalt zu thun. Doch darauf, Verehrteſte, kommt wenig oder nichts an."

Die ſchöne Stimme, über dieſe Rede erfreut, verneigte ſich unſichtbar, und begann nach einem kurzen unſichtbaren Räuſpern folgendermaßen:

Es ist ein Fragment, was ich Ihnen mitzutheilen habe, ein Fragment aus dem Leben meines vielgeliebten Vetters, welcher gegenwärtig herzoglich sachsen-hildburghäusischer Legationssecretair ist, und mit welchem ich, um es Ihnen kurz zu sagen, vor meinem Tode verlobt war. Ich theile Ihnen seine Eröffnungen aus seiner eignen Handschrift mit, die Sie, da ich ein Geist bin, freilich nicht erblicken, die ich aber nichtsdestoweniger in meiner Hand halte. Es steht auch ein Motto darüber, gleichfalls von seiner Hand geschrieben, und, wie ich glaube, von ihm selbst gedichtet, das ich Ihnen eben so wenig vorenthalten will:

„Wie bräut und ängstet Dich der grimme Tod!
In ew'ge Nacht will Alles Dir sich legen.
Da ist Verständniß dem Lebend'gen Noth,
Ein muthig Herz, die Schreckniß auszulegen."

Unsere alte Kindermuhme, die alte Magdalene (merken Sie wohl auf, Herr Walter!), stürzte in die Kinderstube — so beginnt mein geliebter Cousin seine Erzählung — wo ich mit meinen jüngeren Geschwistern im fröhlichen Spiel vertieft war. „Kinder," rief sie, „es gibt ein Fest; wir haben heute eine große Leiche; der Gutsbesitzer von W., den Ihr Alle kennt, wird begraben. Um vier Uhr fangen sie an zu läuten; da fährt die Leiche dort ab; aber wir müssen eilen fortzukommen, damit wir einen guten Platz auf dem Kirchhofe, recht nahe am Grabe, bekommen."

„Ei, liebe Lene, wie gut Du bist, daß Du uns immer mitnimmst auf den Gottesacker!" rief meine achtjährige Schwester Louise voller Freude, und der kleine

Fritz warf hurtig sein Spielwerk bei Seite, und war nicht halb so ungeduldig wie gewöhnlich, als ihm die ordnungsliebende Frau sein Halskräuschen umband und die Locken glatt strich. Ich schlich traurig in die Kammer, um die blanken Stiefel und das Sonntagsröckchen anzuziehen. In wenigen Minuten waren wir in gehörigen Stand gesetzt und befanden uns bald auf dem Wege zum Gottesacker. Mein Herz pochte hörbar, als ich still und in mich gekehrt neben der Alten herging, die nicht müde wurde, dem Geschwister das stattliche Leichenbegängniß auszumalen, das sie schauen sollten.

Die alte Magdalene lebte in unserm Hause, dem sie lange Jahre treu gedient hatte, in der Würde einer Kinderwärterin. Viel zu warten gab es nun freilich nicht mehr unter Kindern von sieben bis zehn Jahren, und so war sie durch die Zeit ihres Amtes schier enthoben; allein sie selbst schien der Unterschied zwischen sonst und jetzt nicht zu berühren. Die Art, wie sie uns zusprach, wie sie uns schalt, pflegte und in Schutz nahm, deutete mindestens fünf Jahre rückwärts; ihre Ausdrucksweise für meinen Bruder Fritz war noch ganz dieselbe wie damals, als die ersten Höschen in seinem Leben Epoche machten. Als meine Schwester Louise in ihrem siebenten Jahre stricken sollte, war sie gegen diese Maaßregel heftig eingekommen, mit der Bemerkung: Zum Lernen sei das Kind noch viel zu klein; und wenn ich meinerseits ja einmal die Ehre hatte, von ihr ein großer Mensch genannt zu werden, so war dies nur, wenn mein Interesse mit dem meines jüngeren Bruders in Collision gerieth. Die Frau war gutmüthig und liebte uns von ganzem

Herzen; für mich aber war sie ein wahres Nachtstück. Sie hatte ein finstere Seite, die sich mir immer herauskehrte. Eine grauenvolle Neigung, ja Leidenschaft, zeichnete das sonst träge Weib aus, bildete den unheimlichen Grundzug ihres Wesens; es war die räthselhafte Lust an allem Entseelten, Leichenhaften. Zu dem Hause, wo ein Todter lag, fühlte sie sich unaufhaltsam hingezogen. Mit schrecklichem Vergnügen weilte sie vor dem geöffneten Sarge; ihre Blicke ruhten verzehrend auf dem Leichnam, sie konnte sich daran nicht satt sehen. Am meisten waren es die Leichen der Jungfrauen und Jünglinge, die sie so schauerlich fesselten. Um keinen Preis in der Welt hätte sie sich daran verhindern lassen, eine solche zu betrachten. Aber nicht nur der erscheinende Tod selbst, auch Alles, was denselben bezeichnet, alle seine Symbole und Attribute hatten einen bewältigenden Reiz für sie. Sie ließ es sich nicht nehmen, eine Todtenkrone für jede entschlafene Jungfrau, für jeden Jüngling zu fertigen, und wußte gar geschickt die goldenen und silbernen Flittern zwischen die Blätter und Rosen hindurchzuflechten. Eiskalt überlief es mich, wenn sie den fertigen Kranz wohlgefällig in den Händen wiegte, daß Draht und Blätter knisterten; ja, ich bat sogar einmal die Mutter, daß sie der Alten verbieten möchte, solche Kränze zu machen. War es wirklich, oder bildete ich mir es nur ein, daß mir diese von der Zeit an weit weniger gewogen war? Sie trieb ihre Handthierung mehr im Stillen, doch mit nicht weniger Theilnahme. Oft brachte sie allerlei bunte Bilderchen mit und zeigte sie uns Kindern. Es waren Todtentänze, abscheuliche Holz-

ſchnitte, worüber der kleine Fritz vor tauſend Freuden in die Hände klatſchte, deren Anblick mir durch Mark und Bein ging. Stumm und ſtill horchte meine Schweſter Louiſe, wenn der Alten rohe, aber lebendige Einbildungskraft dem Pfuſcher, der ſie angefertigt hatte, zu Hilfe kam, oder die unten ſtehenden Verslein nach ihrer Weiſe vervollſtändigte. Ich ſelbſt, den ein tiefes Grauen dabei nicht verließ, wagte es nicht, die Alte, wenn ſie ſo in ihrem Elemente war, zu unterbrechen, und eben jenes innerſte Grauen hielt mich auch an der Stelle gefeſſelt und zwang mich, unter Furcht und Zittern zu hören und zu ſchauen. Bei keinem Begräbniß fehlte unſre Alte; beſonders war ihre unheimliche Freude groß, wenn das Leichenbegängniß anſehnlich war, und der ſchönbekränzte Sarg — wie in meiner Kindheit noch oft geſchah — auf dem Kirchhofe zum letzten Mal geöffnet ward. Da drängte ſie ſich ſchonungslos durch die Umſtehenden bis ganz nahe, und war glücklich, das bleiche ſtarre Geſicht — oft hatte ſie es im Leben kaum gekannt — noch ein Mal anzuſehen, bevor es auf immer in die Gruft verſenkt ward. „Lene," ſagte einſt mein Vater zu ihr, „Du hätteſt Dir einen Todtengräber zum Manne nehmen ſollen." — „O," entgegnete ſie, „ich ſollte ja einſt Leichenfrau werden, hab's aber nicht angenommen, weil ich kein Todtes anrühren kann." — Dieſe Worte der Alten, bei denen mich ein Schauder überlief, waren mir damals räthſelhaft, doch erinnerte ich mich ihrer oft und lernte ſie verſtehen, als ich in meinem ſpäteren Leben ſelbſt bei gebildeten Frauen die gräßliche Neigung der alten Lene, nur milder und gemäßigter, wiederfand und den

Widerſpruch bemerkte, wornach ſie mit höchſter Begierde, mit leidenſchaftlichem Verlangen einen Anblick aufſuchten, den ſie doch vor innerm Grauen kaum ertragen zu können den Anſchein hatten; wie man ſie durch nichts hätte bewegen können, Hand an den Leichnam zu legen, den ſie ſo mit ganzer Seele betrachteten.

Bei dieſer Eigenthümlichkeit mußte natürlich unſre Alte den heutigen Tag für einen beſonders feſtlichen erachten; denn heute ſtand eine möglichſt prunkvolle Beſtattung bevor. Der Verſtorbene, ein reicher Gutsbeſitzer, deſſen benachbartes Dorf in meinen Geburtsort eingepfarrt war, hatte im Leben nichts für erhebender gehalten als ein feierliches Leichenbegängniß, weshalb auch die trauernde Witwe ihm ſeine eigne letzte Ehre auf eine äußerlich bedeutſame und glänzende Weiſe zu geben bedacht war. Alle, die bei ſeinen Lebzeiten in einiger Beziehung mit ihm geſtanden hatten, waren eingeladen, ſeiner Leiche zu folgen; Viele thaten es freiwillig aus Dankbarkeit und Zuneigung gegen den Vorſtorbenen, dem, als einem reichen und wohlwollenden Manne, die Meiſten verpflichtet waren. Ich meinerſeits hatte den Verſtorbenen ſehr wohl gekannt. Er hatte mit meinem Vater in mannigfachem Geſchäftsverkehr geſtanden, und war in freundſchaftlichen ſowohl als Geſchäftsverhältniſſen viel in unſerm Hauſe geweſen. Als ein ausgezeichneter Kinderfreund verſäumte er nie, uns Kinder zu beſchenken. So oft er Abſchied nahm, mußte die Mutter unſre Sparbüchſen herbeibringen, welche mehr ſeiner Freigebigkeit als unſern Erſparniſſen ihren Zuwachs verdankten. Er kam häufig zu Pferde, und hatte dann mir, der ich ſein Lieb-

ling war, zu Gefallen gefliſſentlich den ſanften Braunen auserleſen, deſſen geduldigen Sinn ich kannte, damit mir das ungemeine Vergnügen eines Rittchens im Hofe nicht durch die Scheu vor dem fremden Thiere verleidet würde. Er ſchaukelte mich auf ſeinem Knie, wenn er mit dem Vater beim Frühſtück ſaß, und ſeine beſten Biſſen wurden mir zu Theil. Der Vater lächelte, und der Mutter ſtrahlte die Freude vom Angeſicht, daß ihr Eduard den guten Mann ſo angelegentlich beſchäftigte. Ihm entging nicht, wie ſehr ich an ihm hing, und oft ſtanden dem Kinderloſen, wenn er mich zum Abſchied herzte, Thränen in den Augen, die ich damals mir freilich nicht zu deuten wußte. Meine Schweſter Louiſe war der Liebling ſeiner vortrefflichen Frau, und der kleine Fritz wußte durch ſein drolliges Weſen Beide zu beluſtigen. So dem wohlwollenden Manne und ſeinem Hauſe mit aller Macht der kindlichen Zuneigung ergeben, ergriff mich ſein Tod im Innerſten. Tiefe ängſtliche Gefühle — für mich die erſten in ihrer Art — regten ſich in mir auf unbeſtimmte unheimliche Weiſe. Die unverſtandene Gewißheit einer unabänderlichen Trennung qualte; das plötzliche Verſchwinden eines geliebten Menſchen aus meinem engen Kreiſe riß eine gewaltige Lücke und drängte meine Ahnung gewaltſam nach einer dunklen Region hinaus, die den Hintergrund meines Verluſtes, meines Leidweſens bilden ſollte. Ich erſtarrte, wenn ich mich vertiefte, und doch wollte nichts den innerlichen Kampf ableiten. So folgte ich träumend, bange, ungern und doch innerlich dazu aufgefordert, dem Zuge der alten Magdalene nach dem Gottesacker. Ich hatte die Tage daher mein Inneres tief ver-

letzt, aus allem Gewöhnlichen gewaltsam mich herausgerissen gefühlt; nun lag mir noch die bevorstehende ängstlichste Feierlichkeit wie ein Berg auf dem Herzen. —

Hin und her wogte schon eine zahlreiche Menschenmasse auf dem Gottesacker. Näher am Grabe nahm das Gedränge zu; doch gelang es der unbegrenzten Rücksichtslosigkeit der Alten in solchen Fällen und den Bemühungen einiger hilfreichen Männer, die sich bei derlei Gelegenheiten mit ihr zu verschwören pflegten, deren jeder ihr ein Kind abnahm, uns einen Platz unweit des Grabes zu gewinnen. Auf einen erhöhten Leichenstein ward ich von meinem Träger abgesetzt, der mich mit kräftiger Hand festhielt, und sich nicht wenig darauf zu Gute that, dem Sohne seines Gönners einen seiner Meinung nach so beachtenswerthen Dienst zu leisten. Dabei konnte ich mich an den freundlichen Blicken Magdalenens sonnen, die nicht wenig Behaglichkeit darüber empfand, ihre Kinder so trefflich untergebracht zu sehen. Es war von der Stelle, wo wir uns befanden, der ganze Feldweg zu übersehen, den die Leiche herkommen mußte. Lange mußte das ungeduldige Volk in der brennenden Hitze des Julitags erwartungsvoll stehen. Langweiliges Gemurmel wogte hin und her; hier und da stierte ein gedankenloses Gesicht in die leere Grube. Endlich erhob es sich schwarz auf dem fernen Wege; der schwarze Leichenwagen rückte langsam vor, hinter ihm erschienen die begleitenden Wagen. Je näher sie kamen, desto bänglicher ward mir zu Muthe. Ein tiefes innerliches Verzagen überkam mich; mein ganzer Leib zitterte, eine dicke betäubende Luft, ein ekler Dunst umgaben mich. „Es

gibt einen Naſenſchmaus" hörte ich einen alten Mann ſagen, der ſelbſt wie baldige Würmerſpeiſe ausſah. „Ja," entgegnete ein Anderer, „es riecht ſchon ſtark; das macht, weil der Wind mit der Leiche geht." — „Es war ein fetter Mann," bemerkte eine alte Frau: „die Hitze iſt groß, die Träger werden ihn ſatt haben, auch das kleine Eckchen. Aber Chriſtoph, wandte ſie ſich zu dem Manne, der mich hielt, gib auf das Kind Acht, das Du haſt." — In der That war es eben Zeit, daß mich der Mann auf dieſe Erinnerung kräftiger mit beiden Händen faßte. Ein betäubender Schwindel hatte mich ergriffen, ich drohte zu fallen. „Das arme Kind" — fuhr die Alte fort — „es wird keine Leiche riechen können, und dazu die Hitze! Da, mein Söhnchen nimm dies" — ſie reichte mir ein Sträuschen von Rosmarin und Salbei, das ich kaum zu faſſen vermochte — „ich dachte mir's gleich, daß er ſtark dunſten würde; darum brachte ich es mir mit, aber ich halte es ſchon aus ohne das." — Die Blumen halfen etwas, es wurde mir ein wenig beſſer. Der Leichenzug war unterdeſſen von der Höhe herabgekommen, und aus dieſem Grunde nicht mehr zu ſehen. Der Duft hatte nachgelaſſen; allein die ſeltſame Angſt verließ mich nicht, ich wäre von Herzen gern von dem ſchrecklichen Orte erlöſt geweſen. Jetzt war der bange Geruch wieder ſtärker, die Leiche ſtand unweit des Kirchhofthors. Die Träger waren beſchäftigt, den Sarg aufzunehmen. Die Nähe deſſen, was mir in den Tod zuwider war, fiel ſchreckhaft auf mich. Wenn das Gemurmel der Umſtehenden minutenlang ſchwieg, ſo ließ ſich das dumpfe Poltern des Sarges ängſtlich vernehmen. „Sie müſſen den ſchweren

Mann tüchtig rütteln" — hieß es jetzt — „es riecht jetzt gewaltig." Ich klammerte mich an meinen Mann und bat ihn um Gottes willen, mich von dem Steine herabzuheben. Er nahm mich auf den Arm und bemühte sich, dem wunderlichen Kinde Muth einzusprechen. Jetzt drängten sich schwarze Gestalten durch das Kirchhofthor, der braune Sarg mit dem silbernen Zierrath schimmerte im Schwanken; zugleich drang betäubender als je der Leichenduft heran. Ich wäre ganz sicherlich ohnmächtig geworden, wenn nicht die Angst, die nun, da der gefürchtete Augenblick ganz nahe trat, ihren Gipfelpunct erreichte, mir Kraft gegeben hätte, mich gewaltsam von meinem Träger herabzureißen. Hinweg! war in dieser Flut verworrener drängender Gefühle mein einziges Denken und Dichten. Während Alles neugierig nach dem kommenden Zuge schaute, drängte, schlug ich mich, wie von einem Gespenst verfolgt, durch die Masse. Die niedrige Kirchhofsmauer war nahe. Ich schwang mich darüber und rannte wie unsinnig über die Felder, an den Gärten vorüber, nicht rastend, bis ich das entgegengesetzte Ende der Stadt, das Haus meiner Eltern erreicht hatte. Eine ungeheure Sehnsucht nach der Mutter hatte mich ergriffen; wie Berge stürzte es mir vom Herzen, als ich athemlos vom übertriebenen Laufen ihr in die Arme sank. Ihr und einer Freundin, die sich bei ihr befand, die, gleich ihr, lärmende Feierlichkeiten nicht liebte, gelang es doch kaum, mich zu beruhigen. Man mußte mich zu Bett bringen; ich bat die Mutter flehentlich, mich kein Leichenbegängniß wieder sehen zu lassen. Spät erst kam die alte Magdalene mit den Geschwistern. Alle, des

Geſehenen voll, wurden nicht müde, den ſchönen Sarg, die Menge der Kutſchen, die ſtattlich geputzten Leidtragenden zu bewundern."

„Lange konnte ich den Eindruck nicht verwinden, den dieſe Begebenheit auf mich gemacht hatte. Die finſtre Geſtalt des Todes war mir gewaltig entgegengetreten in dem Leichnam des theuren Verſtorbenen, in ſeiner Beſtattungsfeier. So konnte ich denn auch dieſe Geſtalt nicht ſo bald wieder los werden. Ich hatte die unheimliche Macht, die alles Lebendige verneint und verſchlingt, wenn auch nicht begriffen, doch empfunden, wahrgenommen, als mein innerſtes Bewußtſein aufnehmen müſſen in der Erſcheinung des leeren Grabes, des geſchmückten Sarges, in dem Duft der Leiche, in dem Schmerz des Verluſtes, in der tiefen Angſt, die ſich meiner bemächtigt hatte. Ich empfand, daß kein Leben um mich vor ihr ſicher war; mein eignes Leben fühlte ich ihr verfallen. Das innerliche Grauen, das ich ſchon früher vor allem Entſeelten gehabt, deſſen ich mir bewußt ward an der ſchauerlichen Luſt der alten Magdalena, war doch bisher als ein Fremdes an mich gekommen, hatte mich nur vorübergehend geängſtigt, und die geheime verzehrende Macht hatte ſich mir noch fern gehalten. Nun aber war der Tod auch in meinen Kreis getreten, weil ein Leben geſtorben war, das dieſem angehörte. So ward mir lange durch dieſen ſchnellen Wechſel der unbefangene fröhliche Genuß, das ſüße Eigenthum der Kindheit, getrübt. Wie ſich das reiche Leben an mich drängte, ſo verkehrte es ſich in ſein Gegentheil und ein Leichenflor lag über Allem ausgebreitet. Aber das Leben be-

hauptet seine Gewalt, die Kindheit läßt sich ihr Vorrecht nicht nehmen. Konnte ich nicht durch die Macht des Gedankens das Grauen des Todes niederschlagen, so war es das Leben selbst, welches für mich siegte. Nach und nach lichtete sich der trübe Nebel, die Gestalten wurden heitrer, der Himmel behütete die Meinen, Alle, welche mir theuer waren; ich selbst glühte in Lebensfrische und Gesundheit. Die unheimliche Macht verbarg sich wieder, ich genoß wie ehmals. In einem Zuge erhielt sich aber doch der Eindruck: die alte Magdalena war und blieb mir von jenem Tage verhaßter als jemals." —

Als die schöne Stimme (denn so müssen wir vorläufig die fünfte mysteriöse Person dieser nächtlichen Gesellschaft bezeichnen) diese ihre Kleinkindererzählung beendigt hatte, verstummte sie plötzlich. Walter aber, dem man bei einigen Momenten der Geschichte bereits eine innere Bewegung hatte anmerken können, nahm jetzt das Wort.

„Wahrhaftig" — sprach er — „ich fange nun fast selbst an zu glauben, daß heute an diesem Orte der Teufel oder sonst ein Potentat der Unterwelt sein Spiel hat. Denn was uns, meine Herren, so eben die Stimme der Unsichtbaren erzählt hat, ist ja mir, mir selbst in meinem zehnten Jahre von Anfang bis zu Ende begegnet. Ich selbst bin ja dieser Eduard, der es damals auf dem Gottesacker nicht aushalten konnte; ich war es ja, der von dieser Stunde an so einen bitterlichen Haß auf die alte Magdalena warf, welcher sich erst legte, als diese alte wunderliche Person und Pflegerin meiner Kindheit selbst nicht mehr unter den Lebendigen weilte; ich war der gequälte arme

Junge, den es vor den greulichen Todtentanzholzschnitten ergrauſte, und ich ſelbſt endlich war es auch, der dieſe kleine Begebenheit Wort für Wort, ſo wie die Unſichtbare uns dieſelbe aufgetiſcht hat, in ſpäterer Zeit in mein Tagebuch ſchrieb. Herr Bruno, es will mir vorkommen, als ginge mit uns Beiden heute Abend eine Spiegelfechterei der Unterwelt (um nicht zu ſagen: der Hölle) vor; die ſchöne Unſichtbare, deren Geſang und Sprache wir ſo eben vernommen, kann doch nicht Arabella ſein, ſchon deshalb nicht, weil Arabella, wenn die Seelen der Verſtorbenen nicht allwiſſend ſind, was man doch durchaus bezweifeln muß, von jenem Ereigniß, was ſich mit mir in meinen kindiſchen Tagen zutrug, platterdings nichts wiſſen kann. Ueberdies finde ich auch den Ton, in welchem die unſichtbare Straniera ſich gegen uns vernehmen ließ, keineswegs vereinbar mit —

„Und doch iſt es Arabella!“ ließ ſich, den Dänenprinzen unterbrechend, hier die Stimme der Unſichtbaren noch einmal vernehmen; „und doch iſt ſie es, Ihr Ungläubigen. Sie ſcheidet jetzt von Euch, aber es wird bald eine Stunde kommen, wo ſie Euch wiederſieht.“

Dieſe vorwurfsvollen Worte wurden mit der vollen Lieblichkeit einer ſchönen Frauenſtimme, wie klagend, ausgeſprochen. Ein leiſes, ganz leiſes Luftgeſäuſel, wie wenn ein Weſen der verklärten Gattung lautlos im ſchwebenden Gewande an uns vorüberſtreift, war Allen fühlbar, und deutlich bemerkten jetzt Alle, wie eine Frauengeſtalt, ſchlank und ſchön, mit reich wallenden Locken, den Strahl ihres dunklen Feuerauges noch einmal zurückwerfend, zu

der halbgeöffneten Thür hinausschwebte und draußen in den dunkleren Kellerräumen schnell verschwand.

In diesem Augenblick repetirte die auf dem Tische liegende Uhr des Dichters die dritte Stunde.

„Es war doch Arabella," rief Bruno mit Begeisterung; „ja sie war es in aller Glorie ihrer Schönheit! Holdseligstes der Frauenbilder, ich habe nie, in keinem Augenblick meines Lebens aufgehört, an Dich zu glauben! Und nun, Herr Dänenprinz, die Stunde ruft. Es hat drei geschlagen."

„Alle Teufel! rief der Meister Ludwig aus, „das kann nicht sein; unmöglich kann es ja schon drei Uhr sein. Die Dame aus jener Welt hat bei ihrem Weggang auf eine unbegreifliche Weise die Uhren verrückt. So ist es, wenn man sich mit Geistern zu thun macht."

Alle zogen jetzt ihre Uhren hervor, um sich zu überzeugen, und siehe, die Uhren, deren fast gespensteriges Tickern sich in der lautlosen Stille gar deutlich vernehmen ließ, wiesen sämmtlich auf drei.

Der junge Fremde erbleichte. Es war, als bedürfe er des Aufraffens seiner ganzen männlichen Kraft, um das Wort zu ergreifen. „Ich habe Ihnen, meine Herren," sprach er, „allerdings mein Wort gegeben, Ihnen um die dritte Stunde einige nähere Aufschlüsse über die Erscheinung, die uns so eben verließ, zu ertheilen; allein ich gestehe Ihnen offen ein, daß Sie mich unendlich erfreuen würden, wenn Sie mir für heute Abend die Verbindlichkeit dieses meines Wortes erlassen wollten. Es haben sich inzwischen wieder einige so seltsame Dinge

hier ereignet, daß ich mich in der That nicht mehr gestimmt und disponirt fühle —

„Halt, mein Herr!“ fiel ihm Bruno mit einiger Leidenschaftlichkeit in die Rede; „ich finde Sie im Begriff, Sich einer Verpflichtung zu entziehen, die sich unmöglich jetzt wieder zurücknehmen läßt. Ich erlaube mir deshalb, Sie an das alte Sprichwort zu erinnern: Ein redlicher Mann hält sein Wort! Sie sind mir wenigstens eine ausführliche Eröffnung über Ihr Verhältniß zu Arabellen schuldig, und ich für meine Person werde Sie dieser Verbindlichkeit nicht entbinden.“

„Sie nehmen ein so hingegebenes Versprechen viel zu wichtig und bedeutsam,“ entgegnete der Fremde kalt und finster. „Daß ein ehrlicher Mann sein Wort hält, daran mich zu erinnern bedarf es nicht. Allein ich sehe nicht ein, warum man, wenn die Umstände, die Stimmung u. s. w. sich inzwischen verändert haben, nicht befugt sein soll, ein Versprechen, welches durchaus keine objective Kraft und Bedeutung hat, für eine andere Zeit der Erfüllung aufzuschieben. Denn ich habe ja noch keinesweges gesagt, daß ich mein Versprechen überhaupt unerfüllt lassen will.“

„Das sind Sophisternien, mein Herr,“ entgegnete Bruno heftig; „die Lage ist so, daß ich Ihr pünctliches Worthalten unabgänglich fordern muß.“

„Und wenn ich nun bei meiner Weigerung eben so unabgänglich beharre, mein Herr Dichter?“ versetzte der Fremde. „Ich wäre doch verlänglich, auf welche Weise Sie mich dann zwingen wollen.“

„Dann gibt es,“ fiel Bruno rasch ein, „nur ein

Mittel, um unsere Interessen auszugleichen: wir schlagen uns."

„Ich habe nichts dagegen," versetzte der Fremde mit großer Ruhe. „Nur wird dann die Sache beeilt werden müssen, weil ich mich schwerlich länger als noch einen Tag hier am Orte aufhalten werde."

„Es kann sogleich geschehen, mein Herr; die Morgenstunde ist zu allen Geschäften gut. Pflegt man von ihr gewöhnlich zu sagen, sie habe Gold im Munde, so wollen wir sie heute einmal Blei oder Stahl im Munde führen lassen."

„Ich bin's zufrieden," sagte der Fremde, sich erhebend. —

„Ich meinerseits bin es aber nicht zufrieden," fiel der Meister Ludwig ein. „Solche pure blanke Narrenspossen dürfen unter meiner Mitverantwortlichkeit nicht aufgeführt werden. Wollt Ihr Euch in's Teufels Namen um ein Weibsbild, noch dazu um ein todtes, die Häise brechen, Ihr Geweihten der Kunst und der Dichtung? Und was soll unter diesen Umständen aus der versprochenen Eröffnung werden? Soll dies das einzige Resultat dieser confusen Nacht sein, die sich anfangs so bedeutungsvoll-poetisch anließ? Kurz und gut, ich geb's nicht zu, Kinder, daß Ihr Euch duellirt. Gehen wir Alle ruhig nach Hause, und finden uns morgen wieder beim Vetter Jakob ein, um uns in der Güte über die Interessen der Poesie und über das Allerlei von Erscheinungen, was noch daran hängt, zu verständigen." —

So gut aber auch der Rath des Meister Ludwig war, so waren doch die beiden Interessenten keineswegs

damit einverſtanden. Eine Ehrenſache, meinten ſie wie aus einem Munde, müſſe nie zurückgehen, weil ſie ein ſo formelles Ding ſei, daß es auf ihren Inhalt, auf den Stoff der Veranlaſſung dabei niemals ankomme. Habe man einmal geſagt, man wolle ſich ſchlagen, ſo müſſe man es. Es ſei dies die abſolute innere Nothwendigkeit der Sache, gegen welche jedes Argument, ſei es noch ſo vernünftig, ſich als unhaltbar erweiſe.

„Nun ſo ſchlagt Euch einander in Gottes Namen todt, Ihr Hitzköpfe!“ brummte der Künſtler; „ich laſſe Euch laufen, und bedinge mir nur aus, daß ich von dem Ausgang Eurer dummen Ehrenſache ſofort benachrichtigt werde, damit ich mir den beſten Humor davon noch zur rechten Zeit abſchöpfen kann. Vetter, gebt mir Hut und Stock; ich will nach Hauſe.“ —

So trennte ſich das ſeltſame Kellerkleeblatt auf ganz plötzliche und unvorhergeſehene Weiſe. Maitre Jacques ſchloß ſeinen Keller mit bedenklichen Mienen, und führte den gebrechlichen Meiſter Ludwig nach ſeiner Wohnung in der Wilhelmsſtraße. Der Fremde aber begab ſich mit dem Dichter nach ſeinem Hotel, um dort ſeine Reiſepiſtolen abzuholen und in Stand zu ſetzen.

„Werden wir uns mit oder ohne Secundanten ſchlagen?“ fragte Bruno.

„Es wird Mühe koſten, um dieſe Stunde ſolche aufzutreiben. Indeſſen für einen will ich wohl ſorgen. Das iſt ein wunderlicher Kauz, der das Zimmer neben mir bewohnt, ein erznärriſcher Kerl, der aber in Ehrenſachen viel Erfahrung beſitzt. Ich werde mir erlauben, ihn aus dem Schlafe zu pochen, und Sie werden bald

ſehen, wie bereitwillig er ſich unſerer Wallfahrt anſchlieſſen wird."

Sie kamen in des Fremden Wohnung, die Piſtolen wurden beigeſteckt; ſie waren von der Reiſe noch geladen. Der Fremde nahm aus ſeinem Schreibtiſch noch einige Papiere, die er gleichfalls zu ſich ſteckte.

„Haben Sie auch noch Einiges vorher zu ordnen?" fragte er den Dichter.

„Ich möchte," entgegnete dieſer, „nicht erſt noch nach meiner Wohnung gehen. Wir verlieren zu viel Zeit; der Tag graut ſchon. Geben Sie mir für den Fall, daß ich bleibe, Ihr Ehrenwort, daß Sie dann Anſtalten treffen wollen, alle meine Papiere bis auf ein Manuſcript, das druckfertig in meinem Schreibtiſch liegt, zu vernichten. Dies Manuſcript nehmen Sie in Ihre Verwahrung und ſorgen dafür, daß es baldigſt einen Verleger finde. Oder auch geben Sie es nur an meinen Freund Devrient. Sie werden es bei Eröffnung meines Secretairs leicht finden; es iſt auf zuckerblaues Papier geſchrieben und führt den Titel: „Der Naturgeweihte." —

Der Fremde gab darauf ſein Ehrenwort und verſchloß ſein Zimmer.

Jetzt klopfte er einigemal leiſe, dann lauter an eine Nebenthür. Es währte eine geraume Zeit, bevor ſich drinnen im Zimmer etwas regte. Endlich ließ ſich eine heiſere näſelnde Stimme vernehmen: „Wer da?" —

„Machen Sie auf, Herr Marquis; es iſt Ihr

Freund Walter, er wünſcht von Ihnen einen kleinen Liebesdienſt geleiſtet zu haben." —

„Mag warten bis morgen mit dem Liebesdienſt! Sagen Sie ihm das," antwortete der Heiſere. „Jetzt iſt's keine Zeit zu Liebesdienſten; es läuft wider die Etikette."

„Den Teufel auch, Herr Marquis, es preſſirt aber. Mann von dem alten régime, ich verſichere Euch, es iſt periculum in mora."

„Im Zaudern liegt niemals Gefahr," entgegnete der Emigrant mit der heiſeren Stimme, „das hat uns ſchon Fabius Cunctator bewieſen; wohl aber liegt ſtets die Gefahr in der Uebereilung, und dies, mein Freund, gilt ſogar in der Geſchichte der Revolutionen. Denn hätte die Pariſer Revolte von 1830 anſtatt der drei Tage drei Jahre gedauert, ſo würden Sie geſehen haben, wie der alte Bourbonenſtamm —

„Gehen Sie zum Henker, Marquis, mit Ihrer Juliwoche und dem Bourbonenſtamm! Ich ſage Ihnen, daß ich mich ſchlagen muß, und Sie zu meinem Secundanten brauche."

„Diable, das iſt eine andre Sache; warum ſagten Sie das nicht gleich? Parbleu, wenn man ſich ſchießen muß, kann man nicht drei Jahre warten; ich öffne ſogleich." — Und wirklich hörte man den wunderlichen Inſaſſen von Nr. 17 haſtig aus dem Bett ſpringen.

Die Thür ward geöffnet. „Kommen Sie herein," ſagte der Marquis, „ich will gleich Licht machen."

„Wird nicht nöthig ſein," bemerkte Walter; „es iſt faſt Tag, und wir haben Eile."

„Diable, Sie verſtehen das nicht! Wenn man ſecundiren

ſoll, ſo muß man ſich vorher montiren, das heißt: man muß Toilette machen, ſo gut als ginge man zum Ball. Es läuft wider die alte Ordnung, wider den Anſtand, ja ſogar wider die Ehre, ſich in capitale Fälle zu meliren — incomtus, wie der Lateiner ſagt. Der große Turenne ließ ſich vor jeder Schlacht auf das ſorgfältigſte friſiren, und wer in ſeinem Zimmer ſtirbt, wird ebenfalls nicht ungeſchmückt die letzte Oelung empfangen. Ich ſage Ihnen, meine Herren, auf Bourbonenehre, daß ich mich nie anders geſchlagen habe, als mit dem Claque und in der ganzen Hofkleidung. Und gerade ſo, Meſſieurs, will ich auch meinen Freunden ſecundiren."

Bei dieſen Worten hatte der Marquis die Wachskerze angezündet und ſtand nun in Lebensgröße, aber in etwas wunderlicher Lebensgröße vor dem erſtaunten Blick des Dichters, dem ein ſolches Masculinum ſchwerlich in ſeinem früheren Leben vorgekommen war.

Walter machte die Honneurs: „Herr Marquis, ich ſtelle Ihnen den Dr. Bruno vor, einen jungen talentvollen Dichter, mit welchem ich mich leider ſchlagen muß. Herr Bruno, ich habe die Ehre, Ihnen den Herrn Marquis d'Oiſeau vorzuſtellen, einen vortrefflichen Ornithologen, um ſo vortrefflicher, da er ein Märtyrer der Legitimität geworden."

„So iſt es," ſprach der Marquis mit Würde, indem er ſich vor dem Dichter verbeugte.

Einen poſſirlicheren Anblick, als der Marquis in dieſem Augenblick gewährte, kann es unmöglich geben. Seine Geſtalt, die nicht über vier Fuß in der Höhe maß, war ſo äußerſt dünn und ſpinnwebartig gebaut,

daß man ſich ſchier fürchtete, ſie ſcharf anzuſehen; dabei war aber dieſe Figur ganz über die Maaßen gelenkig und beweglich. Wie bei einem kunſtvoll gezimmerten Gliedermann, waren die Muskelchen des Ornithologen vom Wirbel bis zur Zehe in einem unaufhörlichen Pulſiren begriffen. Sein ältliches runzelvolles Geſicht (denn der Marquis mochte weit über die funfzig ſein) war von der Sonne ſehr gebräunt, da deſſen Eigner die größte Zeit des Tages in der freien Natur verkehrte, und ſtach in ſeinem braunen Colorit ſeltſam ab gegen die ſchneeweiße Glätte ſeines dickgepuderten, aber dünngeſäeten Haupthaars. Das Mienenſpiel auf dem Geſicht des Marquis war ſo lebendig, daß man in einzelnen Momenten verſucht ſein konnte, ihn für einen Grimacier zu halten. Er war unbekleidet bis auf ſein ſuperfeines Battiſthemd, deſſen Handmanſchetten von je zwei coloſſalen Topaſen, anſtatt der Hemdknöpfe, zuſammengehalten wurden. Dazu hatte er über die ſtabdünnen Beinchen in der Eile des Aufſtehens ein Paar bleifarbene ſeidene Strümpfe mit dunkelblauen Föckchen, desgleichen ein Paar glänzendſchwarze Atlashöschen gezogen, an deren Knieſtücken zwei ungeheure ſilberne Schnallen unzugeheftelt herabhingen. Ein Paar altfränkiſche, in Purpurfarbe und Meergrün zierlichſt genähte Pantoffeln vollendeten das Negligee des poſſirlichen Mannes.

Wunderlich wie deſſen eigne Figur war auch die Ausſchmückung ſeines Zimmers; denn die drei Hauptpaſſionen des Marquis wurden in ſelbiger auf das entſchiedenſte repräſentirt, nemlich: ſein ornithologiſcher Dilettantismus, ſeine Bourbonentreue und ſeine Waffenluſt.

Zu den Füßen des Bettes ſtand ein rieſengroßer Schrank mit weitgeöffneten Flügelthüren. Aus deſſen weiter tiefer Höhle lugten abenteuerliche Vögelgeſtalten mit bunten blitzenden Glasaugen den Fremdling an; oben auf dem Schranke hatte, anſtatt eines zierlichen Vaſenaufſatzes, ein mächtiger ausgeſtopfter Uhu ſeine braunen Schwingen ausgebreitet, und ſchien mit aller Wachſamkeit ſeines Geſchlechts die gefiederten Inſaſſen zu beſchirmen, über deren Häuptern er ſeine Rolle ſpielte. Dem Uhu ſelbſt hatte man eine alte Staatsperücke aufgeſtülpt, ganz unſtreitig ein Erbſtück von des Marquis Vater, eine unfehlbar ächte Bourbonenperücke, von dem legitimſten Pariſer Friſeur verfertigt zur Zeit, als die Notablen ſich verſammelten. Zur Rechten und zur Linken des coloſſalen Uhu waren zwei kleine bunte Singvögel poſtirt, dergeſtalt daß ſie noch von ſeinen Schwingen beſchattet wurden. Sie ſahen aus wie junge, zarte, vertriebene Königsſproſſen, welche der Geiſt ihres mächtigen Ahnherrn beſchützt. In einem Winkel bei dem Vogelſchrank lag ein großer Haufen der verſchiedenartigſten Vogelfedern, welche vielleicht beſtimmt waren, einen Hausrock à la Papageno für den Marquis zu liefern.

Blickte man nach der langen Wandſeite des nicht allzu geräumigen Zimmers, ſo zeigte ſich dort ſogleich die zweite Hauptpaſſion des zwerghaften Ornithologen. Hier hingen nemlich große und kleine Waffen von jeder Gattung und bildeten ein Privatzeughaus im verjüngteſten Maaßſtab. Zwei lange ſchnurgerade Stoßdegen mit zierlich aus Silberplatt gearbeiteten Gefäßen kreuzten ſich, feindlich oder freundlich, je nachdem man es annah-

men wollte. Ein ungeheurer krummer Säbel mit pfundschwerem Korb hing neben ihnen lang herab und repräsentirte die gesammte schwere Cavallerie des alten Franzosenthums; in seinem breiten Gehänge mit grünlichgelben Schnallen stak ein feiner Dolch, dessen Heft mit Silber und Perlmutter auf das zierlichste ausgelegt war. Auf den großen Säbel mit seinem niedlichen Anhängsel folgte in der Waffenreihe ein kurzer stämmiger Carabiner und eine kleine Vogelflinte von so ausgezeichneter französischer Arbeit, daß sie von jedem Jagdliebhaber mit Enthusiasmus seiner Gewehrsammlung einverleibt worden wäre; ein Hirschfänger und zwei Reisepistolen beschlossen die Reihen. Aber auf dem Nachttisch des Marquis bemerkte man zwischen aufgeschlagenen Büchern seiner Lieblingswissenschaft noch zwei saubere Taschenterzerole, so wie ein zu häuslichem Gebrauch abgestumpftes Faschinenmesser, dessen friedlichere Bestimmung sich wahrscheinlich zunächst auf die ornithologischen Präparate des Marquis bezog, nebenbei auch vielleicht dazu diente, den Zucker klein zu schlagen, ein Vegetabil, welches der seltsame Naturforscher in den beträchtlichsten Quantitäten zu sich zu nehmen pflegte.

Was die dritte Leidenschaft des Marquis anlangte, so war diese genugsam bezeichnet durch fünf Pastellbilder, welche in goldenen glänzenden Rahmen dicht bei einander zunächst dem Bett aufgehängt waren. Das erste dieser Gemälde stellte vor den vertriebenen König Karl den Zehnten, das zweite die Ermordung des Herzogs von Berry, das dritte den kleinen Heinrich Bourbon, wie er aus einem Bogenfenster des Hradschin gedankenvoll nach

Westen schaut; das vierte Gemälde zeigte eine sanfte trauernde Dame, in deren melancholischem Gesichtsausdruck sich die Herzogin von Angoulême vermuthen ließ, und endlich das fünfte Bild war ein Portrait des Herrn von Châteaubriand.

Diese wunderliche Meublirung in vollen Augenschein zu nehmen, dazu fand sich für unsern Dichter hinreichende Zeit, während der eben so wunderliche Eigner des Gemachs seine langsame Toilette machte. Nun war derselbe mit seiner Chaussure in Ordnung; die spiegelblanken spitzen Schuhe mit den massiven weißen Schnallen prangten und blitzten an seinen mageren Beinchen; der bleifarbene Strumpf saß so glatt und glau über der kaum bemerkbaren Wade, wie bei dem elegantesten Hofcavalier; die Kniestücke des Atlasbeinkleides waren zierlichst geschnallt und geheftelt, und der Kleine trat nun mit würdevollem Anstand vor den Pfeilerspiegel, um mit eben so großer Sorgfalt die obere Toilette zu beginnen. Der Schnee der Cravatte ward von den spinnendürren Fingern auf das kunstgerechteste geglättet; die Krause ward in die entsprechendsten Falten gelegt, die Tuchnadel von ächten Steinen wurde von dem Kleinen auf das anmuthigste vermittelst des goldnen Kettchens vor die Brust gesteckt. Das winzigkleine seidene Blumenwestchen schmiegte sich sauber und faltenlos dem mageren Körper an; nunmehr wurde das niedliche Maroquinkästchen geöffnet, in dessen meergrüner Plüschtiefe die kostbaren Ringe staken; sie wurden mit sorgsamster Auswahl, mit prästabilirter Symmetrie von dem Kleinen angesteckt. Nun ward auch der Flacon mit dem Cölnischen Wasser geöffnet, und die

zwerghaft-saubre Geſtalt beſprengte ſich damit von oben bis unten mit allem Anſtand und aller Geſchicklichkeit einer langen Toilettenerfahrung. Mit wahrer Suffiſance ſchlürfte ſein nadelſpitzes Näschen die koſtbaren Odeurs der edlen legitimen Flüſſigkeit. Jetzt, da auch dies gethan war, und der Marquis nach ſeinem Leibrock griff, welchen der erfahrenſte Kleiderkünſtler von allen, die jemals die France chérie mit dem ſtolzen Emigrantenrücken angeſehen, aus dem feinſten zimmetbraunen Tuch genau nach dem Muſter des Kleides angefertigt hatte, in welchem der Sanfteſte der Bourbonen das Schaffot beſtieg — jetzt, da er dies theure Stück Arbeit wohlgefällig und prüfend in den Händchen wiegte, verklärte ein Strahl der Freude ſein mageres dürftiges Geſichtchen.

„In dieſem Kleide und in keinem andern will ich Ihnen, mein wertheſter Freund, in Ihrer Ehrenſache Beiſtand leiſten. Ich hoffe, Ihre Gewogenheit wird mir dieſen Umſtand nicht allzu niedrig anrechnen. Sehen Sie, mein Freund, dies ſind Empfindungen und Rückſichten, welche der rohe Sansculotte nicht kennt, deren nur der legitime Mann, der Mann der Unveränderlichkeit und der unveränderlichen Treue fähig iſt. O ich kann Ihnen ſagen, daß es eine Dummheit, eine Barbarei der Begriffe iſt, wenn man von der Leerheit, von der Ueberflüſſigkeit der Formen redet. In der ganzen weiten Welt, in allem wahrhaft Beſtehenden iſt keine Form leer und überflüſſig; denn in der Form wohnt das Maaß, und in dem Maaß wohnt die Vernunft, und ſo iſt jede Form, welcher Art ſie ſei, an und für ſich vernünftig.

In der Form, Verehrteſte, wohnt eine unermeßliche Bedeutung, und eben darum muß ſich Alles in der Welt formiren. Man hat geſprochen und gefaſelt von dem Werth des Stoffs in ſeiner göttlichen Nacktheit; aber das Nackte als ſolches, die pure Nudität, um es ſicherer zu bezeichnen, kann niemals göttlich ſein, weil es ſeiner Form entbehrt, der Verhüllung. Und die Verhüllung ſelbſt, Verehrteſte, hat wiederum ihr unendliches Wie, ihre unendliche Methode. Doch das ſind metaphyſiſche Theſen, die man, genau genommen, gar nicht ſo in abstracto äußern muß, weil die Natur, die herrliche lebendige Natur uns die Tiefen der Metaphyſik auf viel unbefangenere, faßlichere und lebendigere Weiſe täglich und ſtündlich auslegt." —

Walter nahm das Wort. „Beantworten Sie, mein ehrenwerther Freund, dem ich in ſo kurzer Zeit ſchon ſo innig befreundet bin, beantworten Sie mir in aller Schnelle doch noch eine Frage, die ich bisher Ihnen aufzuwerfen noch nicht gewagt habe. Wie in aller Welt iſt es möglich, daß ſich in einer und derſelben Perſönlichkeit zwei ſo weit verſchiedene Intereſſen wie die Naturforſchung und der Abſo — nun ja, ich will es dreiſt ausſprechen, da mir das Wort ein Mal in den Mund kömmt — und der Abſolutismus vereinigen und friedſam, wie Abraham und Lot, bei einander wohnen können?"

Der kleine Marquis warf einen Blick des Erſtaunens, des Unwillens, beinahe der Verachtung auf den Sprecher, und ſeine kleine Figur im zimmetbraunen Hofkleide ſchritt mit würdevoll-ſpaßhafter Grandezza auf den Frager zu.

„Was für ein Wort," ſprach er, „haben Sie da eben ausgeſprochen? Ein Wort, welches ich aus Ihrem Munde nicht zu vernehmen geglaubt hätte, ein Wort des Aberwitzes, des Unverſtandes, der Lüge und der böswilligen Verleumdung! Was nennen Sie Abſolutismus, mein Herr? Ich weiß von keinem Abſolutismus, nur von einer ewigen Geſetzmäßigkeit, von einer ewigen troſtreichen Beſtändigkeit in Allem, was auf Erden wandelt und wechſelt. Von einem Abſoluten, ja, mein Herr, von dieſem weiß ich wohl, und in dieſem fühle ich mich ſelbſt begründet und beſchloſſen, d. h. von etwas, was in Aller Erſcheinung das Wechſelloſe, das Bedingende, das Durchdringende und Durchgeiſtende iſt. Aber Abſolutismus? Ein Unſinn, ein grauenhafter Unſinn, dasjenige, was in ſeiner göttlichen Nothwendigkeit ewiges Princip des Univerſums iſt, zu einem Popanz der Geſinnung umzuſtempeln, und es in der Form dieſes Popanzes dem Pöbel verleumderiſch zu verdächtigen, dem Pöbel, welchem freilich, armſelig wie er iſt, der Zutritt zu der Idee, zu dem Audienzſaal des Gedankens immer und ewig verſperrt bleibt! Hören Sie mich an, junger Mann, ich will mich herablaſſen, Ihnen Weisheit zu predigen; es iſt vielleicht das letzte Mal, daß ich dazu Gelegenheit finde. Um dieſes bedenklichen Vielleichts willen laſſen Sie uns noch eine Minute bei der Beantwortung Ihrer ſeltſamen Frage verweilen. Hören Sie alſo, was ich ſage: Die Natur iſt nur inſofern ſo wunderreich, lebendig, poetiſch und allbefriedigend, als ſie legitim iſt. Was meinen Sie zu dieſem Gedanken?" —

„Ich möchte ihn gern von Ihnen bewieſen haben.“—

„Es iſt nicht ſchwer, ihn zu beweiſen; ich muß aber von dem Gegentheil anfangen, nemlich von der Zügelloſigkeit der Naturbetrachtung, von der Sansculotterie der Naturbegeiſterung und Naturberauſchung, „von welcher Kinder und Weiſe trunken werden, wiewohl Dionyſos ein Gott iſt und vom höchſten Zeus ſtammt.“

Der Marquis nahm bei dieſen Worten ein kleines elegantes Büchlein von ſeinem Nachttiſch, blätterte eine kleine Weile darin, bis er die fragliche Stelle gefunden hatte, dann zeigte er den Beiden das Titelblatt: „Sind Ihnen dieſe Bekenntniſſe einer ſtürmiſch-genialen Jungfrau bekannt, meine Herren?“

Walter und Bruno bejahten es.

„Gut, ſo erlauben Sie, daß ich Ihnen eine kurze Stelle daraus vorleſe. Es iſt dieſe, wo die Kleine in ihrem Tagebuch einen ihrer ſogenannten „„Geiſternachtwege““ beſchreibt. Merken Sie auf.“

Der kleine Ornitholog im Gallakleide nahm eine würdevolle Schauſpielerſtellung in der Mitte des Zimmers und las:

„Meine verödete Kirche ſtand dieſſeits an der Höhe einer Mauer, die tief hinabging, einen Bleichplatz umſchloß, der jenſeits vom Mainfluß begrenzt war. Während mir vor der Höhe dieſer Mauer ſchwindelte, und ich furchtſam ausweichen wollte, hatte ich mich ſchon unwillkürlich hinaufgeſchwungen, und ſo fand ich im nächtlichen Dunkel kleine Spalten in der Mauer, in die ich Hände und Füße einklemmte, und hervorragende Steine, auf denen ich mir hinabhalf. Ohne zu bedenken,

ob und wie ich wieder hinaufkommen werde, hatte ich den Boden erreicht; eine Wanne, die wohl im Sommer zum Bleichen gedient hatte, und im Herbst war vergessen worden, rollte ich bis zum Ufer, stellte sie da auf und setzte mich hinein und sah dem Eisgang zu; es war mir eine behagliche befriedigende Empfindung, so als eingerahmtes Bild der erhabenen Winternatur in's Antlitz zu schauen. Es war, als habe ich einer geheimen Anforderung Genüge geleistet. Im Hinaufklettern fand ich eben so kleine Lücken und Steine unter Händen und Füßen, wie ich sie brauchte. Von nun an konnte kein Wetter, kein Zufall mich abhalten; ich überwand alle Schwierigkeiten. Ohne zu wissen wie, fand ich mich an meiner Geistermauer, an der ich jeden Abend hinabkletterte und in meiner Wanne sitzend dem Treiben der Eisschollen zusah. Eine stieß an's Ufer; ich sträubte mich nicht mehr gegen die dämonischen Eingebungen, zuversichtlich sprang ich darauf und ließ mich eine Weile forttreiben. Dann sprang ich auf die nächste, bis ich endlich in der Mitte des Stromes dahinsegelte. — Es war eine wunderbare Nacht! Warum? — Jeder Naturmoment ist wunderbar, ist ungeheuer, wo er in seiner Freiheit waltet über den Menschengeist; ich habe mich ihm preisgegeben, und so wirkte er als höchstes Ereigniß. — Am fernen Horizont schimmerte ein dunkles Roth, ein trübes Gelb, und milderte die Finsterniß zur Dämmerung, das Licht gefesselt in den Umarmungen der Nacht. Dahin schaute ich, dahin trug mich mein eisiger Seelenverkäufer, und der Wind, der sich kaum über die Höhe des Flusses erhob, spielte und klatschte zu meinen Füßen

mit den Falten meiner Kleider. Noch heute empfinde ich den königlichen Stolz in meiner Bruſt; noch heute hebt mich die Erinnerung der ſchmeichelnden Winde zu meinem Füßen; noch heute durchglüht mich die Begeiſterung jener kühlen nächtlichen Fahrt, als wenn es nicht vor ſechs Jahren, ſondern in dieſer kalten Winternacht wäre, in der ich hier ſitze, um Dir zu lieb und zum Gedächtniß meiner Liebe Alles aufzuſchreiben. Ein gute Strecke hatte ich mich dahintreiben laſſen, da war ich, eben ſo willenlos als ich den Fluß hinabgeſchwommen war, wieder umgekehrt; ich ſchritt ruhig von einer nachkommenden Eisſcholle zur andern, bis ich mich glücklich am Ufer befand. Zu Hauſe im Bette überlegte ich, wo mich wohl noch dieſe Wege hinführen möchten; es ahnete mir wie ein Weg, der immer weiter, aber nie zurückführen werde, und ich war neugierig auf das Abenteuer der nächſten Nacht. Am andern Tage unterbrach eine zufällige Reiſe in die Stadt meine nächtlichen Geiſterwanderungen. Da ich nach drei Wochen zurückkehrte, war dieſer mächtige Reiz aufgehoben, und nichts hätte mich bewegen können, ſie aus eigner Willkür zu wagen. — Sie lenkten freilich einen Weg, dieſe freundlichen Nachtgeiſter, der nicht wieder umlenkt; ſie belehrten mich, wollten mich lehren, der Tiefe, dem Ernſt, der Weisheit meines Glückes nachzugehen und ſeine Beſeligung nur als ſeinen Abglanz zu betrachten. So machen es die Menſchen! Während ihr Geſchick ihnen einen vorübergehenden Genuß darbietet, wollen ſie ewig bei ihm verweilen, und verſäumen ſo, ſich ihrem Glück, das vorwärts ſchreitet, zu vertrauen, und ahnen nicht, daß ſie den

Genuß verlaſſen müſſen, um dem Glück nachzugehen und es nicht aus den Augen zu verlieren.“ —

„Sehen Sie,“ ſprach der Marquis, indem er das Buch beiſeite legte, „ſehen Sie, Verehrte, das iſt die fragliche Stelle, und ſie iſt bedeutungsvoll. So gibt es auch ein altes Mährlein, das Sie kennen, von der Königstochter, welche auf ihrem wollüſtigen Seidenlager nicht zu entſchlummern vermochte, welche in dem Nachtſturm, der an die Fenſter ſchlug, flüſternde Stimmen der Elfen und Geiſter, und in dem fernen Rollen des Meeres eben ſo viel lockende Seufzer des Waſſergeiſtes vernahm. Wie nun die Lockung immer unwiderſtehlicher wurde, die Stimmen in Meer und Sturm immer ſeufzender und klagender, da hielt ſie es nicht länger, ſchlug den Mantel um und wandelte in ſchrecklichſter Nacht an die grüne See, ihr langes Haar, ihr durchnäßtes Gewand ſauſend im Nordwind, und je ferner nun die Lichter aus den Fenſtern ihres Königsſchloſſes ſchimmerten, je näher und lauter das Meer rauſchte und wogte, deſto heimlicher und ſtiller ward es in ihrer Seele, bis endlich die Wogen ihr Gewand benetzten und ſich theilten, und der feuchte Waſſermann mit ſeinen Armen — doch das Ende der Ballade iſt uns ja bekannt genug.“

Bruno unterbrach den Sprechenden. „Verzeihen Sie, Herr Marquis, meinen Einſpruch; ich finde, daß die mitgetheilte Stelle Ihrem aufgeſtellten Satze eher widerſpricht, als ihn beſtätigt. Denn was bedeutet jener unwiderſtehliche Ruf hinaus in die Geheimniſſe und Schauer der Nacht? Was bedeutet das einſam wandelnde Kind bei der verödeten Kirche, bebend vor Furcht und

doch die Blüte ſehnſüchtigen Genuſſes im reinen Kinderherzen? Was bedeuten jene „„Umarmungen““ der Nacht, wie ſie die Jungfrau mit urſprünglich-ſchönem Dichterwort bezeichnet? Was bedeutet dieſes ſeltſame Schwimmen den Strom hinab, auf glänzendem, aber treulos-zerbrechlichem Fahrzeug? O es bedeutet doch ſicherlich nichts anders als den hohen und geiſtigen Liebesbund des tiefbegabten Menſchen mit der Natur, dem Urgrund alles Daſeins. Es bedeutet jenen ewigen Born des Poetiſchen, welcher die Kindesbruſt bewäſſert, ſo herrlich und mild, daß ihr ganzes Innere früh ſchon ein blütenſtrahlender Garten wird. Es bedeutet das, was hundert Sänger zu allen Jahrhunderten in Liedern verkündet, und was abermals Hunderten unſagbar bleibt, das Friedensfeſt des Geiſtigen mit dem Natürlichen, jene Losſprechung des Zöglings, womit ihn Natur und Geiſt für mündig erklären, jene Sichſelbſtbefreiung von der Trübe der dumpfwebenden Empfindung und Erhebung zum Lichte des klaren Gedankens. Es bedeutet mit zwei Worten: den unſterblichen Sieg des Genius über die Mächte des Daſeins, welche den ſchwächlichen Geiſt zermalmen und verſchlingen; es bedeutet endlich —

„Erlaſſen Sie uns, mein Wertheſter, dieſes Endlich,“ fiel der kleine Ornitholog in etwas gereiztem Tone ein. „Es wäre gut geweſen, wenn Sie mich hätten laſſen ausreden, um ſo beſſer, da, wie ich merke, Sie Selbſt noch mehr als billig vom Dionyſos trunken ſind. Doch das iſt eine verzeihliche Sünde der geiſtreichen Jugend, wiewohl auch eine gefährliche, weil ſie ſchon viele der begabteſten Jünglingsgeiſter zum Untergang geführt hat.

Sie thun die Aeußerung, ſolche Geiſternachtwege und Geiſteranſchauungen ſeien ſchon der leibhafte Sieg der Poeſie über die gewaltigen Naturmächte. Da irren Sie ganz unausſprechlich; ſie ſind bei weitem erſt der Beginn des Kampfes. Denn nur erſt das Maaßloſe, das Formloſe und Willenloſe, die unſelbſtſtändige Hingeriſſenheit des Geiſtes herrſchen und walten in dieſem Naturgenuß. Es iſt noch kein Wunder der Natur, was ſich hier ereignet; denn das Wunder wird nur erſt zum Wunder durch ſeinen einwohnenden Sinn; es iſt noch keine organiſche Lebendigkeit in dieſen Nachterſcheinungen, es iſt nur erſt das Toben und Brauſen der Elemente, deren Wogen ſich brechen an der wüſten zerſtreuten Seele des Betrachtenden. Es iſt auch noch keine Poeſie darin vorhanden, weil die ruhige ſelbſtbewußte Einkehr und Erinnerung fehlt; denn in der Erinnerung wurzelt alle Poeſie; ja man kann dreiſt behaupten: die Erinnerung ſelbſt iſt die Poeſie. Hier, Verehrteſter, haben Sie von einer Seite die Nothwendigkeit der Legitimität. Die Legitimität iſt die ruhige Geſetzmäßigkeit, das Beiſichſelbſtbleiben, Mitſichſelbſteinigſein des Weſens, in welchen und durch welche es allem Wechſel, aller Zerſtreuung, allem Auseinanderfließen und Vergehen Trotz bietet. Bemerken Sie, wie vergänglich ſich dieſe Anſchauungen, dieſe enthuſiaſtiſchen Naturgenüſſe bei der Jungfrau zeigen. So wie das Eis auf dem treibenden Strom zerfloſſen iſt, ſind Genuß und Anſchauung mit dahin. Und warum? Die Tiefe hat ſich wohl allerdings gezeigt, aber nicht ſo das Maaß, das ruhige Innere, das ewige Geſetz in ſeinen tauſendfachen einheitvollen Beziehungen. Nur

die ſtürmiſche Gegenwart der Natur hat ſich dem ganzen Mädchen enthüllt, aber nicht die ruhige Glorie ihrer Vergangenheit, nicht das wunder- und gedankenklare Sonnenbild ihrer ewigen Geneſis. Dies, mein Beſter, iſt aber eben die Legitimität der Natur; in der Vergangenheit und in dem, was die Vergangenheit geheiligt hat, ſpiegelt ſich und wird getragen die Gegenwart. Die Gegenwart iſt nichts ohne jene, iſt, losgeriſſen von ihrem Jenſeits, die Unpoeſie ſelbſt. Darum gibt es in der modernen Zeit keine wahren Dichter mehr, weil ihnen die Vergangenheit verſunken iſt mit ihren Herrlichkeiten, und ſie nur auf dem flachen Niveau der Gegenwart ihre armſeligen Hütten bauen. O ich ſage Ihnen, dieſen craſſen Republikanern und doctrinären Neuerlingen leuchtet höchſtens ein Irrwiſch, aber nicht die Fackel des poetiſchen Genius." —

„Herr Marquis, Sie ſprechen da ein ſchweres Verdammungsurtheil über die, auf denen doch die Hoffnung der Zeit beruht." —

„Ein gerechtes, Mann, nur ein gerechtes. Und wie? auf dieſen Umſtürzlern und Fortſchrittlern, auf dieſen Eitelſten, die in ihren wüſten Seelen alle Baſis verloren haben — auf dieſen ſoll die Hoffnung der Zeit beruhen? Ei, wenn dieſe die Hoffnung der Zeit ſind, dann iſt die Zeit noch ſchlechter als ihr Hoffen. Doch das gehört nicht hierher; wir ſprechen von der Legitimität der Natur, des Lebensorganismus, mit einem Worte: des Univerſums."

„Ja, über dieses Capitel möchte ich Sie weiter hören.“

„Es ist unerschöpflich, mein Herr; man redet es nie aus. Merken Sie! Was ist der Grundsatz der Legimität? Daß das, was in sich besteht und durch sein Bestehen der innere Grund des Andern wird, fortbestehe in seinen alten, ewigen, wahrheitvollen Formen. Ferner, daß das, was einmal erhöht ist und in seiner Hoheit heilig worden, heilig und erhöht bleibe für alle Zeiten, und nichts Uebernächtiges, Gestriges sich gleiches Recht der Hoheit anmaße. Nun — dies unbestritten, weil es unbestreitbar ist — wenden Sie Sich zur Natur! Der forschende, der vergleichende Blick wird Sie lehren, daß sie, die Natur, jenen Grundsatz von Ewigkeit her in ihrem Innersten verborgen hält und in ihren tausendfachen Gestaltungen als verwirklicht darstellt. Nehmen Sie z. B. diese Vögel. Betrachten Sie diesen Uhu, der dort auf der Zinne meines Schrankes thront. Er macht sich groß und breit; er stiert uns hochmüthig an mit seinem grünen Glasauge; er spreizt in seiner Aufgeblasenheit seine plumpen Flügel aus und gibt sich eine gewaltige Protectormiene, weil ein Gimpel und ein Zeisig unter ihrem Schatten sitzen. Und dennoch kann es uns nicht einen Augenblick entgehen, daß er ein gemeiner Gesell unter den Vögeln ist. Stellen Sie einen Adler neben ihn; der Uhu wird zusammenschrumpfen; der Gimpel und der Zeisig werden zu dem Adler aufsehen, und werden denken in ihren dummen Gedanken: Dieser ist von königlichem Geblüt; in jenem aber fließt kein edlerer Saft als in uns selber. Doch dies Beispiel mag noch für zu einzeln und schie-

lend gelten. Nehmen Sie die Gebirge mit ihren wunderbaren Formationen. Es gibt „Könige der Berge," wie es schon in den urälteſten Geſängen heißt, und dieſelbe gewaltige Eigenthümlichkeit, die ſie eben zu Königen der Gebirge gemacht hat, ſie dauert in Ewigkeit fort und zeigt ſich als die hoheitliche unvergängliche Gattung. Denn darin beſteht die wahre Legitimität der Natur, daß ſie die Gattung ſtets in vollſter Reinheit erhält und bewahrt, daß ſie ſich ewig wiedergebiert in und aus den Individuen, und nie erlöſchen, oder ihre Weſenheit, ihren Charakter verwiſchen kann. Als ſolche Könige unter den Gebirgen nun bewundern wir die Alpengebirge, während die niedrigeren Züge in ihren Beſtandtheilen und Merkmalen ſich von gemeinerer Art und vergänglicher zeigen. So gibt es ferner unverkennbar einen bis in die einzelnſten Züge ſchön und plaſtiſch ausgeprägten Pflanzenadel. Neſſel und Aloe, es ſind Beides Pflanzen; Cedernbaum und Weide, es ſind Beides Bäume; Roſe und Stiefmütterlein, es ſind Beides Blumen: aber der Geiſt, der ſie unterſcheidet, iſt der legitime Geiſt, und das Geſetz, wonach die eine Pflanze herrlicher iſt als die andere, iſt wieder nur die Legitimität. Darum bleibt es auch immer und ewig nur Pfuſcherei, wenn der Gärtner weiſer ſein will als die Natur, wenn er den Radicalen und den Reformer ſpielen und willkürlicher Weiſe den gemeinen Strauch und ſeine Gattung durch äußerliche vernunftloſe Mittel veredeln will. Denn was unedel iſt von Natur, kann niemals edel werden, und die edle Gattung, wenn ſie der gemeinen aufgepfropft wird, kann nichts vermögen, außer daß ſie herab-

gedrückt wird zu niederm Sclaventhum und niedriger Gemeinschaft. Aber so ist es leider, daß, während in der Natur nichts sich gemein macht, sondern in dem Adel seiner Gattung verbleibt, nur der Mensch es ist, der seines Wesens Vorzüglichkeit freiwillig verschlechtert und sich aus eigenem Antrieb mit der Gemeinheit vermischt. Ein trauriges Capitel, Freund, welches zu erörtern keine Freude gewährt."

„Lassen wir es deshalb, vorläufig wenigstens, unerörtert, verehrter Herr Marquis," sagte Walter. „Die Zeit hat Flügel; der Tag steht bereits, um mit Shakspeare zu reden, auf den Zehen über dem Gipfel des Kreuzbergs, den ich meinerseits nicht für einen König unter den Bergen halte. Die Losung ist Blut; wir müssen eilen, wenn wir im Thiergarten für unsern Zweck noch ein menschenleeres Plätzchen finden wollen. Auf denn, mein Ornitholog, und lasset uns still von dannen gehen, wie es in Jessonda heißt."

Der Ornitholog ließ sich diese Mahnung nicht zweimal ertheilen. Er hüllte sich eilig in sein Miniaturmäntelchen, setzte mit einiger Bedachtsamkeit auf das weißgepuderte Haupt einen niedlichen Dreimaster, an dessen vorderer Spitze die weiße Cocarde prangte, und rief, die Taschenterzerole noch zum Ueberfluß in die Manteltasche schiebend: „Ihr Herren, der Marquis d'Oiseau steht zu Befehl." —

So wandelten die Ritterlichen die Königsstraße hinauf über die lange Brücke und den Schloßplatz, dann die Linden hinab nach dem Brandenburger Thor mit rüstigen Schritten; aber der kleine Marquis hüpfte gar

behend, einer Bachstelze vergleichbar und seiner Engbrüstigkeit zum Trotz, immer drei Schritte voraus, und es war zum Erstaunen, welche auserlesene Tänzerfiguren bei dem Schnellen der fadendünnen Beinchen zum Vorschein kamen. Nun war das Brandenburger Thor zurückgelegt, und der Thiergarten empfing die frühen Wanderer in seinem heiligen Schattendüster.

Es war einer der schönsten Morgen, deren der Thiergarten fähig ist. Die Vögel sangen zwar nicht, aber die grünen Bäume rauschten leise im Winde, und die Fiakerkutscher, welche von Berlin nach Charlottenburg fahren, summten und pfiffen auf der staubigen Kunststraße ihr Morgenlied. In andachtvoller feierlicher Stille breitete sich der Exercirplatz aus, ein unermeßliches, eilandloses, gelbes Meer, ein ungeheures königlich preußisches concessionirtes Sandfaß. Kein lebendes Wesen regte sich auf dieser großartigen, classischen Einöde; nur einzelne Sperlinge hüpften melancholisch darüber hin und suchten sich ihr Morgenbrod aus den Cavalerieüberresten, welche von dem vorgestrigen Exercitium des Gardehusarenregiments Großfürst Thronfolger zurückgeblieben waren. „Schmach über Euch plebejische Vögel," hüstelte der Ornitholog, „die Ihr von dem Abwurf der Düngerhaufen Euer radicales Dasein fristet!" Die Begleiter schenkten dieser aristokratischen Exclamation keine Aufmerksamkeit; die Nähe des Exercirplatzes hatte, sie zu ernst gestimmt.

Man gelangte zu den sogenannten Zelten, einer ländlich-residenzlichen Sommertabagie, berühmt durch ihr Weißbier und durch die Abendsitzungen der Serapions-

brüder. „Mich dürstet ein wenig," sagte der Marquis. Trinken wir hier für's Erste eine kühle Blonde." —

Leser, welche mit der Localität des Thiergartens bekannt sind, wissen, daß sich hinter den Zelten ein kleiner schmaler Garten bis an das Ufer der nahevorbeifließenden Spree erstreckt. In diesem Garten stehen einzelne Sommerlauben, und in eine dieser Sommerlauben brachte man die kühle Blonde, welche in dem riesenhohen Stangenglas gar anmuthig und goldhell schäumte. „Ein schönes Getränk, dieses Weißbier!" sagte der Ornitholog.

„Welches in so romantischer Gegend doppelt mundet," ergänzte Bruno.

„O ja, dergleichen macht viel Spaß!" vollendete der Dänenprinz.

„Wie sanft und ruhig der grüne Strom dahingleitet!" sagte der Marquis.

„Wie leise und verführerisch der Wassergeist aus seinen Wellen lockt!" fuhr der Dichter fort.

„O Spree! O Berlin! O ihr Zelte!" rief Walter melancholisch aus.

„Leihen Sie mir doch einen Augenblick Ihren Operngucker, Herr Doctor," sagte der Ornitholog; „ich sehe dort einen Gegenstand auf dem Flusse sich bewegen, der ein ganz wunderliches Ansehen hat. Diable, was ist das? Es scheint mir ein Vogel; aber in die Mark Brandenburg kann der unmöglich zu Hause gehören. Parbleu, wie die Morgensonne in seinem scharlachrothen Gefieder blitzt! Es ist ein Flamingo. Wie kommt der nach Berlin?"

„Verehrteſter, Sie machen Sich ein unverzeihliches ornithologiſches Blendwerk vor," ſagte Bruno. „Wenn mich meine fünf Sinne nicht ganz und gar täuſchen, ſo iſt es eine Cyperkatze."

„Hilfe! Hilfe! tönte es jetzt vom Fluſſe her von einer klagenden metallreichen Frauenſtimme. „Hilfe, Hilfe, ich ertrinke!"

„Großer Gott, es iſt ein Weibsbild!" rief der Marquis, und alle Drei rannten nach dem Ufer. „Einen Kahn, einen Kahn!" ſchrien ſie aus einem Munde.

Es war nicht gleich ein Kahn zu finden; endlich entdeckte man einen, der ziemlich leck war, in einem Weidengebüſch. Die Frauengeſtalt auf dem Waſſer war jetzt ganz ſichtbar. Sie trug ein weites meergrünes Gewand; ſie kämpfte, faſt erſchöpft, mit den Wellen. „Hilfe, Hilfe!" ſchrie ſie unaufhörlich und ſtreckte den blendendweißen Arm empor.

„Heiliger Gott, es iſt Arabella!" rief der Dichter in den Tone des Entſetzens und der Verzweiflung, und ſtürzte wie ein Raſender nach dem Kahne, ſprang hinein und ergriff das halbzerbrochene Ruder, während die Anderen bemüht waren, das gebrechliche Fahrzeug von der Kette zu löſen. Nun war es flott, und der Poet ruderte aus Leibeskräften der Stelle zu, wo die zarte Frauengeſtalt halb ohnmächtig mit dem tückiſchen Gewäſſer kämpfte.

„Weiter rechts! um's Himmels willen, weiter rechts!" rief ihm der Ornitholog, ſo laut es ſein Aſthma erlaubte, vom Ufer nach; „Ihr kommt zu ſehr in die Strömung, der Strom treibt Euch zu weit links!

Diable, wo iſt nun auf ein Mal das Weib hin? Der Teufel hat wahrhaftig ſein Spiel; jetzt ſehe ich nun wieder den rothen Flamingo!" —

„Wenn ich für meine Perſon nur überhaupt etwas ſähe!" ſagte der Schauſpieler. „Auf Ehre, Marquis, ich ſehe weder Weib noch Vogel; nur einen Narren ſehe ich, der eine Viſion haben muß, und ſich Mühe gibt, etwas zu retten, wo gar nichts zu retten iſt!"

„Aber, Herr, in's Teufels Namen, ich habe doch auch Vogel und Weib geſehen! Ja, den Vogel ſehe ich noch immer — nein — nun ſehe ich ihn nicht mehr. Es iſt Alles weg; nur der Doctor rudert noch im Kreiſe herum wie ein Verzauberter. Doctor, Ihr ſeid beſeſſen! Kehrt um! Es iſt nichts; eine Erſcheinung hat uns geäfft!"

„Ja gewiß, Marquis, hat der Teufel hier ſein Spiel; denn ſeht nur genau hin, der Doctor iſt jetzt auch unſichtbar geworden."

In der That verhielt es ſich ſo. Nicht blos die Erſcheinung war fort, auch der Dichter mit ſeinem Kahn war verſchwunden. Der Strom, ſo ſchien es, hatte Alles verſchlungen.

„Iſt ſo etwas erhört in der Mark Brandenburg?" rief der Ornitholog. „Der arme Menſch! Es muß die Flußnixe geweſen ſein, die ihn in ihr feuchtes Reich gezogen hat. Was ſoll aber nun aus dem Duell werden? Wir wollen hier am Ufer noch ein Viertelſtündchen warten; vielleicht kommt der Doctor wieder zum Vorſchein. Wo nicht, ſo müſſen wir in die Stadt zurück und den Fall beim Viertelscommiſſair anzeigen."

„Was mich betrifft, ich glaube, daß der Doctor niemals wieder zum Vorschein kommt; er ist dem Naturgeist verfallen, ist in der Dionysostrunkenheit, wie Sie es vorhin zu nennen beliebten, in sein Grab gesunken. Hin ist hin, und todt ist todt, sagt der geistreiche Karl Grumbach, und etwas Richtigeres konnte Homer selbst nicht sagen."

„Es ist doch ein dummer Fall," bemerkte der Marquis. „Der arme hoffnungsvolle Jüngling dauert mich; ich wollte, Sie hätten mich mit Ihrem Liebesdienst ungeschoren gelassen." —

„Der Fall kann Ihnen bei weitem nicht so fatal sein als er mir ist," versetzte Walter; zuerst deshalb, weil der arme Poet im halben Groll auf mich von hinnen gefahren, sodann weil er sterben mußte, ohne das Geheimniß gelöst zu sehen, dessen räthselvolles Dunkel ihn so schwer belastete."

„Welch' ein Geheimniß denn?" fragte der Ornitholog.

„Das Geheimniß einer Liebesgeschichte, Herr Marquis."

„So? dann behalten Sie es für Sich in Gottes Namen. So lange man noch an Liebesgeheimnissen kränkelt, ist man der höheren Weihe der Natur und des Geistes nicht würdig."

Wir lassen die Beiden sich noch ein Viertelstündchen am Ufer des Spreeflusses verweilen, und hierauf, da die Hoffnung des Ornithologen nicht in Erfüllung ging, langsam ihren Rückweg nach der Stadt antreten, wo sie sicherlich nicht versäumen werden, den seltsamen Fall der Polizeibehörde anzuzeigen. Inzwischen bitten wir den

verehrten Leſer, uns nach einem andern Stadtviertel des weitläufigen Berlin zu folgen, nemlich nach der Lindenſtraße, welche, beiläufig bemerkt, von den ſogenannten „Linden" gar wohl zu unterſcheiden iſt. Denn unter den Linden befinden ſich die koſtſpieligen Quartiere der Diplomaten und reichen Privatleute; in der abgeſchiedenen friedlichen Lindenſtraße aber wohnen, als in einem verborgenen Aſyl, die unbemittelten oder ökonomieliebenden Literaten und Künſtler, Leute, welche noch an ihrem Ruf und an ihrem Glück arbeiten, und ſich um deſſentwillen noch für einige Zeit vor dem Strudel der Zerſtreuungen ſorgfältig bewahren und abſchließen müſſen. Gewiß iſt es, daß für einen Autor, der die Romanencarriere zu machen, oder eine Zeitſchrift in den Gang zu bringen, oder auch ein ernſtes Werk, dergleichen unſere ſpaßhafte Zeit nur wenige darbietet, durch ernſthafte Studien vorzubereiten gedenkt, es keinen entſprechendern und günſtigern Aufenhalt geben kann, als einen der leichtgezimmerten Pavillons in den Gemüſegärten der Lindenſtraße.

Und in einen ſolchen Gemüſe- oder Kohlgarten bitten wir den Leſer uns für diesmal zu folgen. Es iſt ſieben Uhr Morgens, etwa zwei Stunden nach dem ſeltſamen Unglück im Thiergarten, von welchem wir ſo eben berichtet haben.

In einem leidlich comfortablen Parterrezimmer, an welches einer jener winzigen Alcoven ſtieß, die man in den chambres garnies der Reſidenzſtadt Berlin nicht ſelten findet, ſaß hinter ſeinem mit Journalen und allerlei literariſchen Novitäten überladenen Schreibtiſch ein junger Mann von etwa 28 bis 30 Jahren. Er hatte das

braungelockte Haupt, wie im tiefſten Nachdenken, in die Rechte geſtützt und ſchien mit einiger Anſtrengung die Stimmung erzwingen zu wollen, welche zu literariſchen Ergüſſen jedweder Gattung einmal unerläßlich iſt. Allein die Morgenſtunde hatte wohl diesmal für den jungen Mann kein Gold im Munde. Er rieb ſich wieholt die feine, weiße, hohe Stirn, räusperte ſich und griff nach der Feder, legte ſie wieder unangefeuchtet bei Seite und ſtampfte zuletzt unwillig mit dem Fuße. „Es will nun einmal nicht fließen!“, ſchmollte er, „und doch iſt heute ſo ein heitrer lebensklarer Morgen. Aber es iſt ausgemacht, daß man ſich auf die Natur durchaus nicht mehr verlaſſen kann; ſie hat alle Influenzen auf die poetiſchen Gemüther verloren; die Zuſtände, die ſocialen Zuſtände bedingen jetzt Alles. Ja, und es bleibt nichts übrig, als ſich darein zu finden, und den ſocialen Zuſtänden ſich zu accomodiren und ſeine Exiſtenz darnach einzurichten.“ Bei dieſen vorwurfsvollen Worten erhob ſich der Autor und zündete ſich eine Cigarre an, deren mächtige Dampfwolke er zu dem geöffneten Fenſter hinausblies. Aber auch die Cigarre, dieſe Tröſterin ſo manches Junggeſellenleids, gewährte ihm diesmal keinen Frieden. Sie ging ihm zwei Mal aus, und nach dem zweiten Anzünden warf er ſie unwillig von ſich. „Wir ſind ſehr unglücklich,“ rief er aus, „wir modernen Strebenden! Es parirt uns nichts; es äfft uns Alles, ſelbſt eine Cigarre. O der Riß, der durch die Welt geht, muß doch ungeheuer, ganz unheilbar ſein! Heute Morgen empfinde ich ſein Wehe ſo recht tief in meinem kranken Autorherzen. Wären nur erſt die Frauen emancipirt, dann würde Alles viel beſſer ſein!“—

Unter dieſem Selbſtgeſpräch war dem Dichter ſein bunter Morgenſhawl, den er etwas zu nachläſſig um ſeinen weißen Hals geſchlungen hatte, in größre Unordnung gerathen, als es das Negligee eines Mannes geſtatten will, der an der Emancipation der Frauen arbeitet — er trat vor den Spiegel, um den Ungehorſamen in einen neuen und anmuthigeren Knoten zu flechten. Bei dieſer Gelegenheit blicken wir ihm unſichtbar über die Schulter und betrachten genau ſein Geſicht, ein Beginnen, welches der Leſer nicht für überflüſſig anſehen wird. Denn aus dem Welt- und Menſchenleben, wie es namentlich in der modernen Zeit ſich ausgeprägt hat, läßt ſich nach dem ſonnenklaren Beweis des geiſtreichen Theodor Mundt eine einzige große Geſichterſtudie formiren, welche vorzüglich dem Literaten in ſofern überaus förderſam iſt, als er durch dieſes phyſiognomiſche Medium ſich über jedes Geſicht, was ihm die Welt, die Menſchheit und die Societät ſchneidet, frei und lächelnd zu erheben, ſeinem eigenen werthen Antlitz aber allmälig einen ſo entſprechenden Ausdruck, eine ſo ſelbſtbewußte Metamorphoſirung einzuverleiben vermag, daß er zu guter Letzt dennoch allen fatalen Phyſiognomien, welche das Leben aufzuweiſen hat, Trotz bieten und die bereitwillige Menſchheit zwingen kann, ſich anerkennungsvoll zu ſeinen Füßen zu legen. Und was kann es für ein entſchiedneres Glück für einen Autor geben, als wenn die ganze Welt, a priori mit ſeinem Geſicht verſöhnt, ſich ein hohes und einziges Vergnügen daraus macht, der Harmonie ſeines Geiſtes, die ſich deutlich in ſeinen Zügen ausſpricht, mit höchſter Zuvorkommenheit zu huldigen!

Was nun das Gesicht des jungen Mannes betrifft, dessen entferntere Bekanntschaft der Leser durch unsere Vermittlung so eben gemacht hat, so gehörte es zu denen, welche von Haus aus die wünschenswertheste Anlage besitzen, sich zu Allem, was Erfolg und Glück verheißen kann, auf das Ungezwungenste zu formiren. Es war ein Gesicht, auf dessen milchweißer Blässe die Selbstgenügsamkeit in ihrer ganzen friedevollen Würde thronte. Von der Stirn an bis zu dem Nasenknochen waltete das Beistreiche entschieden vor; von dem linken Nasenflügel dagegen, quer über die Oberlippe herab bis zu dem rechten Mundwinkel, pulsirte die Ironie in leisem, nur sanftangedeutetem Wellenschlag. Eine kleine, feine, kaum sichtbare Falte, die von dem linken Mundwinkel ausging und sich bis zu dem tiefen Grübchen des zierlichen Kinns erstreckte, deutete auf jene Melancholie des genialen Gemüthsstillebens, welche von einem der auserlesensten Schriftsteller der modernen Zeit zu einer eigenen Kategorie gestempelt worden ist unter dem schönklingenden Namen, des „guten Herzens der jetzigen Deutschheit." Wollten wir diese vortheilhafte Gesichtsbildung unsres Freundes nach der ästhetischen Analogie bezeichnen, so würden wir sagen: Er sah aus wie die sentimentale Seite der Jean Paul'schen Dichtung, etwa wie Emanuel in den Hundspostagen, nur mit dem Unterschied, daß dem armen Emanuel die Möglichkeit abging, in die Sonne und in den Spiegel zu schauen.

Emanuel, so wollen wir denn auch unsern jungen Literaten nennen, war eben mit der Knüpfung seines Shawlknotens nach bestem Wunsch zu Stande gekom-

men, als ein andrer junger Mann etwas ſtürmiſch zur Thür hereintrat und dem mit ſich ſelbſt im körperlichen Sinne beſchäftigten Autor einen guten Morgen bot.

„Willkommen, theurer Karl!“ begrüßte ihn der Dichter; „ich ſage Dir für Deine Rückkehr ſo viel tauſend Dank, als Sterne am Himmel ſtehen. Ich war zu einſam, Karl, da Du mir fehlteſt; die Einſamkeit will meinen Geiſt nicht fördern.“

Der junge Mann erwiederte auf dieſe feierliche Begrüßung nichts, ſondern zog ein Papier aus der Taſche und warf es auf Emanuel's Schreibtiſch. „Da iſt neues Futter für Deine Zeitung. Es hat mir's ein Menſch zugeſchickt, den Gott nun auch auf ein Mal im Zorn zum Schriftſteller gemacht hat. Aber er iſt ein Tuckmäuſer und ſtimmt nicht zu uns; er will die junge Literatur hofmeiſtern, und nimmt ſich heraus, die Richtungen zu verwerfen, welche die Zeit beherrſchen. Ich hoffe, Emanuel, Du wirſt den dummen Aufſatz zurückweiſen.“

Während Emanuel ſich anſchickt, den Artikel, den ihm ſein ſtürmiſcher Freund ſo ſchlecht empfiehlt, durchzugehen, betrachten wir den Letzteren, den jungen Sturm- und Drangmann, etwas genauer.

Er iſt allem Anſchein nach kaum 22 Jahre alt, klein von Perſon, aber ſtämmig und kräftig gebaut. Er trägt einen breitkrämpigen gelben Strohhut, den er im Zimmer nicht abgenommen hat. Sein ſchwarzer, pikeſchenartig zugeſchnittner Sammtrock ſpielt an einigen Stellen etwas in's Röthliche. Sein rundes, volles, geſundheitſtrotzendes Geſicht iſt aber noch röther als ſein Sammtrock,

und wird beschattet durch einen steifgewichsten, sorgfältig gezogenen schwarzen Schnurrbart. An seinen Stiefeln klirren mächtige Sporen; in der Hand trägt er eine Reitpeitsche, mit welcher er sich bisweilen wie im geheimen Ingrimm an die Beinkleider klopft, dergestalt daß das Zimmer wiederhallt und Emanuel von seiner Lectüre aufschreckt. Der junge stürmische Mensch, der augenscheinlich einer fremden südlicheren Nationalität angehört, hat ein Buch zur Hand genommen, in welchem er murrend blättert.

„Dummes Zeug!" ruft er, mit dem Fuße stampfend, aus; „und das soll ein Gedicht sein? Höre zu, Emanuel; der Unsinn ist „Dichtergrabschrift" überschrieben."

Erschlagen von dem Weltlauf, dem verächtlichen,
Ruht nun sein Leib im Grabeshaus, dem nächtlichen;
Mit Schaudern fragen wir, die noch Lebendigen:
Müssen die Geister so im Irrsaal endigen?

Der Frage Lösung liegt im Zeitenstrom versenkt,
In Dessen Urne, der der Geister Bahnen lenkt;
Soll Qual, wie der Gedanke selbst, unendlich sein?
O Qualenlos, das nimmer wird verständlich sein!

Schlafe, Gebein, dort unten, wo kein Licht mehr glänzt!
Schlafe, Gebein, wo Nachtgraus an Verwesung grenzt!
Schlafe, geschieden von des Himmels Sonnenheer;
Schlaf hin Aeonenlängen, denn was wißt Du mehr?

„In der That ein wüstes Gedicht, mein Karl!" bemerkte Emanuel.

„Ein dummes, abscheuliches, widerwärtiges und dabei noch obendrein altfränkisches Gedicht! Verliebte Stimmungen, abgestorbene Gefühle! Wer denkt in jetziger Zeit noch an solche Formationen! Ich will verdammt

ſein, wenn da nur ein Funken von Kraft drinnen iſt. In meiner Reitpeitſche iſt mehr Verſtand als in den Reimen; mein Hund heult melodiſcher, als der Rhythmus dieſer Verſe iſt. Es iſt wahr, die junge Zeit iſt eine freie Zeit; wir ſchauen Alle im brünſtigen Gebet nach Sonnenaufgang mit dem Angeſichte. Aber es ſollte für ſchlechte Poeten einen Zwang, ein unverweigerliches Verbot — kurz und gut, die Peitſche ſollte es für ſie geben. Solch' einem Jammergedicht ſieht man's doch wahrlich an, daß darüber geſchwitzt worden iſt einen halben Tag, daß es jämmerlich aus der verdumpften Seele herausgequält iſt. Emanuel, da ſind wir doch andere Kerls. Fünfundzwanzig Sonette, ſage fünfundzwanzig, habe ich heute Morgen in einer Stunde geſchrieben, und wenn da das letzte nicht eben ſo gut iſt wie das erſte, ſo ſoll mich der Teufel holen."

„Haſt Du die Sonette mitgebracht, theurer Karl? Gib ſie ſchnell; ich muß in der nächſten Nummer etwas Lyrik von Dir bringen. Mein Journal kommt mir öde, unheimlich, beklagenswerth vor, wenn Dein jugendlicher Blütengenius ſich eine Zeitlang daraus zurückgezogen hat."

„Da haſt Du ſie, und was das Mehr betrifft, ſo ſorge nicht. Mich treibt der Geiſt zum Dichten wie mit Hetzpeitſchen. Was ſagſt Du zu dem dummen Aufſatz?"

„Unter uns, mein Karl, der Aufſatz iſt nicht ohne Geiſt, nicht ohne Kraft und Fülle; aber daß man ihn desavouiren muß, iſt demungeachtet ganz außer allem Zweifel. Solche ſelbſtſtändig ſein wollende hyperkritiſche Stimmen, die die Kritik ſelbſt beleuchten und in die

grandiose Unverschämtheit, uns so etwas unter das Angesicht zu schreiben, uns solche Pillen in den Bart zu werfen. Du schickst den Aufsatz ohne alle Frage gleich zurück, Emanuel, und ich will dem Burschen in Deinem Namen ein Paar Zeilen dazu schreiben."

„Nein, nein, Bester, das geht nicht; die Sache muß sanfter abgethan werden. Aber es ist immer unangenehm, mit solchen Leuten zu thun zu haben. Wir sehen daraus, daß wir uns immer fester machen, uns immer entschiedener aneinanderschließen, und Alles, was einigermaßen sich fähig und lenkbar zeigt, wenigstens äußerlich, scheinbar in unsern Bund aufnehmen, für uns gewinnen müssen. Es ist dies ein Zeichen, wie nothwendig für unsere Existenz noch die Cameraderie ist. Und dann gilt es vor allen Dingen, Themata zur Sprache zu bringen, welche in anderen, allgemeiner ansprechenden, in populären und fashionablen Interessen wurzeln, wie z. B. die Emancipirung der Frauen. Man glaubt gar nicht, wie sehr die Frauen uns Literaten fördern können. Ich bemühe mich jetzt, in jeder Beziehung weiblich zu sein. Man muß sich in alle Gattungen metamorphosiren, und die Frauen sind eine Gattung, die doch immer die Halbscheid der großen Weltdeputirtenkammer ausmacht. O und man glaubt nicht, welchen Lärm die Frauen erregen können im Guten sowohl als im Bösen. Sie können begnadigen und lossprechen, binden und lösen; das vollkommne Amt der Schlüssel haben sie, besonders in Bezug auf die Literaten. Ein zweiter ganz nothwendiger Punct, den wir nie aus den Augen verlieren dürfen, ist, daß wir diejenigen unter unsern Collegen

mit Weihrauchduft umhüllen und sie systematisch apotheosiren müssen, die den entschiedensten Welttakt besitzen. Thut man dies mit Geist; vollbringt man die Andachtsfeier, die Apotheose des Mannes, der auf der vogue der Societät schwebt, mit Genie, mit scheinbarer Unbefangenheit und mit dem gehörigen poetischen Cerimoniel: so ist ein großer Schritt gethan, und der Einfluß der Coterie ist für immer gesichert. Sieh', mein Karl, darum liebe ich den Kühne so sehr! Was er in einer Nummer der Eleganten über Mundt's Weltfahrten äußert, ist ganz in diesem klugen diplomatischen Literatengeist, der allein in den gegenwärtigen Literaturconflicten uns heben und fördern kann. Er sagt: „„Wenn Theodor Mundt eine Kritik schreibt, so weist er aus dieser oder jener Literaturerscheinung den Lebensgewinn nach, den der Geist des Jahrhunderts daraus zu ziehen hat. Wenn er über Philosophie schreibt, so will er die freigeborne Menschenseele von der Knechtschaft der starr gewordenen Dogmen retten. Wenn er von der Nothwendigkeit der Gesetze spricht, so schirmt er die Freiheit des persönlichen Willens. Er schreibt über Görres und sichert das Gewissen der fortschreitenden Menschheit. In der Novelle gibt er eine Symphonie von Lebensstimmungen. Wenn er in die weite Welt hinausläuft und in den zwei großen Culturstätten der modernen Welt sich herumtreibt, so hält er die Diogeneslaterne mit beiden Händen fest, und lacht und weint und kann sein Herz nicht halten, bis er ein Menschenleben findet. Und sie sagen, er sei kein Poet. Mich dünkt, Theodor Mundt sei nur ein Dichter. Und wenn er über ein A-B-C-Buch schreibt, so kann

formelle Tiefe der Zustände steigen, passen nicht für unsere Zwecke, für unsere Pläne. Ich werde den Aufsatz unfraglich zurücksenden, werde dem Verfasser schreiben, daß ich diese allgemeine Polemik für nicht zuträglich halte, daß da es mir in meiner Zeitschrift um Faßlichkeit, Deutlichkeit und Popularität zu thun sein muß, ich mich nicht auf unklare und zweideutige Demonstrationen einlassen kann u. s. w. Mag ihn dann der Verfasser immer wo anders drucken lassen. Meinetwegen! Er ist noch zu unbedeutend; man überliest so etwas, wenn es nicht aus einer berühmten Feder geflossen ist. Wäre es ein ganzes Buch, ja dann wäre es etwas Andres. Nimm z. B. solche Stellen, mein Karl; in einem Buch, wo das ganze Thema in's Einzelne und Ausführliche gearbeitet ist, könnten sie uns einigermaßen nachtheilig sein. Der Verfasser sagt: Wenn es uns gelungen ist — in Wahrheit gelungen; denn hier gilt kein Heucheln und Scheinen — die Eitelkeit, diesen Versucher unserer Aller, der in unseren Gemüthern nistet, herauszureißen aus seinem warmen Nest, ob es auch anfangs drinnen blute, und ihn voll und innnig an's Kreuz zu schlagen — dann haben wir den Sieg errungen, und der Gedanke ist unser. Dann sind wir keine Ankläger, Verleumder und Denuncianten mehr, weil wir im Geiste gegründet sind, und das Wesen in uns die Feuerprobe bestanden hat, der Schein aber vernichtet ist. Ob dies Kreuzigen der Eitelkeit aber schwer sei, das wollen wir tief erwägen. Und auch das sei gefragt: Wer sind die, die in Sachen des Geistes am rücksichts- und gewissenlosesten anklagen? Es sind stets unter den Eitlen

die Eitelſten. — So iſt denn das wahre Ergebniß dieſer Betrachtung dies: Niemand darf in Sachen des Geiſtes Richter ſein, der nicht die Kraft und den Muth beſitzt, den Schein für das Weſen zu opfern, und alles Nebending, was den Gedanken überkleidet und verſtellt, für immer zu verachten und abzuweiſen. Unſer heutiger Literaturzuſtand iſt nur erſt das Bedürfniß dieſes Sieges, und das Hindrängen zu ihm auch wohl erſt die in der Klage laut werdende Sehnſucht dahin. Kaum daß es hier und dort zum wirklichen Kampfe gekommen iſt. Denn wir wiſſen zwar wohl vom Daſein des Gedankens und ſeiner Macht, aber die Eitelkeit übt noch in Allen ihre lähmende Herrſchaft. Unſere literariſchen Decennien ſind die der perſönlichen Eitelkeit, während vielleicht frühere Perioden die Mittelmäßigkeit, die Unſitte und den Unverſtand hegten. Viel zu früh und zu ihrem eignen gegenwärtigen Verderbniß hat ſich unſere junge Literatur von der Wiſſenſchaft, von der ſtrengen Speculation, von der geſchloſſenen Dialektik der Syſteme losgeriſſen. Dadurch iſt in dem Gemüth des Einzelnen, der ſich für berufen anſieht, ein Triumph der Eitelkeit entſtanden, welcher ſich völlig emancipirt glaubt. Gegen dieſen eitlen geckenhaften Schein muß man ſich rüſten, ihn muß man richten und verwerfen. Werden aber nicht die Eitlen alle dies Gottesgericht für Verleumdung, dieſe Rüge für ein unlautres Beſchuldigen halten? Darum iſt es ſo ſchwer, in unſern Tagen rügend aufzutreten — — —

„Genug, genug!“ fiel der ſtürmiſche Karl dem Vorleſenden in's Wort. „Es iſt eine Unverſchämtheit, eine

grandioſe Unverſchämtheit, uns ſo etwas unter das Angeſicht zu ſchreiben, uns ſolche Pillen in den Bart zu werfen. Du ſchickſt den Aufſatz ohne alle Frage gleich zurück, Emanuel, und ich will dem Burſchen in Deinem Namen ein Paar Zeilen dazu ſchreiben.“

„Nein, nein, Beſter, das geht nicht; die Sache muß ſanfter abgethan werden. Aber es iſt immer unangenehm, mit ſolchen Leuten zu thun zu haben. Wir ſehen daraus, daß wir uns immer feſter machen, uns immer entſchiedener aneinanderſchließen, und Alles, was einigermaßen ſich fähig und lenkbar zeigt, wenigſtens äußerlich, ſcheinbar in unſern Bund aufnehmen, für uns gewinnen müſſen. Es iſt dies ein Zeichen, wie nothwendig für unſere Exiſtenz noch die Cameraderie iſt. Und dann gilt es vor allen Dingen, Themata zur Sprache zu bringen, welche in anderen, allgemeiner anſprechenden, in populären und faſhionablen Intereſſen wurzeln, wie z. B. die Emancipirung der Frauen. Man glaubt gar nicht, wie ſehr die Frauen uns Literaten fördern können. Ich bemühe mich jetzt, in jeder Beziehung weiblich zu ſein. Man muß ſich in alle Gattungen metamorphoſiren, und die Frauen ſind eine Gattung, die doch immer die Halbſcheid der großen Weltdeputirtenkammer ausmacht. O und man glaubt nicht, welchen Lärm die Frauen erregen können im Guten ſowohl als im Böſen. Sie können begnadigen und losſprechen, binden und löſen; das vollkommne Amt der Schlüſſel haben ſie, beſonders in Bezug auf die Literaten. Ein zweiter ganz nothwendiger Punct, den wir nie aus den Augen verlieren dürfen, iſt, daß wir diejenigen unter unſern Collegen

mit Weihrauchduft umhüllen und ſie ſyſtematiſch apotheoſiren müſſen, die den entſchiedenſten Welttakt beſitzen. Thut man dies mit Geiſt; vollbringt man die Andachtfeier, die Apotheoſe des Mannes, der auf der vogue der Societät ſchwebt, mit Genie, mit ſcheinbarer Unbefangenheit und mit dem gehörigen poetiſchen Cerimoniel: ſo iſt ein großer Schritt gethan, und der Einfluß der Coterie iſt für immer geſichert. Sieh', mein Karl, darum liebe ich den Kühne ſo ſehr! Was er in einer Nummer der Eleganten über Mundt's Weltfahrten äußert, iſt ganz in dieſem klugen diplomatiſchen Literatengeiſt, der allein in den gegenwärtigen Literaturconflicten uns heben und fördern kann. Er ſagt: „„Wenn Theodor Mundt eine Kritik ſchreibt, ſo weiſt er aus dieſer oder jener Literaturerſcheinung den Lebensgewinn nach, den der Geiſt des Jahrhunderts daraus zu ziehen hat. Wenn er über Philoſophie ſchreibt, ſo will er die freigeborne Menſchenſeele von der Knechtſchaft der ſtarr geworden Dogmen retten. Wenn er von der Nothwendigkeit der Geſetze ſpricht, ſo ſchirmt er die Freiheit des perſönlichen Willens. Er ſchreibt über Görres und ſichert das Gewiſſen der fortſchreitenden Menſchheit. In der Novelle gibt er eine Symphonie von Lebensſtimmungen. Wenn er in die weite Welt hinausläuft und in den zwei großen Culturſtätten der modernen Welt ſich herumtreibt, ſo hält er die Diogeneslaterne mit beiden Händen feſt, und lacht und weint und kann ſein Herz nicht halten, bis er ein Menſchenleben findet. Und ſie ſagen, er ſei kein Poet. Mich dünkt, Theodor Mundt ſei nur ein Dichter. Und wenn er über ein A-B-C-Buch ſchreibt, ſo kann

er Euch nichts Anders geben als Dichtung, nemlich eine Symphonie, in welcher der Geist des Jahrhunderts seine Dissonanzen harmonisch löst. Armes Zeitalter! Du bist bei all Deinem selbstverschuldeten Unglück, bei allem Irrsinn Deiner falschen Maximen doch kein ächter Lear; sonst würde Mundt dein guter Junge sein, der die Narrenkappe vor Dir schüttelt und Dir den Tröbel Deiner Wirklichkeit mit muntern Einfällen auf kurze Minuten erträglich macht.'''' —

„Sieh', Karl," sprach Emanuel, sich unterbrechend, „solche Stellen sind wahrhaft unbezahlbar, im eigentlichsten Sinne nicht mit Gold aufzuwiegen. Und wie schön, wenn Kühne, der Feinsinnige, Weiblichzarte, Dialektische, Diplomatischgebildete, nun weiter fortfährt: ,,,,Seit Jean Paul gab es in Deutschland kein so gutes Herz, als es in Mundt laut wird, und im Fortgange der Zeit ist es tiefsinniger geworden, gedankenklater, schwermüthiger, aber auch verwegener in Lust und Scherz. Es entwickelt an den Beinschwenkungen einer Taglioni eine transcendentale Philosophie, und die Grobschmiede der deutschen Kritik nehmen das für eine ernstlich gemeinte Doctrin, und warnen die Philister vor der Frivolität des guten Herzens, das mit den Grazien kokettirt, um den Leuten Spaß zu machen. Die Deutschen haben immer ihr eignes gutes Herz verkannt; aber das gute Herz läßt sich das nicht verdrießen, es entläuft der Heimath — —''''

„Sieh', mein Karl," rief Emanuel, sich unterbrechend, mit Begeisterung, „sieh', mein Theurer, das ist die Spitze der modernen Genialität, die sich in diesen Worten spie-

gelt; etwas Empfindungsvolleres und Geistreicheres kann es nicht geben, kann es absolut nicht geben, und eben deswegen —

Hier wurde die emphatische Rede Emanuel's auf eine höchstseltsame und lächerliche Weise unterbrochen. Es flog nemlich, wie von unsichtbarer Hand geschleudert, ein kleines versiegeltes Packet zu dem offnen Fenster herein, vor welchem unser Dichter eben haranguirte. Hatte nun der unsichtbare Schleuderer absichtlich so gezielt, oder war es ein Zufall, eine kleine Schicksalstücke, ein Streich des Fatums — genug, das Packet traf mit der breiten Seite genau des Dichters Mund, dergestalt daß derselbe verstummen mußte, und vermittelst des noch feuchten Mundlacks die beredten Lippen für einen Augenblick hermetisch verschlossen blieben. Während Emanuel so mit dem Briefe vor den Munde erschrocken und regungslos stand, dem Papageno zu vergleichen, dem die Kammerfrauen der Königin der Nacht das Schloß vorgehängt haben, gewann sein Freund, der ritterliche Karl, Zeit, die Adresse des Couverts zu lesen. Es waren darauf nur die einfachen Worte geschrieben: Bekenntnisse eines Weibes.

„Bekenntnisse eines Weibes?" rief der bespornte Sonnettenheros; „ei das ist ja Wasser auf unsere Mühle! Geschwind herunter mit dem Brief und mit dem Siegel, und nachgesehen, welch' eine neue Rahel oder Charlotte hier wieder zu unserer Fahne schwört!"

Der Brief war geöffnet; es lagen darin eingeschlossen nur wenige vergelbte Papiere, von zarter Frauenhand beschrieben. Aber diese Hand war so lockend, so

anziehend, so räthselhaft-innig und verführerisch in ihren Charakteren, daß Emanuel gleich beim ersten Hinblick mit freudestrahlenden Augen ausrief: „Ha, welch' ein hoher Morgengenuß, mein Karl! Saugen wir ihn ein gleich in erster Frische mit Millionen Zügen! Komm und setze Dich zu mir, Geliebtester, in das trauliche Eckchen des Sophas, und lies mir vor die Bekenntnisse dieses Weibes, dieses holdseligen Gegenstandes unserer emancipirenden Bestrebungen! Aber, mein Theurer, moderire Deine Stimme ein wenig, wenn ich Dich bitten darf; denn Zartestes will mit eben so viel Schmelz als Fülle vorgetragen sein."

„Es sind nur Fragmente," bemerkte Karl; „jedes Blättchen enthält deren eins. Das erste Fragment ist überschrieben: Weib und Dichter."

„Weib und Dichter! Wie trefflich, wie bezeichnend, wie kurz und bündig und wahrheitvoll verbindend! Gibt es eine ursprünglichere, reinere, edlere, süßere Vereinigung, mein Theurer, als Weib und Dichter?" —

„Das Freudigste für den Menschen," so begann Karl zu lesen, „der in allem Denken und Dichten auch ein Lieben verehrt, möchte die Ueberzeugung sein, daß jenes Ergreifen des Lebens im tiefsten Innern, welches der Dichter zur geistigen Nothwendigkeit erhebt, nicht blos eine ferne Vorstellung ist, sondern in den auserwählten Individuen zur wahrhaften Wirklichkeit wird. Und noch freudiger als dies bewegt die Wahrnehmung, daß auch in dem Weibe ein vollkommnes Erschauen und Erkennen des Geistes, der die Welt trägt, Statt zu finden vermag. Denn das Weib wird nicht nur von den Miß-

wollenden, die in angeborner Naturſchwäche das Geſchlecht verachten, ſondern auch von ſeinen Liebhabern, die es werth halten, tief verkannt. Es geht ihm ſo eigen traurig, daß es nur in der Liebe, wo die Zwei zu einander ſich finden, Huldigung und Verehrung erwirbt, daß es erſt durch die unbekannte Macht ſeines Reizes, die ſich der Liebende weder erklären kann noch will, den Freund befangen und veranlaſſen muß, in die Tiefe ſeines Weſens hinabzuſteigen, und daß es allen denen fern und unerſprießlich bleibt, denen die ſeltſame Differenz der Perſönlichkeit kein näheres Verhältniß zuläßt. Es wird dem Weibe ſo wehe, nur von Einem wahrhaft erkannt zu ſein (und wie ſelten auch von dieſem!), weil es ſittlicher Weiſe nur von Einem geliebt werden darf. Und ferner gibt es leider ſo viele Tauſende thörichter Männer, welche in ſich die Unfähigkeit tragen, jemals das Weſen des Weibes zu ergründen, aber zugleich die fade Arroganz, von dieſem Unergründlichen, Individuellſten als von etwas ganz Klarem zu ſchwatzen; Thoren, die an die Betrachtung des Weibes mit allgemeinen Principien gehen, wie etwa der vertrocknete Logiker den Inhalt der Welt nach ſeinen ledernen verſchimmelten Denkgeſetzen conſtruirt; Thoren, welche vorgeben, das Geſchlecht durchaus zu kennen, ohne nur mit einem einzigen Individuum jemals vertraut geworden zu ſein. Aber das Weſen des Weibes iſt eben das Negative dieſes Allgemeinen, was die Perückenlogik ſo benamſet, weil es das ganz eigenthümlich Perſönliche, weil jedes Weib ſein eigen iſt, und eben durch dieſes reine Sichſelbſtgehören und Ausſichſelbſterwachſen zum Träger ihres Geſchlechts wird. Darum

muß man das Weib, d. h. diese und jene Frau und viele Frauen, sich offenbaren sehen, diese Offenbarung verstehen, um zu erfahren, wohin das Geschlecht strebe, und wie viel es vermöge. Wieder aber gibt es gutgesinnte und verständige Männer, die, in allen Dingen der Welt, sogar in Geldgeschäften und im Rechnungswesen, so nüchtern und einsichtsvoll als möglich, nur dem Weibe gegenüber wie umgewandelt, schmachtend-sentimental, demüthig, albern und geziert, und der Meinung sind, dies sei die rechte Verehrung, die den Engeln gebühre, und die wahre Pointe christlich-poetischer Romantik. Weit entfernt davon, ist dies aber gerade die wahre Narrheit der geschlechtlichen Beziehung; denn um zum Verständniß des Weibes zu gelangen, muß man weder mit Minneliedern begabt, gewässerduftend, pommadebefeuchtet, bonbonbeladen, süßigkeitensprudelnd, mit Claque und seidner Weste vorgefahren kommen; noch muß man wie ein schmutziger Cyniker skeptisch, verachtend und unreinlich blos im Vorsaal der Bekanntschaft stehen; muß man weder liebebedürftig noch liebeverhöhnend, weder langend noch bangend noch massiv sein: sondern man muß ein Mann des Gedankens, sonnenklar fest und standhaft sein, und den Stempel des Geistes auf der Stirn tragen, und vor allen Dingen muß man in dem festen Glauben stehen, daß es eine Liebe gibt, viel höher und adeliger, als Lottchens und Franzens, die sich liebkosen, verloben und endlich heirathen: nemlich die Liebe des Geistes zum Geiste, der über alles Geschlechtliche weit erhaben ist, und eben darum nicht von diesem getrübt werden kann; die Liebe, die aus dem Verständniß quillt, und welche kein ekelhafter

Platonismus (wie traurig, daß der ewige Denker den Namen hergeben muß zur Bezeichnung einer bleichsüchtigen Grille!), sondern wirkliches volles Leben und reines geistiges Genügen ist — —."

„Und dies schreibt ein Weib?" rief Emanuel aufspringend, im Tone des höchsten Entzückens.

„Dies schreibt ein Weib, ja, ja, Verehrter, ein Georges Sand im andern, weit potenzirten Sinne, eine Dudevant mit Aristotelischem Anstrich; ich sage Dir offen, Emanuel, ich möchte schon die nähere Bekanntschaft dieses Frauenzimmers machen."

„O laß das, Lieber! fahre weiter fort; laß kein Wort dieses philosophischen und höchst culturgemäßen Engels uns verloren gehen!"

„Schwerlich" — fuhr Karl zu lesen fort — „konnte es eine Natur geben, geeigneter, in die Tiefe des weiblichen Geschlechts hinabzusteigen, als die sonnige, unverwüstliche, höchst poetische und zugleich höchst besonnene Natur Goethe's. So gütig, reich und vollkommen war dieser Geist von seinem Bildner ausgestattet, daß er in Alles sich einspinnen konnte, ohne in dem farbenschimmernden Fädenreiche gefangen zu werden. Ihm war, wie Wenigen, die Gabe verliehen, daß ihm nicht nur das Feindliche, sondern auch das Freundliche gefahrlos blieb. Und was ist freundlicher, als das Weibliche in seiner gastlichen Gestalt, jenes Ewig-Weibliche und Sinnliche, das, wie er selbst singt, uns himmelaufwärts zieht? Es gab starke und klare Menschen, die vor allen anderen Mächten bestanden, nur vor dieser einen zu Schanden wurden. Aber Goethe? Wer es nicht glaubt, daß er in

seinem Lieben bei aller Wärme, ja bei selbsterschaffener poetischer Glut klar und nüchtern blieb, der lese nur wieder und immer wieder jene Sesenheimer Episode in dem Buche der Wahrheit und Dichtung, der stelle sich jenes zauberhafte, innigst gemüthliche, durchaus befriedigende Verhältniß des Dichters zu Friederiken nach allen Richtungen hin vor, lese auch das Mährchen, was in jener Zeit von ihm gedichtet ward, und verleugne sich nicht mißwollend das Treffliche und Schöne, was als Resultat jener Zustände erscheint, nemlich die ewig zeugende, bei aller Glut der Empfindung klar durchschauende Kraft dieses so vielfach verkannten Geistes."

„Diese hohe Kraft, bei aller Liebes- und Dichterglut sich selbst immer verständlich, und darum ein nach allen Seiten hin Verstehender zu sein, ist als ein unverkennbar herrliches Siegel auf alle Schöpfungen Goethe's, die in das Bereich der Liebe und Neigung gehören, übergegangen. Seine Frauengestalten sehen alle nach ihm hin, so als ob sie, wenn gleich vom Dichter frei als lebenvolle Menschen entlassen, dennoch seiner, nicht aus Schwäche, sondern aus Neigung, noch bedürften, und seiner Nähe sich erfreuen wollten, so lange es noch geht. Es sind Wesen voll dankbarer Pietät, welche ihre hohe Abkunft verehren; sie sehen auf ihrer Bahn, die in alle Formen des Lebens führt, sich oftmals um nach der Heimath, und der Liebeshauch aus dieser haftet ihnen an und verläßt sie nimmer. Man könnte sich wohl denken Goethen im Frühling in der duftigen Gartenlaube sitzend, mit der Aussicht auf eine bewegte Straße, durch schöne Felder führend, im Hintergrund begrenzt von blauen

Gebirgen, Goethen vom Abendſonnenſtrahl beſchienen, umgeben von ſeinen geiſtigen Lieben, die er erzeugte, alle in ewiger Jugend, mit Roſenkränzen und Dornenkronen um die Stirnen, je nachdem es ihrem Geſchick gebührt. Man könnte ſich denken, wie der Greis auf ſeinen Knieen Ottilien, Mignon, Gretchen ſchaukelte, welche ihr gar zu dunkles Leben näher dem Vaterherzen legt; wie ſich nach und nach alle Kinder zu der ſtillen Gartenlaube drängen, und ihn keines verleugnen möchte, weil er alle mit gleicher Liebe aus ſeinem Herzblut tränkte. Wenn Du Dir ſolche Bilder wie Natalien und Thereſen lebendig vergegenwärtigſt, erſcheint es Dir da nicht, als wehe der Geiſt, der ſie ſchuf, ſchwebend über ihnen, ſo wie einſt Jehova's Hauch über den Gewäſſern ſchwebte, da über dem uranfänglichen Chaos das Licht anbrach? Und noch mehr, wenn der forſchende Blick auf dem jungfräulichen Kinde Mignon ruht, und in dieſem gebrochnen Herzen den höchſten und innerſten Punct erkennt, wo die Tiefe der Weiblichkeit zum nie ganz zu löſenden Räthſel, wo das Seelenvolle der Empfindung zur langſam, aber ewig blutenden Wunde wird: ſcheint es dann nicht, als ob dieſe Weiblichkeit mit tauſend Liebesarmen nach ihrem Vater langen und ihn umſchlingen müßte? Ihnen, den Verleugnern dieſes Geiſtes, welche ſich mit glatten Zungen, wie ſie jetzt Mode geworden, an ihm verſündigen, ſei es verſichert, daß Goethe vor Allen das Weibliche erkannt, und in ruhiger, ſelbſtbewußter Klarheit geliebt hat. Und darum, weil ihn das Weibliche anzog, ohne ihn zu verſtricken, darum zog auch er die Frauen an, und tiefe weibliche Naturen ſtärkten

ſich an dieſem Ewig-Männlichen, d. h. vom ſchaffenden, zeugenden Geiſte ganz Durchdrungenen. Denn der Geiſt iſt es eben, der den Gehorſam entzündet, dieſen ſich neigenden und hingebenden Gehorſam, von dem es mit vollſter Wahrheit heißt, daß da, wo er im Gemüthe iſt, auch nicht fern die Liebe ſei. Und gerade wie ſich Goethe zu den Frauen verhielt, und wie ſie mit vollſter Neigung ſich zu ihm verhielten, dies iſt das Merkmal, woran die unreife Brut heutiger übernächtiger Federmenſchen die ſelbſtſtändige Kraft ſeines Weſens erkennen ſollte." — — —

„Es befindet ſich hier in dem Manuſcript eine Lücke," bemerkte der Vorleſer, ſich unterbrechend.

„Wie Schade! Ich hätte die Polemik gegen die übernächtigen Federmenſchen von heute gern durchgeführt geſehen. Aber iſt denn das ganze Fragment damit ſchon zu Ende? Wie bedauerlich wäre dies! Wie viel wäre uns da der hohe Geiſt der Verfaſſerin noch ſchuldig geblieben über das Weſen des Weibes und des Dichters, und über die urſprünglich-präſtabilirte Harmonie dieſer Gattungen!"

„Nicht doch, Emanuel! Hier iſt noch eine kurze Stelle."

„In den Blättern" — heißt es — „welche den Namen Goethe's und eines Kindes an der Spitze führen, erſchauen wir ein ſtaunenswürdiges geiſtiges Leben, ein Wogen und Brauſen, ein Lieben, Sehnen, Hoffen und Glauben, ein Denken und Empfinden, wie es der Menſchheit nur ſelten, nur an hohen Feſt- und Feiertagen, um mit Shakſpeare zu reden, geboten wird. In dieſen

Blättern ſteigt aus dem ſtillen Ocean des Denkens, Glaubens und Dichtens ein Eiland hervor, ſchöner als alle, welche rings umher ſchon zu Tage liegen, eine Atlantis, auf welcher Alles blüht und grünt in urſprünglicher, keimender und knospender Kraft, wo ein ewiger, ganz unzerſtörbarer Frühling herrſcht, weil hier Alles edelſter Trieb, Mark, Blüte und Blume iſt. In dieſen Blättern iſt wirklich und wahrhaftig ein Himmel aufgethan, nemlich der Himmel überſchwenglicher, geiſtigſter, herrlichſter Liebe, aufgethan ein Heiligthum, worin ſich das Räthſel jenes Neigens von Herzen zu Herzen und von Geiſt zu Geiſt auf das erquicklichſte und friedlichſte löſt; eine Löſung und Befriedigung, jener zu vergleichen, welche der heimgegangene Dichter ſelbſt in ſeiner letzten anmuthigen Novelle vorgeſtellt hat, worin gleichfalls ein tiefgläubiges Kind ſich mit höchſter Andacht und innigſter Erſchütterung hinaufwendet zu einem Urquell ſeines Daſeins, und mit dem, was es in unmittelbar glaubensvollem Sinne für ſein Heiligſtes und Höchſtes erkennt, friedlichſt verſöhnt erſcheint. Weil aber eben alles weibliche Erkennen, Ergründen und Erinnern nichts iſt als ein ewig junges Lieben, ſo greift in der Seele dieſes Kindes, von welchem wir in dieſen Blättern vernehmen, der Hauch der Liebe über Alles über; und weil dieſe Liebe ſo treu, ſtandhaft und einzigmächtig iſt in der unſchuldigen Mädchenbruſt, ſo fällt uns unwillkürlich bei dieſen Briefen und Selbſtbekenntniſſen das arme Käthchen in des ſpätern unglücklichen Dichters vorzüglicher Dichtung ein. Denn wie das Käthchen in ewig träumender Sehnſucht ſeinem hohen Herrn nachzieht, nimmer die Spur des Ge-

liebten verlierend, und Nachts vor der Schwelle einer Thür selbst im Schlummer ihn bewachend: so ziehen Bettina's Gedanken den hohen und einzigen Gedanken des verehrten Dichters nach, gleich unaussprechlichen Seufzern, und in jedem dieser Millionen Seufzer, Ihm nachgeschickt im Novembersturm, im Schnee des Winters, in der lauen Frühlingsnacht, im purpurnen Sommerabend, in Freud' und Leid, bei überschwenglicher Seligkeit und höchster Einsamkeit — in jedem dieser Seufzer schwimmt stets des Mädchens ganze Seele, die jungfräuliche, kindliche, frühlingshafte, farbenglühende, in Liebe zitternde und in Lust vergehende. Diese Seufzer sind die ewigen Schwingungen des rastlos bewegten Gemüths, sind die Himmelsmusik, vor deren Tönen das liebe Kindesherz selbst erschaudert, sind aber viel mehr noch als dies, sind blühende, wahrhaftige Gedanken, deren Blüte nie verwelken wird." —

„Hier endigt das erste Fragment, Emanuel!"

„Wie schön, wie unvergleichlich! Ha, welch' ein Weib! Ein Weib, dem man zu Füßen sinken, das man im Staube anbeten möchte! Doch was enthält das zweite Fragment, mein Theurer?" —

„Das zweite Fragment ist überschrieben: Bestimmungen über Roman und Novelle. Die Dme wird also hier im engeren Felde der Kritik debutiren." —

„O lies, lies geschwind, mein Guter, ich brenne vor Verlangen, ihre Grundsätze zu vernehmen; oder nein, gib mir das Blatt; ich will aus diesen süßen verführerischen

Schriftzügen ſelbſt den Geiſt und das Verſtändniß ſchöpfen." — Er las:

„Den Unterſchied und die Einheit des deutſchen Romans und der deutſchen Novelle feſtzuhalten, iſt in den neuſten Zeiten um ſo nothwendiger, weil jetzt von den Dichtern, begabten und unbegabten, der früher ſchon antiquirte Roman auf Unkoſten der Novelle, welche jenen ſelbſt einſt verdrängte, wieder aufgeſucht und weiter entfaltet wird. Es iſt dies ein offenbarer Rückgang, bei welchem man zu unterſuchen hat, ob er eine Reaction ſei. Aus dem Goethe'ſchen Roman, welchen man als den Repräſentanten des deutſchen Romans überhaupt anzuſehen hat, entwickelte ſich, als die deutſche romantiſche Periode verklungen war, unſere Novelle. Der Goethe'ſche Roman aber, als eine poetiſche Totalität angeſehen, zerfällt in vier Individualitäten, oder beſſer Individuen, welche bei aller Gleichartigkeit ſich doch ſcharf von einander abgrenzen. Unter die Form allgemeiner Beſtimmung gebracht, laſſen ſich dieſe ſo faſſen, daß „Werther" die Widerwärtigkeit der Welt; „Wilhelm Meiſter" die Lehre der Welt; die „Wahlverwandtſchaften" das Geſetz und die Sitte der Welt; die „Wanderjahre" die Verwirrung der Welt darſtellen. Im Werther ſtemmt ſich das menſchliche Individuum, nimmt den Druck der Welt übel, verwandelt aus Schwäche dieſen Druck in die eigne Gemüthsverſtimmung, woran es endlich zu Grunde geht. Im Meiſter ſchmiegt und biegt ſich das Subject, läßt ſich auf die Dinge ein, und bezahlt eben um dieſer Schmiegſamkeit willen nur Lehrgeld, ohne darüber unterzugehen. In den Wahl-

verwandtſchaften iſt dieſer Untergang der Individuen, die im Streite mit der Welt begriffen ſind, wieder hergeſtellt, aber im höheren Maaße; denn Eduard und Ottilie gehen nicht an ihren Betrachtungen, auch nicht an ihren Empfindungen, ſondern an den höchſten Verhängniſſen, der Macht des Geſetzes und der Sitte zu Grunde. Weil aber nicht der Untergang, ſondern die Erhaltung des Individuums das Weſentliche iſt, ſo entſteht die neue Forderung der Poeſie, daß der Zwang des Geſetzes und die Heiligkeit der Sitte nicht als abſoluter Tod, ſondern als zähe Prüfung erſcheine, und in dieſer ſehen wir die Wandernden begriffen. Daß alle Verhältniſſe darin als prüfende zur Sprache kommen, iſt das Werthvolle an den Wanderjahren; daß aber die Confuſion der Entſagenden nicht gehoben wird, iſt ihre traurige Schwäche. In den Wahlverwandtſchaften war das Bewußtſein als Selbſtbewußtſein des in den Kampf mit der Welt verwickelten Individuums untergegangen; Eduard und Ottilie haben zuletzt gar keine Ueberlegung mehr, die Gedanken gehen ihnen aus, wie dem ſchläfrigen Wächter das Nachtlicht. Sie haben alles Urtheil, alle Einſicht verloren, eine Art von geiſtiger Verrücktheit. Nach dieſem Schluß muß es den Dichter dazu drängen, das verlorne Selbſtbewußtſein auf poetiſchem Wege wieder zu gewinnen, dem Gemüth des Menſchen wieder ſeine Ehre zu geben, und ſo erſcheint als erſte und weſentlichſte Aufgabe der Wanderjahre die Forderung, daß die Entſagenden durch ihre Mühſale und Irrſale frei und mündig werden. Da es jedoch in dem ungeſchloſſenen Werk nicht bis zu dieſer Mündigkeit kommt, ſo bleibt

die Forderung als ungelöſte Prämiſſe, als Vorderſatz ohne Nachſatz, mit andern Worten: es bleibt bei der Confuſion. Aber eben deshalb iſt, hiſtoriſch betrachtet, wieder die Confuſion das wahre Reſultat, weil nemlich darin das Ueberſchwanken des abgelebten Romans in die jüngere Form der Novelle und das Bedürfniß des Dichters, ſich in die neuſten poetiſchen Conflicte einzulaſſen, wenn auch als Schwäche, erſcheint. Der dichtende Geiſt bei ſeinem Uebergang von dem Roman zur Novelle hat demnach nichts Eiligeres und Nothwendigeres zu thun, als das Subject aus ſeiner beſchwerlichen Verwirrung heraus, es in den Verhältniſſen der Welt ordentlicher Weiſe und ohne mühſelige Prüfung und Entſagung unterzubringen, und ihm bei dieſer Einrichtung, wo das Spröde der Welt ſich mildert und ihre Seiten gleichſam nur in einem gefälligen Spiegel ſich ausnehmen, wieder zur Gewißheit mit ſich ſelbſt und zum Frieden zu verhelfen. Wenn deshalb in dem Roman das gegenſeitige Widerſpiel der Welt und des Individuums ſtets in ſeiner Schärfe obwalten mußte, ſo bedurfte die Novelle dieſes ſtricten Bezugs der Welt zum Einzelnen und des Einzelnen zur Welt weit weniger, da es ihr ja hauptſächlich oblag, die Wirklichkeit in ihrer beſonnenen objectiven Ruhe zu entfalten. Mit andern Worten: die Novelle bedurfte keines Helden; denn auf den einzelnen Helden und ſeine beſondere Stellung kam es eben nicht mehr an, vielmehr darauf, daß Allen und Jedem ihre Bedeutung angewieſen, und ihr Wechſelverhältniß zur Welt eben als das allgemeine Leben dargeſtellt wurde. Um dieſer allgemeinen Lebensregung wil-

len, welche in der Novelle herrſchend iſt, wird es möglich, daß dieſe, in einem engern Kreiſe ſich bewegend, doch die Totalität des Lebens ſtärker zeigt und beſſer entfaltet als der Roman, wo der Held, um zu ſeiner Befriedigung oder zu ſeinem Ende zu kommen, tauſend Zuſtände als Einzelner durchmachen muß, und doch nicht zu einem allgemeinen Reſultat gelangt. In dem Roman bleibt das Selbſtbewußtſein ein einzelnes; in der Novelle iſt es ein allgemeines, und liegt nicht in der Perſon, ſondern in der Sache ſelbſt. In dem Roman herrſchen die Ereigniſſe, in der Novelle das Ereigniß, darum, weil dort der einzelne Held vieler Fälle bedarf, um zur Einſicht zu gelangen, die vereinten Individuen der Novelle aber, welche die Geſammtheit des Lebens, Lebensgefühls und Lebensbewußtſeins repräſentiren, ſchon dem einzelnen Ereigniß die Allſeitigkeit und allgemeine Bedeutung abzugewinnen vermögen. Hieraus wird auch der einfache Umſtand klar, daß ein tüchtiger Romen eine Suite von drei, vier Bänden nöthig hat, eine gute Novelle aber kaum ein Drittheil dieſes räumlichen Aufwandes braucht."

„In aller Kürze mögen wir wohl hier die vorzüglichen Geiſter bezeichnen, welche, als Repräſentanten der deutſchen Novelle, den abgelebten Goethe'ſchen Roman in Empfang nahmen, ihn in ihren Armen ſanft verſcheiden ließen, ſeine Atome aber als unvergänglichen Nachlaß, als ein altes und doch neues Teſtament in ihre Schöpfungen aufnahmen. Bei dem erſten dieſer unſterblichen Geiſter, bei Heinrich von Kleiſt, iſt die Novelle noch abſtracter Natur, weil auf der einen Seite ſie noch immer nicht von den Anſprüchen des ein-

zelnen Individuums ablaſſen kann, auf der andern Seite aber in der Großartigkeit und Bedeutſamkeit des Ereigniſſes noch ihren vorzüglichen Inhalt ſucht. Dem zweiten Dichter, Ludwig Tieck, iſt es in einer Reihe von Novellen gelungen, die Verwirrung der geſelligen Zuſtände dergeſtalt von der Betrachtung des darin lebenden und webenden Gemüths abzuſondern, daß dieſes ſich nicht bis zum Tode, bis zum geiſtigen oder ſittlichen Zugrundegehen darin verſtricken kann. Was in der Tieck'ſchen Novelle dieſe Wirkung vollbringt, iſt die Macht des Negativen, oder die Art und Weiſe, wie der Dichter ſich die Nichtigkeiten des menſchlichen, bürgerlichen, geſelligen u. ſ. w. Lebens gegenſeitig und unter einander ſelbſt aufreiben läßt. Weil nach dieſer gegenſeitigen Selbſtzerſtörung des Nichtigen in der Tieck'ſchen Novelle am Schluſſe nichts übrig bleibt, als das außerhalb ſtehende Bewußtſein und die Summa der negativen Lebensweisheit, die ſich im Verlauf des Ganzen entfaltet hat: ſo iſt darin die Reflexion das Vorzügliche und Bedeutungsvolle, und hierin iſt der Grund zu ſuchen, warum Tieck's Dichtungen vor dem äſthetiſchen Richterſtuhl eines neuſten, durchaus gedankenvollen philoſophiſchen Syſtems keine Gnade gefunden haben. Steffens hat in ſeinen Dichtungen im Gebiete der Novelle nicht die Tiefe und Energie des Gedankens erreicht, welche ſeine philoſophiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Schriften bezeichnet. Allein in ſofern ſind dieſelben für die Geſchichte der Novelle ganz bedeutend, daß ſie die volle Gegenwart nach allen Richtungen umfaſſen, und eben dadurch dem ſcheinbar engeren Gebiete der Novelle

die volle Breite des Lebens zurückgegeben haben, welche den Roman bezeichnet. Auf eigenthümliche und verschiedenartige Weise haben Hoffmann, Chamisso und Leopold Schefer ihrerseits den Roman zu Grabe bestattet, indem die ersten Beiden, ihrer geistigen Anlage unbedingt folgend, die Naturerscheinung nicht sowohl als poetischen Gegensatz für den Geist, sondern als unmittelbare unterirdische Macht hingestellt haben, deren Einflüssen der Geist nicht zu widerstreben vermag, Letzterer aber die schwere und fast undankbare Aufgabe löste, die ewig maaßlose Empfindsamkeit des Jean Paul'schen Romans in die sinnlich-sinnige, aber am vollen reichen Irdischen haftende Beschränktheit der Novelle einzugrenzen. Alle drei genannte Dichter haben einen idellen und sehr engen Bezug zu Jean Paul, dem es nie hat gelingen wollen, Himmel und Erde in Eins zu gestalten. Hoffmann hob durch seine dämonische Naturansicht und Natureinsicht die müßige Naturschwelgerei des „Campanerthals," des „Hesperus" u. s. w. auf. Chamisso hat wiederum in dem ganz einzigen Schlemihl die Hoffmann'sche Gespenstigkeit erheitert und gelichtet, und Leopold Schefer hat die ewig hinaufhimmelnden Seufzer der sentimentalen Helden Jean Paul's in ein gedanken- und blütenvolles Lebensgefühl verwandelt." —

Hier endigte das zweite Fragment. —

„Wie Schade," bemerkte Emanuel, „daß die Verfasserin, die mir bei dem allen in ihrer kritischen Anschauung etwas erhebes erscheinen will, gerade bei der Stelle abbricht, wo man einen Uebergang auf die modernen Zustände des Romans und der Novelle erwarten

ſollte! Denn das letzte Decennium hat ja die Geſichtsbildung jener beiden Dichtweiſen ſo weſentlich verändert. Die Novelle iſt jetzt Roman, und der Roman iſt Novelle; die feſten Beſtimmungen haben aufgehört, das poetiſche Individuum überſchreitet alle formellen Schranken und beweiſt ſich in ſeinen Productionen, die Alles und jedes aufnehmen, was in der Welt vorgeht, ſogar die Eiſenbahnen, als wahrhaft allmächtig." —

„Ich finde hier noch ein drittes Fragment," bemerkte Karl; „gehen wir das auch durch. Vielleicht laſſen ſich einige Beziehungen zu dem vorigen darin entdecken."

Das dritte Fragment führte die Ueberſchrift: Semilaſſo. Es war ganz kurz und lautete ſo:

„Semilaſſo, der vornehme Weltgänger, verletzt unſer ſittliches Gefühl in einem Anhängſel zu ſeinem vorletzten Weltgang, welches er „„Chronik"" zu nennen beliebt, durch Mittheilung ſchmutziger und empörender Anekdoten. Fragt man. Was beabſichtigt er eigentlich mit der Ekel und Abſcheu erregenden Geſchichte von dem ungezogenen Sohne der Herzogin von Chaulnes, wie mit der von dem Großfürſten Paul? ſo wäre die Erwiederung nicht ungerecht: eine großartige Heuchelei. Die Welt ſoll glauben, er ſelbſt finde ſich durch ſolche ſchauderhafte Züge empört; ſie ſoll glauben, er geißle, indem er ſie zuſammenſtellt, die Unthaten der großen Welt; ſie ſoll wähnen, er ſtelle rückſichtslos an den Pranger der Oeffentlichkeit Alles, was ſchändlich iſt, ohne zu beachten, daß die Sünder und Gottloſen ſeinem eignen Stande angehören. Dies und nichts Anders will der Verfaſſer der Tutti Frutti dem tiers état weißmachen. Glaubt es ihm aber die-

ser? Nein, er glaubt es sicher nicht, wenn er vernünftig ist. Er glaubt nur, daß er eine zweideutige Person sich gegenüber hat, die auf leichtsinnige Weise einen Scherz macht aus Unthaten, über die der edle Mensch nur zu schaudern weiß. Er glaubt nur an die Frivolität eines Hof- und Weltmanns, dessen Gefühl unerschüttert bleibt, wenn ein durchlauchtiger Wüstling die Menschenrechte mit Füßen tritt. Ferner glaubt der gute loyale Bürger dem sich unschuldig stellenden Weltgänger weiter nichts, als daß die Geißel, womit er den Uebermuth seines Standes, die Greuel des Absolutismus und die Schandthaten der Tyrannen zu verfolgen vorgibt, nur eine Larve ist, hinter der man sich in's Fäustchen lacht darüber, daß es noch immer Druck und Tyrannei und schmachvolle Leibeigenschaft in der Welt gibt, und daß hochgeborne Menschenverächter noch immer die einfach redliche Gesinnung verhöhnen, verspotten und mißhandeln dürfen." —

„Eine harte Invective gegen den vielangefochtenen Weltgänger," bemerkte Emanuel; „ich bin nicht ganz der Meinung unserer geistreichen Dame. Dergleichen Anekdoten haben sicher keinen tiefern Sinn, außer daß sie die Vornehmheit der hochgestellten Standesperson beweisen."

„Ich finde," bemerkte Karl, „hier noch einige blaue Blätter, welche mit zu den Bekenntnissen unserer Dame zu gehören scheinen, und denen sie, wie das abstechende Papier und die erhöhte Zierlichkeit der Handschrift beweisen, einen besondern Werth vor den übrigen beigelegt zu haben scheint. Das erste dieser Blätter ist überschrieben: Faust."

„Faust, ein ewiges Thema, auf welches Alter und

Jugend, Mann und Weib ſtets wieder zurückkommen! Laß hören, was über dies tiefſinnige Object aus der Feder einer Frau hervorfließen kann."

Karl nahm das blaue Blatt und las: „Von allen mythiſchen Geſchichten und Sagen, welche die chriſtlichen Völker und Jahrhunderte durchzittern, iſt die Fauſtſage die reichſte, allgemeinſte und innerlich gewaltigſte. Denn obſchon die Sage vom ewigen Juden ſich unmittelbar auf die Religion der Welt und des Geiſtes ſelbſt, mithin auf das Höchſte und Heiligſte bezieht, was gedacht werden kann, ſo iſt doch dieſer Bezug gegen die Art und Weiſe, wie die Fauſtſage von ihrem Inhalt durchdrungen wird, nur ein äußerlicher zu nennen. Denn in dieſer liegt die allgemeine Geſchichte des Gedankens ſelbſt, hier zwar in der beſondern Form dargeſtellt, daß er als Zweifel zur Hölle fährt, jedoch ſo, daß alles Denken überhaupt und alle Objecte des Denkens, mithin das ganze menſchliche Daſein in dieſem hinabwärtsführenden Skepticismus mitenthalten iſt. Weil aber das menſchliche Sein zugleich das Göttliche iſt, und Gottes Macht und Exiſtenz nicht außerhalb der Welt und hinter der Welt zu ſuchen iſt, ſo iſt auch in der Fauſtſage das Wirken und Sichmanifeſtiren der Gottheit mitenthalten, dieſer erhöhte Inhalt aber nicht als ein ruhiges Abſpiegeln des Göttlichen im Menſchlichen zu begreifen: ſondern wie zuerſt das Menſchliche als Subjectives und Einzelnes der Gottheit gegenübertritt, und in dieſem Hohn ſeinen böſen Willen offenbart, ſo ſtellt ſich nun im Verlauf des Ganzen das Böſe dem Guten, Mephiſtopheles dem Herrn, der Teufel der Gottheit feindſelig

gegenüber, und das Verhalten beider Mächte zu einander wird zum wahren Kampf. Erscheint also gleich in dem „Prolog im Himmel" Mephisto als ein bevollmächtigter Abgesandter des Herrn, der ihm frei gibt, auf Erden und gegen Faustum seine böse Macht und Willen zu manifestiren: so ist doch dieser Act der Freilassung andrerseits eben so sehr als der Abfall des Bösen vom Guten und als die Selbstständigkeit des Bösen in sich zu fassen, welche freilich, weil das Gute die absolute Wahrheit ist, nur ein Schein ist, deren Wirklichkeit jedoch besteht und nicht abgestritten werden kann, so lange der Kampf dauert. In diesem Kampfe, der nicht als allgemeine Weltmacht, wohl aber in dem Einzelnen, in dem Individuum, in den Fausten der Jahrhunderte ein ewiger ist, rechtfertigt und beweist das Böse fortwährend seine Existenz, so wie in dem Ende des Kampfes, wo sich das Böse stets als überwunden zeigt, das Gute und Göttliche immerfort sein Gericht hält. Weil aber nicht der Kampf selbst, der als solcher nur Einzelnes und Besonderes zeigt, sondern erst des Kampfes Ende das Allgemeine ist, so erscheint als unabänderliches Schlußresultat der Faustsage immer der Gedanke, daß nur das Göttliche das Allgemeine ist. Mithin beschließt sich die Sage im Absoluten selbst, und die Allmacht Gottes erscheint als leuchtende Schlußtrophäe in der reinbiblischen und religiösen Frage: Tod, wo ist Dein Stachel? Hölle, wo ist Dein Sieg?"

„Es ergibt sich hieraus, daß im Vergleich beider Sagen der Gegenstand der Ahasverussage: der Glaube, der Gegenstand aber der Faustsage: das Denken, oder

richtiger der Gedanke iſt; denn Ahasverus wird verflucht und verdammt, weil er nicht glaubt. Weil es in der Schrift heißt: Der Glaube macht ſelig, darum iſt er unſelig; ſeine Unſeligkeit aber wird alſobald von ihm genommen werden, wenn er zum Glauben ſich wendet. In dieſer ſteten Aufgabe, deren Sinn Ahasverus ſelbſt nicht kennt, beruht ſeine Identität mit dem jüdiſchen Volk, deſſen Meſſias nicht kommt, ſo lange Iſrael währt, der aber erſcheinen wird in dem Augenblicke, wo Iſrael ſich von ſich ſelbſt ſcheidet, d. h. an Chriſtum glaubt. Hingegen Fauſt's Fluch iſt nicht der Unglaube, ſondern das Wiſſen und Eſſen vom Baum der Erkenntniß. Durch das Denken führt ſich Fauſt zur Sünde; mithin iſt es die Wahrheit ſelbſt, die ſeinen Abfall bewirkt. Auf dieſem ewigen Bewußtſein Fauſt's, daß es die Wahrheit iſt, von welcher er ausgegangen, beruht ſein Trotz, in welchem er den freiwilligen Abfall von Gott nicht als ein Vergehen, vielmehr als Nothwendigkeit betrachtet, und ſich deshalb mit Selbſtbewußtſein und klarer Einſicht in ſein Thun dem Teufel übergibt."

„Es liegt in dem Weſen der Fauſtſage ſelbſt, daß ſich die Poeſie ihrer als Objects fort und fort, von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Volk zu Volk bemächtigen, und dies unerſchöpfliche Thema, weil es ein ganz unendliches iſt, hierhin und dorthin vermannigfaltigen wird. Weil alſo das ewige Fauſtgedicht bei weitem noch nicht abgeſchloſſen iſt, und folgende Zeiten und Epochen noch manchen Fauſt bringen werden; weil in dem Gedicht von Lenau eben wieder ein neues, dieſem geſchloſſenen Kreiſe angehöriges Element vorliegt: ſo iſt es erfoderlich und nothwendig,

genau und fest den ursprünglichen Sinn und Begriff dieser Sage sich aufzustellen und festzuhalten, um zu sehen, ob das Neue, was hier geschieht, entsprechend sei und einen Fortschritt des poetischen Gedankens enthalte. Zu diesem Ende soll hier in wenigen Zügen der wahre und reine Begriff der Faustsage entwickelt werden. Es ist nicht allzuleicht, ihn herauszuarbeiten; denn manche stürmische, wohl gar unfähige Geister haben das reine Object sehr getrübt. Eine Nebenbetrachtung wird uns auf das Centrum führen. Ein deutscher Dichter hat die Faustsage mit der Don Juansage in Verbindung gebracht. Ist die Ausführung dieses Gedankens gleich nicht entsprechend gewesen, so ist doch der Gedanke selbst tief, großartig und berechtigt, und zeigt einen wesentlichen Fortschritt des Gedankens der Sage selbst. Denn in der Faustsage selbst schon liegt der ganze Don Juan als secundäres Element, oder besser als ein zweites Moment, das aber in der Faustsage wieder aufgehoben wird. Jener Dichter hat nun in seinem höchstkühnen Gedicht eigentlich nichts gethan, als beide Momente, das Haupt- und das Nebenmoment, geschieden, neben einander gestellt, jedes für sich in seiner Besonderheit entwickelt, und endlich beide wieder zusammenfallen lassen. Unser Begreifen der Sache wird einen Schritt weiter thun, sobald wir uns fragen: Was fehlt dem Don Juan, um Faust zu sein? Hierauf lautet die Antwort: der Gedanke. Was Faust in sich darstellt, nachdem er ein Strebender nach Wissenschaft, ein Zweifelnder und Verzweifelnder, ein Abgefallner vom Guten, ein Eigenthum des Teufels und somit ein um seine selbstständige Geistesruhe Betro-

gener geworden iſt, nachdem er mithin dieſe ganze Vergangenheit ſo unendlich inhaltreich, zurückgelegt hat — das iſt Don Juan von Haus aus. Fauſt iſt nemlich nun der wüſte Geſell, der das Leben und die Lebensluſt im Genuß ohne Rückſicht und Rückhalt hinabſchlingt. In dieſer Epoche von Fauſt's Geſchichte iſt der Gedanke gemordet. Der Wüſtling iſt gedankenlos. Er iſt der leibhafte Don Juan; aber geiſtig hat er eine Potenz mehr, weil Don Juan keine Vergangenheit hat. Darum kündigt ſich in Fauſt jene wüſte, Alles in Luſt verſchlingende Periode ſogleich als eine Durchgangsepoche an; denn im Genuß hat er nur die Begierde, während Don Juan in der Begierde ſchon den Genuß und in dem Genuß die Freude an der Sünde hat. Don Juan hat die freie Luſt, Fauſt die Luſt der Verzweiflung; darum wird Fauſt wieder der Mörder ſeiner Luſt, Don Juan aber wird in der Luſt von den Rachegöttern gemordet. Hier deckt das Grab den Böſewicht, und die Geſchichte iſt aus; dort hebt, nachdem der Teufel ihn hingenommen, erſt der allgemeine Bezug des Verdammten auf die Menſchheit an."

„Wir ſtehen auf demjenigen Punct der Fauſtſage, wo ſo manches Talent geſcheitert iſt, wo auch Lenau in ſeinem Gedicht, das viel Schönes im Einzelnen enthält, die Wahrheit verloren hat. Die Einen nemlich laſſen Fauſt in der Luſt untergehen, die Andern laſſen ihn nicht einmal die Luſt voll genießen. Unter den Letztern Lenau. Ergreifen wir ſogleich das Centrum. Welches iſt dies? Dies iſt: der tiefſinnige, denkende Menſch im Gegenſatz zur objectiven Wahr-

heit, und der Anfang der Geſchichte iſt da, wo in dem Denker, in Fauſt, das Sinnen zum Grübeln wird. Der Einzige, der dieſen Anfangsmoment in ſeiner Richtigkeit ergriffen hat, iſt Goethe. Seines Gedichts Beginn zeigt Fauſt im Studirzimmer. Dieſer Anfang im Studirzimmer iſt ein ſo weſentlicher Punct, daß in jedem andern die wahre Geneſis des Fauſtiſchen Abfalls verloren geht. So bei Lenau, der uns Fauſt zuerſt auf einem Morgengang, zweifelnd an der Natur, hiernächſt im anatomiſchen Saal, verzweifelnd an der Wiſſenſchaft, vorſtellt. Vielmehr iſt aber die Verzweiflung an der Wiſſenſchaft bei ihm ſchon vollbracht; denn die Wiſſenſchaft liegt ſymboliſch als Leichnam vor ihm. Der Gedanke, wie die ganze Scene, die Mephiſtopheles unterbricht, iſt ſchön, allein als Anfangspunct zu verwerfen.“

„Verlieren wir aber bei dieſem Hinblick auf die Dichter nicht das Centrum der Sage, woraus ſich deren eigenſter Begriff ergeben muß: des grübelnden Denkers erſter Schritt nemlich iſt das Aufgeben der abſtracten Wiſſenſchaft, und die Hinwendung auf die Natur und deren Inneres, an welcher letzteren in Lenau's Gedicht Fauſtus ſchon im Voraus verzweifelt. Worin alſo, wenn man dies einſieht, der tiefſinnige Prozeß des Verfalls und Abfalls beſteht, iſt, daß Fauſt nicht den Teufel (wie bei Lenau und einigen Andern dies geſchieht), ſondern den Erdgeiſt beſchwört, den Geiſt der Natur, für welchen aber Mephiſtopheles erſcheint. Fauſt hat nun zwar den Satan ſelbſt, allein noch iſt er nicht ſchuldig; denn er hat nicht ihn gewollt,

ſondern den Erdgeiſt. Dennoch aber war ſein Kommen eine Nothwendigkeit; denn Fauſt gab ſich unwillkürlich im dunklen Drange dem Böſen hin, indem er den Irrthum beging, Erkenntniß von den Mächten der Natur und nicht vom Geiſt Gottes zu begehren. — Dieſes wichtige und tiefe Moment hat abermals Goethe feſtgehalten, Lenau aber gänzlich fallen laſſen. In dem ferneren Progreß nun hält Fauſt noch immer die Erkenntniß und das Streben darnach feſt, und zwar mit ſolcher Gewalt (denn der Gedanke läßt ſich nicht mit einem Streich todtſchlagen), daß Mephiſtopheles die Einſicht gewinnt, er müſſe, um jenen ganz zu beſitzen, ihm zu Leibe gehen. Der Leib nemlich hatte zeither in Fauſt gänzlich geſchwiegen, weil ihn der grübelnde Gedanke ganz beherrſchte; nun aber erweckt Mephiſto dieſen Leib aus ſeinem Schlummer, indem er ihm ſeine volle Gewalt einräumt, und die unbändige Luſt in ihm erregt. Sein Ziel verlierend, verſchreibt ſich alſo Fauſt. Weil jedoch von ihm, da er ſein Denken und Streben und in dieſem die Wahrheit ſelbſt aufgibt, nur das Göttliche ſelbſt verſchmäht wird, das ja der Inhalt aller Erkenntniß iſt, ſo kehrt dies verſchmähte Göttliche ihm auf ſeiner nun beginnenden Laſterbahn in anderer Form, als rein religiöſes Myſterium, als Heiliges, Geglaubtes, als Orgelton und Oſterfeier, als wehmüthige Erinnerung an gläubige Kinderzeit wieder. Aus dieſen Klängen ſpricht der Himmel, aus dieſem aber Gott und die Wahrheit. Mephiſtopheles aber hat das irdiſche Theil und potenzirt fort und fort durch Erregung die Macht des Leibes. Auch dieſen bedeutungsvollen Inhalt

hat Lenau, und darin eben das Weſen Satans ganz verkannt; denn bei ihm vergällt ja fortwährend der Teufel dem Fauſt ſeine Luſt, weshalb dieſer endlich durch Selbſtmord untergeht, ohne je die Luſt genoſſen zu haben. Ein ungeheurer poetiſcher Irrthum! So ſpringt denn endlich, und ganz natürlich, Fauſt aus Mißmuth und Ekel in das Nichts, nachdem ihn der Teufel abſcheulich geprellt, was er jedoch nicht bemerkt hat. Dieſes Ende Fauſt's iſt die ſchwächſte Partie im Lenau's Gedichte. Der Fauſt, der ſich umbringt, iſt nicht mehr Fauſt, ſondern in dem Begriffe der Fauſtſage liegt es nothwendig, daß ihn der Teufel hole. Denn ſein Abfall von der Wahrheit und dem Gottesinhalt der Welt rächt ſich eben dadurch, daß Fauſt nicht zur Gottheit hinüberbegehren, und eben weil er alle Mächte des Himmels in ſeinem Bewußtſein verloren, von der Erde nicht laſſen kann. Ja das Heilige ſelbſt, deſſen Glauben und Wiſſen zwar er verloren, das aber dennoch ſeine negative Macht an ihm nicht verloren hat, feſſelt ihn an die Erde und manifeſtirt dieſe Macht in der irdiſchreinen Liebe Gretchens, welche Fauſt mit ſeiner letzten Willenskraft und Teufelsgewalt befreien will. Auch dieſes Hauptmoment, dieſes irdiſche Band, das am Schluß der Fauſtſage den Himmel mit der Hölle verbindet, hat der moderne Dichter ganz überſehen. Sein Fauſt hat kein Gretchen. In dieſem Mangel liegt ein abermaliges großes Verkennen. Denn was, dem Inhalt und Sinn der Sage nach, Fauſten von der Erdenluſt, die er in ungeheuren Zügen genoſſen, die ihn aber nicht befriedigt hat — ſo wenig, daß dadurch nicht einmal der

Pact mit dem Satan ganz erfüllt worden — was ihm zuletzt von dieſer Luſt, die Fauſt ſelbſt im Genuß verachtet, übrig bleibt, iſt eben Gretchen, die Trägerin der reinen Erdenliebe, die in der Verführung und im Verbrechen ſich rein erhaltende und in der Todesnoth dem Himmel ſich übergebende Seele. Weil Gretchen iſt und gefangen iſt, kann Fauſt von der Erde nicht laſſen. Aber der Teufel übt ſeine Teufelskunſt und entrafft ihn. Wohin? Das iſt nicht darzuſtellen; denn die Fauſtſage iſt ihrem innerſten Weſen nach Fragment. Aber in das Nichts auf keinen Fall, denn Satan kann nicht vernichten. Faſſen wir aber das Einzelne, was hier über den wahren Sinn der Sage geſagt worden iſt, in eine geiſtige Summa zuſammen, ſo erhalten wir als Schlußgedanken die Frage: Wird es für Fauſtum, den der Teufel geholt, ein Drüben geben? womit wir auf den Anfang der Sage zurückgewieſen werden. Weil dieſer Anfang das grübelnde, Erkenntniß und Wahrheit ſuchende Denken des Subjects, ſo wird es nun ſo lauten müſſen: Hat Mephiſtopheles Fauſt's Denken zu Grunde gerichtet? Die Antwort lautet: Nein. Die Offenbarung aber und wahre Deutung der Sache möchte dieſe ſein: Ganz gleichgiltig nemlich iſt es, was, nachdem Beide, Fauſt und Mephiſto, auf ſchwarzen feuerflammenden Roſſen in die Lüfte zerſtoben ſind, nunmehr aus Fauſt's Daſein und ſeinem Denken geworden ſei oder werden könne; denn die fragmentariſche Geſchichte iſt jetzt in der That aus, und die allgemeine Betrachtung tritt ein. Fauſt hat ſich durch ſeinen Pact mit dem Böſen, auf deſſen mehres oder mindres Erfüll-

ſein es eben wieder nicht ankommt, alles Heiligen und Göttlichen begeben, ſo wie aller Segnungen deſſelben. Er hat die Wahrheit da geſucht, wo nur die Lüge hauſt. Sein Irren iſt ſeine Sünde. Aber dennoch iſt, weil er nun nicht mehr in Gott und in der Wahrheit iſt, ſein ganzes Daſein zur Lüge geworden, nach deſſen Bedeutung, Weſenheit, Fortſetzung und Folge man eben deshalb nicht ferner fragen muß. Aber weil ſein Irrthum der reine des Menſchſeins und Denkens iſt, ſo iſt der Inhalt ſeines Daſeins und ſeiner Schuld als ein rein geiſtiger der Menſchheit unverloren, und ſeine Geſchichte erſcheint mithin für dieſe als die allgemeine Geſchichte des im Denken und der Erkenntniß ſich verirrenden Subjects überhaupt. Wer kann noch zweifeln, daß dieſe Geſchichte nun ein allgemeines Eigenthum der Menſchheit wird? Wie Chriſtus, der Herr, der Aufgefahrene gen Himmel und ſeines Daſeins freiwillig ſich Enthebende, in dem Bewußtſein und durch das Bewußtſein der chriſtlichen Gemeine lebt und ewig lebt; ſo lebt Fauſt, der am Denken und an der Macht des Böſen Geſcheiterte, ewig in dem Selbſtbewußtſein aller nach Erkenntniß ſtrebenden Subjecte, deren mögliches Schickſal er in ſeinem Schickſal vorausverkündigt, die er aber darin vor dem verſteckten Walten des Böſen, vor der Nacht- und Höllenſeite aller Wiſſenſchaft gewarnt, denen er den Punct aufgezeigt hat, wo in der Welterkenntniß die Verdammniß hauſt. Er iſt verdammt, auf daß wir ſelig werden. Wer fragt noch nach Fauſtum, ſeinem Fleiſch und Blut und ſeiner armen Seele? Aber ſein Denken, ſeine Gedanken ſind

gerettet, sie sind unser, unsres Wesens, und sie zeugen sich fort von Geschlecht zu Geschlecht in unserer Wissenschaft und Poesie und ganzen weitergreifenden Erkenntniß."

„Einer solchen Ewigkeit in der denkenden Gemeinde würde jedoch die Faustsage entbehren, wenn sie das wäre, als welches sie in dem Gedicht Lenau's erscheint. Hören wir seinen Faust in folgenden kraftvoll-tiefsinnigen, aber unwahren Strophen verzweiflungsvoll, durstig nach dem Nichts, sich also äußern:

Ein unermeßliches Verlangen
Ist meinem Innern aufgegangen.
Erst war's ein glühendes Entbrennen,
Die Welt zu fassen im Erkennen;
Nun würde mir, geschöpft in vollsten Zügen,
Erkenntniß nimmermehr genügen.
Wenn ich die Welt auch denken lerne,
So bleibt sie fremd doch meinem Kerne,
In Einzelwesen kalt zertrümmert,
Wo keines sich des Andern kümmert.
So lang ein Kuß auf Erden glüht,
Der nicht durch meine Seele sprüht,
So lang ein Schmerz auf Erden klagt,
Der nicht an meinem Herzen nagt,
So lang ich nicht allwaltend bin,
Wär' ich viel lieber ganz dahin. —
Ha, wie das Meer tobt himmelwärts
Und wiederhallt in Dir, o Herz!
Ich fühl's, es ist derselbe Drang,
Der hier in meinem Herzen lebt,
Und der die Fluth zum Himmel hebt:
Die Sehnsucht nach dem Untergang;
Es ist das ungeduld'ge Zanken,
Hindurchzubrechen alle Schranken,
Im freudevollen Todesfalle
Zusammenstürzen Alle — Alle —

so faßt uns selbst ein Schauder des Denkens; denn solch' ein schrecklicher Sinn hauste niemals in der Faustsage. Faust ist freilich von Anbeginn der nach Erkenntniß Ringende, nach Wissen Durstige; aber so weit geht der Sinn dieses Ringens nicht, sich zu einem Mikrokosmus des Makrokosmos zu machen und der Brennpunct alles dessen zu sein, was im Himmel und auf Erden Strahlen wirft. Es ist die Eitelkeit der Zeit, die der einfach-großen Sage solche Interessen unterlegt. Und was wäre der Geist Gottes und der Welt, wenn das Erkennen selbst, das Ein und All der Schöpfung, sein Ende in dem Nichtsein fände!" —

„Hier endigt das erste von den blauen Fragmenten, Emanuel!"

„Ein großartiges Stück Philosophie, ich muß es gestehen, mein Theurer, und für eine Dame, dünkt mich, ganz außerordentlich; aber die Frauen sind heut' zu Tage zu Allem fähig. Ja es scheint ausgemacht zu sein, daß durch ein geheimnißvolles Wunder das Denken selbst auf einmal weiblich geworden ist. Doch lies mir auch nun, was auf dem zweiten blauen Blatt steht, mein Guter, damit wir die Trefflichkeit unsrer Unbekannten vollkommen erkennen." —

Das zweite Blaue führet die Aufschrift: „Panorama des Père la Chaise"; voran steht aber ein Gedicht: Am Ufer.

In dem wehenden
Grünen Gras,
Wo verwehendes
Blümchen was,

Wo die weidende
Heerde zog,
Wo sich duftende
Weide bog:

An dem blühenden
Uferrain
Stand das liebende
Kind allein,
Und am schallenden
Strom erklang
Meiner Lieblichen
Lustgesang.

Nachen gleitete
Still dahin,
Mägdlein kosete,
Gab sich hin —
Ei du labendes
Wellenkühl!
Ei du neckendes
Liebesspiel!

Und ein abendlich
Vöglein sang,
Als Treuliebste mich
Fest umschlang;
Leise schauernder
Abendwind
Blies von feuchtender
Höh' gelind. —

Und da sah' ich
Im grünen Gras,
Wo manch welkendes
Blümchen was. —
Ach du schauerndes
Lüftchen wehst!
Ach du trauerndes
Herz vergehst!

„Charmant, charmant, ſo recht mittelalterlich-romantiſch, ſo recht in der Sangesweiſe des Herrn Walter von der Vogelweide! Aber nun das Panorama? Wie ſoll ſich dieſes mit dem winzigen Gedichtchen reimen?“ —

Laß ſehen:

„Nicht der Louvre, nicht die Tuilerien, nicht der Grèveplatz, nicht das Palais Royal mit ſeinen Bazars, Limonières und Griſetten; nicht die Champs Élysées mit ihren zierlichen Anlagen, nicht Verſailles und das Hölzchen von Boulogne, ſo claſſiſch für Piſtolen und Stoßdegen, nicht der Boulevart mit ſeiner ambulirenden ſchönen Welt, nicht der Pont Neuf mit ſeinen alten Erinnerungen, nicht Notre Dame mit ſeinen ſchauerlichen Kreuzgängen und Glockenſtühlen, nicht der Telegraph, die Vendômeſäule und die nunmehr ausgeſtopfte Giraffe — ſondern Père la Chaise iſt der Glanzpunct und das Herz von Paris. Freilich ein dunkler Glanz zwiſchen Cypreſſen und ängſtlich duftenden Nachtvioleu, und ein großes, gewaltiges Herz, das ausgeſchlagen! Aber was drunten liegt unter dieſen unendlichen Hügelreihen, die wie Wellen eines ſchwarzen Stromes ſich berühren, das iſt die Perle Frankreichs und die Leibgarde Freund Hein's.“

„Kein Anblick ſchlägt gewaltiger an das Menſchenherz, als ein Kirchhof. Warum? Weil jeder, wenn er da iſt, an den Tod denkt? Nein, das wäre ein armſeliger Philiſter, der auf dem Kirchhof an ſein ſelig Ende dächte. Daran kann jeder am beſten denken zu Hauſe, beim Champagner, Punſch, Weißbier, bei Brot oder Paſtete, bei Hitze oder Froſt, bei Freude oder Langeweile, auf dem

Ball, im Theater, auf der Promenade, bei all den tauſend Gelegenheiten, wo der Stoff zu arm und dürftig iſt, um etwas Andres dabei zu denken — nur nicht auf dem Kirchhofe. Auf dieſem denkt man entweder gar nicht — wenn man nemlich überhaupt keines Gedankens mächtig iſt, oder an Alles, was die Welt bewegt, den Geiſt entzündet, das Herz durchzuckt, an alle Vergangenheit, Zukunft, Gegenwart, an alle Qual und Luſt des Erdendaſeins, an das Höchſte und Gemeinſte, an Himmel und Hölle, an Liebe und Haß, an Feindliches und Freundliches, an alle Widerſprüche menſchlichen Seins und Denkens und ihre Löſung, an alle Räthſel und Charaden des Lebens, an alle alten Mährlein von Freuden, Klagen, Hochzeiten und großer Arbeit, wie im Nibelungenliede ſteht. Der Kirchhof iſt der Ort, wo der Menſch, wenn er nicht ein Klotz iſt, humoriſtiſch wird, d. h. den Himmel mit der Erde, das Unendliche mit dem Endlichen, das Herrlichſte mit dem Gemeinſten verbindet; der Kirchhof iſt der Ort, wo einer ſpüren kann, ob er Gedanken in ſeinem Kopfe hat — und wer keine hat, der fahre lieber ſpazieren, beſuche Concertes, ſehe den Maskenball und rauche eine Cigarre. Der Kirchhof iſt der Ort, wo der Menſch leiſe in den Schacht ſeines eignen Gemüths hinabſteigt, wie der Bergmann mit dem Grubenlicht, wo er mit dem Schädel Yorik's ſpielt und dabei von dem Zweifel zerriſſen wird; wo er über Alexander den Großen ſcherzt, deſſen Leib ein Spundloch ſtopft, und dabei ſein theuerſtes Hoffen, ſeligſtes Träumen, ſüßeſtes Erinnern — mit einem Wort die Ophelia ſeines Herzens neben den zahlloſen Todten

rings umher einsargt. Der Kirchhof ist der Ort, wo der Mensch größere Menschen, als er selbst ist, mit Füßen tritt, und dafür die Qual erdulden muß, daß ihn Gedanken nicht frei lassen."

Père la Chaise ist aber der schönste Kirchhof in der Christenheit. Hier schlummern die Blüten von vier Jahrhunderten von dem herrlichen Baume Frankreich. Hier ruhen liebliche Frauen, die nicht blos Toilette, sondern auch Epoche machten; hier schlummern alte Weise, tiefe Denker, tapfere Connetables, herrliche Dichter, Prinzen, die Könige hätten werden sollen, Royalisten, Republikaner; hier schlummert St. Simonismus, Juste Milieu und Doctrin, Berg und Gironde, Papist und Hugenott. Hier schlummert das Jahrhundert, welches die Sünde begangen, und jenes, welches sie bestrafte; hier schlummert das siècle Louis XIV. und Louis XV., und die Asche jenes Mannes, dem es Europa verdankt, daß es heute Friede ist. Friede! Ein schönes Wort! Auf Père la Chaise ist stiller, tiefer, ewiger Friede!"

„Es war eine überaus glückliche Idee von dem Herrn Burford, ein Panorama von Père la Chaise in London aufzustellen. Was sollen uns die ewigen Panoramen von Wien, Constantinopel, Amsterdam, Neapel, Petersburg, der Capstadt? Eine Stadt sieht — Alles in Allem genommen — aus wie die andre: große und kleine Häuser, große und kleine Menschen, Kaufleute, Obelisken, Kirchen, Barbiere, Reitpferde, Militair, Studenten, Weinstuben, Kaffeehäuser, Barrieren, viel Erde, wenig Himmel, Versuche der Gasbeleuchtung, Fiaker, im Hintergrunde ein kleiner Berg, eine große Vogelstange,

ein Dampfſchiff, wenn Waſſer da iſt, eine Windmühle, wenn keins da iſt, Spaziergänger, Kinderwagen, fröhliche Jugend, ernſtes Alter, aufſtrebende Plane und gebrochene Herzen. Das iſt das Kurze und das Lange davon. Aber Père la Chaise! Welche Ausſicht, wenn man es verſteht, in's Innre der Erde zu ſchauen! Und über ihr wie grün, wie herrlich geſchmückt mit Kränzen und Blumen, mit zahlloſen Guirlanden, mit weißem Kiesſand, der im Mondſchein funkelt, mit Roſen, Lilien, Glockenblumen, Veilchen, Immortellen, mit Denkmälern aus Erz und Marmor, mit tiefſchattigen Baumgruppen, welche Blüten regnen! Père la Chaise, Du haſt — wie einſt der ſelige Cuvier, auch einer Deiner Bewohner, ſagte — das Weſen; der Qualm der Städte hat nur den Schein.“ —

Und das wäre denn die Kirchhofepiſode unſerer Dame, die mir ein Allerweltsgenie zu ſein ſcheint; denn ſie ſchwatzt über Alles, was ihr unter die Hände kommt. Und ſo wären wir denn mit dieſen Fragmenten zu Ende. Doch halt, hier findet ſich noch ein kleines fleiſchrothes Schnitzelchen. Was Teufel iſt das? Das iſt ja baarer, blanker Unſinn, ein abgeriſſener Fetzen wohl gar aus der „Farbenlehre“?

„Lies, lies den Fetzen, mein Guter!“

„Nun da haſt Du ihn! Das Portrait eines angeſehenen Theologen war von einem Künſtler, welcher praktiſch beſonders gut mit der Farbe umzugehen wußte, vor mehren Jahren gemalt worden. Der hochwürdige Mann ſtand in einem glänzenden Sammetrocke da, welcher faſt mehr als das Geſicht die Augen der Anſchauer auf ſich zog und ihre

Bewunderung erregte. Indeſſen hatte das Bild nach und nach durch Lichterdampf und Staub von ſeiner erſten Lebhaftigkeit Vieles verloren. Man übergab es daher einem Maler, der es reinigen und mit reinem neuen Firniß überziehen ſollte. Dieſer fängt nun ſorgfältig an zuerſt das Bild mit einem feuchten Schwamm abzuwaſchen; kaum aber hat er es einige Mal überfahren und den ſtärkſten Schmutz weggewiſcht, als zu ſeinem Erſtaunen der ſchwarze Sammetrock ſich plötzlich in einen hellblauen Plüſchrock verwandelt, wodurch der geiſtliche Herr ein ſehr weltliches, obgleich altmodiſches Anſehen gewinnt. Der Maler getraut ſich nicht weiter zu waſchen, begreift nicht, wie ein Hellblau zum Grunde des tiefſten Schwarzes liegen, noch weniger, wie er eine Laſur ſchnell könne weggeſcheuert haben, welche ein ſolches Blau, wie er vor ſich ſah, in Schwarz zu verwandeln im Stande geweſen wäre. Genug, er fühlte ſich ſehr beſtürzt, das Bild auf dieſen Grad verdorben zu haben; es war nichts Geiſtliches mehr daran zu ſehen, als nur die vielgelockte, runde Perücke, wobei der Tauſch eines verſchoſſenen Plüſchrocks gegen einen vortrefflichen neuen Sammtrock durchaus unerwünſcht blieb. Das Uebel ſchien indeſſen unheilbar, und unſer guter Künſtler lehnte mißmuthig das Bild gegen die Wand und legte ſich nicht ohne Sorgen zu Bette. Wie erfreut aber war er den andern Morgen, als er das Gemälde wieder vornahm und den Sammtrock in völligem Glanze wieder erblickte. Er konnte ſich nicht enthalten, den Rock an einem Ende abermals zu benetzen, da dann die blaue Farbe wieder erſchien und nach einiger Zeit wieder ver-

ſchwand. Als ich Nachricht von dieſem Phänomen erhielt, begab ich mich ſogleich zu dem Wunderbilde. Es ward in meiner Gegenwart mit einem feuchten Schwamm überfahren, und die Veränderung zeigte ſich ſehr ſchnell. Ich ſah einen zwar etwas verſchoſſenen, aber völlig hellblauen Plüſchrock, auf welchem an dem Aermel einige braune Striche die Falten andeuteten. Ich erklärte mir dieſes Phänomen aus der Lehre von den trüben Mitteln.“ —

„Ah ſo, meine fragmentariſche Dame! Nun ſo wüßten wir ja zu guter Letzt auf einmal, wie wir mit Ihnen daran ſind. Sage mir, Emanuel, merkſt Du noch nicht, wie es eigentlich mit unſerer unbekannten Verfaſſerin ſteht? Vermutheſt Du nicht etwas aus den Göthe'ſchen „„trüben Mitteln,““ bei welchen ſie abbricht?“

„In der That, mein Theurer, ich hege noch keine beſtimmte Vermuthung, es müßte denn dieſe ſein, daß ich ſie früher für jung, jetzt aber für bereits etwas ältlich halte.“

„Und ich, mein Beſter, halte ſie weder für jugendlich, noch für ältlich, ſondern für verrückt.“

„Verrückt?“ rief Emanuel. „Nimmermehr! Wie könnte ein verrücktes Weſen ſo genial ſein!“

„Und ich wiederhole es Dir, Emanuel, die Dame iſt, trotz aller Genialität, nicht ein wenig, ſondern ganz und gar wahnſinnig. Denn Wahnſinn, mein Theurer, iſt das ganz unbedingt zu nennen, wenn man aus einem ſchwarzen Sammtrock und einem blauen Plüſchrock vermöge hinzukommender trüber Mittel ein Fragment zuſammengeſtoppelt, welches genial ſein will, ganz abgeſehen

von der verrückten Art und Weiſe, wie dieſes Fragmentenpacket, womit wir uns ganz unnöthiger Weiſe den ſchönen Morgen verdorben haben, an ſeinen Adreſſaten gelangt iſt. Wäre ich an Deiner Stelle, Emanuel, ſo würde ich die ſämmtlichen Fragmente, gelbe, blaue und fleiſchrothe, auf demſelben Wege wieder hinausſpediren, wie ſie zu mir hereingelangten, und mich darum ſo wenig kümmern, wie um ihre Verfaſſerin." —

„Ich werde mich bedenken, Theurer," ſprach der Dichter. „Für's Erſte laß uns ein Glas Wein trinken; denn die Fragmente haben uns gewiß durſtig gemacht." —

Mitten aus der gelben Tiefe des unabſehbaren Brandenburgiſchen Sandmeers erhebt ſich wie eine blühende Oaſe das kleine Städchen — ow, ein Ort, der wenig mehr als 800 Einwohner faßt, welche von der Bereitung des vielbeliebten Uckermärkiſchen Stangentabaks und nebenbei von dem Vertrieb einiger officinellen Kräuter nach der Hauptſtadt leben, deren Abſatz durch den ſchon von Goethe gerügten Umſtand, daß in der Mark Brandenburg Alles gleich getrocknet aufkeimt, bedeutend erleichtert wird. Was das Städtchen — ow ſelbſt betrifft, ſo liegt es in einem nicht allzugeräumigen Thalkeſſel oder ſogenanntem Sandfall, iſt nach allen Seiten der Windroſe hin von hochſtämmiger Kartoffelwaldung umgeben, zwiſchen welcher ſich hin und wieder, gleich einſamen Hochwächtern, einzelne Fichten- und Kieferſtämme erheben, das ſchlanke Kartoffelgewächs noch weit überragen, und den blauen Himmel mit ihren dunkelgrünen, ſtets umrauſchten Wipfeln berühren.

So beſchaffen ſind die Umgebungen des Städtchens — ow, wohin wir, der Reſidenz den Rücken wendend, den geneigten Leſer uns zu folgen bitten.

Die lange Hauptstraße, welche diese gottgeliebte und ihrem Königshause musterhaft getreue Fabrikstadt in gerader Linie durchschneidet, führt den Namen der Schafgasse. Durchwandert man diese Schafgasse in der Richtung von Osten nach Westen bis dahin, wo die letzten Häuser stehen, bewohnt von brandenburgisch-flachsköpfigen Bajaderen mit kurzen Röcken und röthlichen dicken Waden — so findet man sich endlich vor einem dunklen, etwas höher gelegenen Hause, welches an Größe die sämmtlichen Wohngebäude von — ow bei weitem übertrifft, mit Ausnahme etwa der Kirche und des mitten auf dem ungepflasterten Marktplatz befindlichen Rathhauses. Sinnend steht der Betrachter vor diesem dunklen Hause und weiß nicht, was er daraus machen soll. Ist es eine Tabaksfabrik? Man bemerkt aber in seiner Nähe nichts von diesem edlen Kraute. Ist es eine Caserne? Es befindet sich aber, wegen der vollkommnen Loyalität der Bürger, in — ow kein Militair. Ist es vielleicht der Eisenbahnhof? Nein, denn die Eisenbahn wird diesen Theil der preußischen Monarchie nicht berühren. Ist es etwa das Zucht- und Correctionshaus? Man sollte dies aus den vielen vergitterten Fenstern schließen. Aber nicht doch; es gibt in diesem landräthlichen District weder Diebe noch Vagabunden. Sollte es wohl gar das Stammschloß des Hauses Hohenzollern sein, oder eine vorläufig angelegte Telegraphenwarte zur Unterhaltung des freundlichen Geheimverkehrs jenes erlauchten Fürstenstammes mit dem Hause Orleans? Möglich, aber nicht wahrscheinlich. Dem erstaunten Betrachter öffnet sich ein Feld von Vermuthungen, so unab-

fehlich wie die kartoffelbewachsene Sandebene selbst. Aber es bleibt bei den Vermuthungen; die schwarzen verräucherten Steine des dunklen Hauses reden und zeugen nicht; rings um das ahnungsvolle Gebäude lagert sich die Nebelkappe des Räthsels und Geheimnisses, um so geheimnißvoller, da das Gebäude halbversteckt wird durch eine hohe, weißliche Mauer, welche dasselbe im wohlconstruirten Viereck nach allen vier Himmelsgegenden umgibt. In der Mitte der Mauerfaçade bemerken wir ein schwarzes, eisenbeschlagenes Thor, und aus dem innern Hofraum ragen zu beiden Seiten dieses Thorwegs empor zwei schön gewipfelte, dicht belaubte Lindenbäume, welche unter diesem Himmelsstrich als wahrhafte Pflanzenwunder angesehen werden können, deren Wachsthum und Gedeihen in diesem Regierungsbezirk eins der außerordentlichsten und unlösbarsten Probleme der Botanik ausmacht. —

Es war an einem frühen, regnigten Septembermorgen — die Kirchthurmuhr von — ow schlug gerade fünf — daß ein ungestalter, mit zwei trägen Bauerpferden bespannter batardenähnlicher Halbwagen langsam und polternd die Schafgasse hinabrumpelte. Das altfränkische Fuhrwerk erregte trotz der frühen Morgenstunde die Aufmerksamkeit der kaum vom Schlaf erstandenen Bewohner. Denn in ganz — ow besaß kein einziger Bürger einen Kutschwagen, nicht einmal der Bürgermeister; ja der Landrath selbst, wenn ihn seine Berufsgeschäfte einmal nach der Schafgasse führten, bediente sich zu seinem Fortkommen nur eines sogenannten Hamburgers ohne Verdeck und Stahlfedern. Daher kam es, daß, von dem schläfrigen Gerumpel der großväterlichen

Batarde angelockt, manch ein bezipfelmütztes Ackerbürgerhaupt aus den Pfennigfenstern seiner unansehnlichen Erdgeschoßwohnung herausschaute, während kleine barfüßige Knaben mit großen Butterschnitten in den Händen sich neugierig vor den Hausthüren aufpostirten.

Daß die Butterschnitten der armen Jungen beregnet wurden, und die heranrumpelnde Kutsche nichtsdestoweniger die Neugier der hoffnungsvollen Barfüßer nicht im gehörigen Maaße befriedigte, gehörte zu den Tücken und Chicanen des Zufalls, denen Alles preisgegeben ist, was Mensch heißt, sogar die — ower Ackerbürgerjugend. Die niedrig hängenden Septemberwolken formirten sich immer malitiöser; die Tropfen fielen immer ansehnlicher, die Zipfelmützen der ehrsamen Einwohner von — ow wurden immer feuchter, und die Kutsche, dieses altmodische Frühproblem der guten Schafgasse, zeigte sich beim Vorüberrumpeln so von allen Seiten fest verschlossen und verhängt, daß Argus selbst mit seinen hundert Augen sich vergebens bemüht haben würde zu ergründen, wer darin saß. Selbst von der Person desjenigen, der vom himmelhohen Kutscherbock aus die träge Maschine in Bewegung setzte, war nichts zu erkennen als der ungeheure, breitkrämpige, tief in die Augen gedrückte Kutscherhut von Wachstuch und der graue, dicht bis über die Ohren zugeknöpfte Regenmantel, dessen unzählige, sich gleich den Ringen eines in's Wasser geworfenen Steines immer vergrößernde Ueberschlagkragen sich mit rosenröthlichen, ein wenig verschabten Schnüren eingefaßt zeigten. Dieser schläfrige, von der Tracht seines Gewerbes ganz eingehüllte Rosselenker war es der den alterthümlichen Staats-

wagen durch die Reihe der Butterſchnitten und Zipfelmützen hindurch bedächtig bis über das Weichbild der Schafgaſſe hinauslenkte, bis er ihn endlich eben vor dem ſchwarzen Mauerthorweg jenes räthſelhaften dunklen Hauſes halten ließ. Hier hörte man den vermummten Kutſcher dreimal kräftig mit der Peitſche knallen, auf welches Zeichen ſich ſofort wie von unſichtbarer Hand die Thorflügel öffneten, den Wagen ſammt Roſſen und Lenker einließen, und ſich ſodann ſeufzend und dröhnend wieder hinter ihm zuſchloſſen. Nur einige wenige Mitglieder der — ower Straßenjugend hatten dem ſeltſamen Fuhrwerk bis hierher zu folgen gewagt. Als dieſe jedoch bemerkten, daß das Reiſeziel kein anderes war, als das obenerwähnte geſpenſtige Haus, wichen ſie, gleich dem Oreſtes im Eumenidenhain von heiliger Scheu ergriffen, furchtſam zurück, und zerſtreuten ſich, um ihre betröpfelten Butterſchnitten in einer weniger unheimlichen Nähe aufzuzehren. — Wir aber bitten den Leſer, welchem ſicherlich mehr an einer belehrenden Notiz über die Caroſſe und ihrer Beſtimmung, als an den — ower Gaſſenbuben gelegen iſt, uns in's Innere des einſamen Gebäudes zu folgen.

Vor dem Hauſe, deſſen Eingang mit einer Art von niedriger Freitreppe geziert iſt, ſehen wir den noch ungeöffneten Reiſewagen halten. Der träge Kutſcher iſt im Begriff, ſo ſchnell, als es ſeine Natur und ſeine Vermummung erlauben, vom Bock herabzuſteigen. Es zeigt ſich noch kein Menſch in dem weiten, nur an einigen Stellen gepflaſterten, aber mit hohem wuchernden Gras überwachſenen Hofraum, mit Ausnahme einer Schildwache,

welche, in träumerische Gedanken, in Soldatensehnsuchtsgedanken vertieft, mit dem Gewehr auf der Schulter langsam vor ihrem schwarz und weißgefleckten Schilderhause auf und nieder wandelt. Ein großer, zottiger Wolfshund läuft schnobernd im Hofe herum und benagt, als ein untrüglicher Wetterprophet, die hohen Spitzen der Grashalme. Hier und dort hüpfen einige graue Sperlinge und picken auf die harten Pflastersteine nach einem Körnchen Futter. Endlich öffnet sich die Thür des dunklen Hauses; zwei Männer treten heraus und nähern sich dem Kutschenschlag. Der Voranschreitende dieser Männer ist von hohem, kräftigen Wuchs, den Jahren nach ein Funfziger, von gebräuntem Gesicht, spärlichem Haupthaar, strengen Zügen. Auf seinem Haupte sitzt ein schwarzes Käppchen. Er trägt einen langen grauen Ueberrock, ein schwarzes anschließendes Beinkleid und breite Schuhe mit großen silbernen Schnallen. Er führt ein spanisches Rohr von mäßiger Stärke in seiner Rechten, welches man eher für ein hergebrachtes Attribut seines Standes und Berufes, als für eine der Person unentbehrliche Stütze zu halten sich veranlaßt fühlen möchte. Der zweite Mann hat ganz das Ansehen eines alten Dieners oder Hausvoigts. Seine Kleidung ist eine halbofficielle blaue Jacke mit gelben Metallknöpfen und ein grünes Käppchen nach Art der Hausknechte. Der Mann im grauen Ueberrock nähert sich mit raschen Schritten dem Wagen und öffnet mit Beihilfe des nun auch herabgestiegnen Kutschers dessen Schlag. Eine feine näselnde Stimme läßt sich nun in dem weiten Bauche der Caresse vernehmen: „Wollen

Ew. Durchlaucht die Gnade haben auszusteigen." Der Mann in Grau rückt an seinem Käppchen und streckt die kräftige Rechte in den Wagenschlag; von dieser unterstützt, sieht man nun eine stattliche, etwas corpulente Dame im Reiseanzug zum Vorschein kommen, welcher eine wundersam kleine, hüpfende Mannsfigur auf dem Fuße folgt. Die Dame begrüßt den Grauen mit einem leichten, gnädigen Kopfnicken. „Ich hoffe, mein Herr Castellan, daß meine Zimmer in Bereitschaft sind." Als der Graue diese Frage mit einer kurzen Verbeugung beantwortet, wendet sich die Dame an das kleine hüpfende Mannsbild: „Meinen besten Dank, Herr Marquis, für Ihre unterhaltende Begleitung nach meinem Stammschloß; ich stelle es Ihnen frei, ob Sie hier auf der Burg meiner Väter, wo ich nach so vielen Stürmen des Lebens endlich ein bleibendes Asyl gefunden zu haben glaube, eine Zeitlang mein Gast sein wollen." Der Kleine ergreift die huldvoll dargebotene Rechte der Dame und berührt ihren Handschuh mit seinen Lippen. „Belieben Ew. Durchlaucht mir zu folgen," spricht nun der Graue mit einer Miene, in welcher sich Dienstergebenheit und ein Schein von Ehrfurcht auf seltsame Weise mit der Ironie eines überlegenen Lächelns vermischen. Die Dame folgt mit würdevoller Haltung, ohne ein Wort zu sagen, dem Grauen; der Kleine hüpft hinterdrein, und bald schließt sich die knarrende Hausthür hinter dem abenteuerlichen Kleeblatt. Nur der alte Hausvolgt steht noch überlegend auf der Freitreppe und legt, wie ein Mensch, der mehr weiß, als andere Leute, den Finger an die Nase.

„Pst, Pst, Herr Martin!" ruft jetzt im gedämpften

Tone die ambulirende Schildwache; seid doch so gut und kommt ein wenig näher, ich darf meinen Posten nicht verlassen und möchte mit Euch ein Wörtchen reden." Martin nähert sich mit vieler Haltung und Zurückhaltung der Schildwache.

„Nun, guter Herr Martin," spricht der Soldat, ich biet' Euch einen guten, wiewohl etwas feuchten Morgen. Bei solchem feuchten Nebel schadet ein Schlückchen Wachholder nicht, das ich Euch in der Wachtstube vorsezen will, sobald mich der Sergeant ablöst. Seht, Alterchen, ich habe da so meine eigne Betrachtung über den alten Rumpelkasten dort, und da ich der Meinung bin, daß Ihr wohl besser wißt als andere Leute, was hier in dem alten räucherigen Neste für curiose Dinge vorgehen und für curiose Leute ein- und ausgehen, so denk' ich in meinen Gedanken, es wäre wohl ersprießlich, wenn Ihr mir eine kleine Mittheilung über den alten Rumpelkasten machen und mir kurz und gut bei einem cameradschaftlichen Morgentrunk Auskunft geben wolltet, was das wieder für ein vornehm aussehendes Gesindel ist, das der Bauch der alten wurmstichigen Baracke so eben ausgespieen hat." —

„Camerad, Du fragst sehr dreist," erwiederte der Hausvoigt mit der Miene der Wichtigkeit und des Tadels, „um so dreister, da Du jezt auf dem Posten stehst. Und ich sollte Dir billig auf eine so vorlaute Zumuthung gar keinen Bescheid ertheilen. In Ansehung jedoch Deiner Unwissenheit und unserer vieljährigen Bekanntschaft, so wie des guten Trunks Wachholder, der Dir, wie ich wohl weiß, in Deiner Feldflasche

ſelten ausgeht, will ich ein Uebriges thun, und Dir vorläufig einige oberflächliche Eröffnungen machen. Mit wenigen Worten alſo: Der Staatswagen von dem Du in ſo unangemeßnen Ausdrücken redeſt, iſt die Caroſſe der Frau Herzogin von Monte Blanco Maria da Gloria Monſignore Benvenuto Cellini, und die corpulente, leutſelige Dame, welche Du in Deiner Dummheit haſt ausſteigen ſehen, iſt eben Niemand Anderes als die Frau Herzogin von Monte Belluno di Ragusa nel Caſtiglione u. ſ. w. ſelbſt. Jene kleine Mannsperſon aber, welche, einem Vöglein vergleichbar, Du der Frau Herzogin in's Haus haſt nachhüpfen ſehen, war der Marſchall Marquis von Oiſeau, ein gedienter und verdienter Feldherr, welcher die ſämmtlichen Feldzüge unter Napoleon mitgemacht hat, nun aber die ehrenwerthe Stelle eines Oberſthofmeiſters der Frau Herzogin von Bonaventura Capello Maddalena di Caſtellamare u. ſ. w. verdienter Maaßen bekleidet. Wirſt Du das begreifen, geliebter Dickkopf!"

„Das ſind verteufelt lange Titel, Herr Martin," verſetzte die Schildwache, „und es gehört ein ſo gutes Wachholdergedächtniß dazu, um ſie zu behalten, wie das Eurige. Aber mit Eurem Verlaub zu fragen: Was wollen denn die Frau Herzogin von Maria Maddalena nebſt Dero Oberſthofmeiſter und Marſchall hier im" —

„Laß das Wort nicht aus Deinem Munde gehen, Böſewicht!" rief der Hausvoigt gebieteriſch. „Ich ſage Dir, Du verkennſt in Deiner Thorheit und mangelhaften Welterfahrung die wahre Natur dieſes Hauſes, welches keine andere Bedeutung hat, als das Stammſchloß zu ſein der Frau Herzogin von Maſaniello Benvenuto e

Maladetto Fra Diavolo, als welchen uralten Familiensitz sie nach langer Abwesenheit in fremden Landen nunmehr den Sommer über, und in Ansehung der schönen Gegend vielleicht auf Lebenszeit zu bewohnen gedenkt." —

„Nun, Gott behüt' Euch, Herr Martin!" sagte die Schildwache. „Ich 'glaub's ja herzlich gern Alles, was Ihr da erzählt; ich habe aber bis diese Minute immer gedacht, das alte Rattennest dort mit den vergitterten Fenstern wäre das Narrenhaus, und ich bin, mit Respect vor Eurer Einsicht, immer der Meinung gewesen, daß es mit den Herzögen und Herzoginnen, die hier um Prenzlow ihre Stammschlösser suchen, seinen ganz besonderen Haken hat." —

„Du bist ein Esel gewesen in allen Deinen Meinungen und Gedanken Dein Lebelang, und wenn Du mich in Deiner beispiellosen Unwissenheit und Verblendung nicht allzusehr jammertest, so würde ich fürderhin keine Sylbe mehr an Dich verschwenden. Ich sage Dir, Dickkopf, daß ich, als Seneschall des Hauses, die Verhältnisse besser kennen muß. Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß hier in diesem einsamgelegenen Sommerpalaste zu verschiedenen Zeiten sehr verschiedenartige hohe Herrschaften logirt haben; so z. B. vor dreißig und einigen Jahren die Prinzessin von Navarra, welche mich zuerst als Leiblaufjunge in ihren erhabenen Dienst accredirte, und deren hoher Gnade ich lediglich den hohen Posten verdanke, welchen einzunehmen mich der Gouverneur des Platzes für würdig hielt. Es ist auch nicht in Abrede zu stellen, daß noch gegenwärtig sehr viele andere Herrschaften aus Nord und Süd diesen Platz bewohnen;

allein im wahren Sinn des Worts und ganz unbestritten gehört dies unendlich weitläufige Gebäude, welches noch viele Hunderte höchster Herrschaften nebst ihrem Gefolge aufnehmen könnte, doch als ursprüngliches Familieneigenthum der Frau von Malta Minorca di Lago Maggiore e Mare Adriatico, welche diesen ihren hohen und ehrwürdigen Stammsitz erst vor wenigen Minuten mit ihrer Gegenwart zu erfreuen geruht hat, deren zahlreiches Gefolge Du, mein lieber Dickkopf, sehr bald in unzähligen Carossen wirst eintreffen sehen. Denn es soll hier baldigst auf Kosten der Frau Herzogin ein auserlesenes Fest gegeben werden, bei welchem Ihro Durchlaucht die übrigen hier anwesenden Herrschaften alle als ihre Gäste sich präsentiren lassen und sie demgemäß bewirthen werden. Doch das sind Ereignisse, die Deine Capacität bei weitem übersteigen, mein guter Landwehrmann, und es ist gewiß zuträglich für Deinen schwachen Verstand, daß vorher der Sergeant mit der Ablösung kommt und Dich Deiner Dienstpflicht entbindet, um Dir den stärkenden Trost der Wachholderflasche wieder näher zu rücken. Demungeachtet werde ich, als gewandter Weltmann, Deine Einladung nicht verschmähen, und Dir in einer Viertelstunde beim Frühstück in der Wachtstube Gesellschaft leisten."

Mit diesen gravitätischen Worten und noch mit gravitätischeren Geberden entfernte sich der würdige Hausvoigt des Stammschlosses der Frau Herzogin von Maria Maddalena Masaniello u. s. w., indem er im Hochgefühl überlegener Einsicht und Weltklugheit eine ungeheure Prise aus seiner teilerförmigen Dose nahm. Die Schild-

wache aber murmelte, bei Annäherung des Sergeanten in's Gewehr tretend, halblaut vor sich hin: „Nun, Gott, bewahre jeden Christenmenschen vor Herzogstiteln und Stammschlössern, und erhalte ihm seine fünf Sinne!“—

Wir begeben uns von dem grasbewachsenen Hofraum, wo wir so eben das curiose Gespräch zweier alten Bekannten belauschten, nunmehr in das Innere eines nicht allzugeräumigen Zimmers in dem geheimnißvollen Hause selbst. Wir finden in diesem mit einiger Sorgfalt meublirten Gemach die corpulente Dame, die uns Freund Martin als eine italienische Herzogin bezeichnet hat, auf dem Sopha sitzend, im nicht unangenehmen Reisenegligee. Die Dame, eine Vierzigerin von sehr ansprechendem, repräsentirenden Aeußern, schwitzt außerordentlich und trocknet sich das volle Gesicht unaufhörlich mit einem gestickten Schweißtuch. Zu ihren Füßen lagert ein dicker Mops, das verhäßlichte Seitenstück zu seiner hohen Gebieterin. Zwei Schritte von dem Mops sitzt auf einem altväterischen Polsterstuhl die winzige Gestalt unseres alten Bekannten, des Marquis d'Oiseau, den wir auch diesmal nach seiner Gewohnheit in voller Gallakleidung finden. Es ist derselbe zimmetbraune Frack, den er trägt, in welchem er, wie sich der Leser erinnern wird, vor nicht gar langer Zeit den Dänenprinzen Walter und den unglücklichen Dichter Bruno in den Thiergarten begleitete. Sein seidenes Beinkleid ist nagelneu; seine Schuhschnallen funkeln comme à l'ordinaire. Als ein höchstseltsames

und bewunderungswürdiges Stück Arbeit iſt aber ſein Gilet zu betrachten. Es iſt daſſelbe von dunkelſtahlblauem Atlas, und wie man auf andern Individuen derſelben Gattung Sterne, Blumen und Arabesken geſtickt findet, ſo iſt das Gilet des Marquis mit kleinen buntfarbigen Vögelgeſtalten beſäet, welche die Geſchlechter, zu denen ſie gehören, auf das vollkommenſte und lebendigſte repräſentiren. So erblickt man unmittelbar auf der Stelle des Herzens einen ſcharlachrothen Flamingo mit ausgeſtrecktem Halſe, während um die Nabelgegend zwei ſilberweiße Schwäne in anmuthigſter Lebendigkeit auf einander zuſchwimmen. Die mächtigen Seitentaſchen zeigten im alten Bourbonenſchnitt eine Anzahl kleineren Gevögels im bunten Durcheinander, als grüne Zeiſige, rothe Dompfaffen, gelbe Canarienvögel, bunte Stieglitze und Eisvögel, alle in ihrer natürlichen Bildung; in der Gegend des Halſes aber, da, wo nach dem hofmäßigen Weſtenſchnitt mittels zweier Heftel der Kragen des Gilets ſich knapp und eng an die ſchwarze Sammtcravatte anſchließt, waren auf beiden Seiten des Kragens zwei farbenfunkelnde Paradiesvögel dargeſtellt, welche die goldenen Heftel und Schlingen im Schnabel zu halten und ſie dergeſtalt zu vereinigen ſchienen. Kurz, dies Gilet war unſtreitig eines der größten Meiſterſtücke der Seidenwebekunſt, und eines Mannes vollkommen würdig, deſſen Inneres als der Altar der reinſten Wiſſenſchaftlichkeit und makelloſeſten Unterthanentreue zu betrachten war. Die kleine Geſtalt dieſes merkwürdigen Menſchenſöhnchens, in welchem ein feſter und regſamer Geiſt wohnte, nahm ſich auf dem hochbeinigen Polſterſtuhl

aus wie ein bunter Nußknacker, den ein spielendes Kind vor sich hinpostirt hat, um sich an seinen fabelhaften und carikirten Körperformen zu ergötzen. Er baumelte mit seinen dünnen Beinchen, die bei weitem nicht den Erdboden erreichten, hin und her, und fixirte, den Claque unter dem linken Arme, die in Schweiß zerfließende Frau Herzogin mit einem Blick der Aufmerksamkeit und Theilnahme. Die Letztere nahm nach einer ziemlichen Pause endlich das Wort: „Marquis, mein einziger Freund," sprach sie, „ich bemerke, daß Sie da ein ausgezeichnet schönes Gilet tragen. Ist das auch etwa ein letztes, theures Heiligthum, das Sie aus dem Schiffbruch Ihres Lebens gerettet haben? Ich bin der Meinung, daß, wenn die Erinnerung, die sich mit diesem schönen Stück Arbeit verbindet, so heilig und ehrwürdig ist, als die Arbeit sebst köstlich ist, dieses bewundernswürdige Gilet einen unermeßlichen Werth fur Sie haben muß." —

„Durchlauchtige Frau Herzogin," entgegnete der Marquis, „indem er seine kleinen beweglichen Beine in ehrfurchtsvollen Ruhestand versetzte, „mein Leben ist reich an tiefen, schmerzlichen und heiligen Erinnerungen, und es bedarf nicht eines armseligen Kleidungsstücks, um sie bis an mein Grab in meinem Herzen lebendig zu erhalten. Ich habe einen König verjagen, seine Familie in's Elend der Verbannung stürzen sehen, dem ich nächst der Gottheit unter allen existirenden Wesen, zeugenden und erzeugten, die größte Ehrfurcht erwies; ich habe meine eignen Angehörigen in die Welt hinausschweifen, Elend erdulden, verzweifeln sehen; ich habe gesehen, wie das Schloß meiner Väter, dessen Andenken mir treu und fest

in dem Sinn ſteht, zu Aſche und der Erde gleich gemacht wurde, wie der Pflug darüber hinging über die Stätte, wo ich als Knabe unter jahrtauſendalten Wappenſchildern ſpielte. Ich habe Alles verloren, es iſt mir Alles entriſſen worden, ſelbſt mein Name. Nur das Einzige, was keine Macht im Himmel und auf Erden dem Menſchen entreißen kann, iſt mir geblieben: mein Denken und Erinnern; Alles Andere iſt dahin. Aber, verehrte Fürſtin, eben dies Denken und Erinnern ward mir der unſtörbarſte Friedenshort. Erſt dann zeigt ſich der Menſch in ſeiner wahren Menſchenhoheit, in ſeiner wahren Weſenheit, Ruhe und Stärke, wenn er nur noch ein Inneres iſt, wenn alles Aeußere von ihm abgefallen iſt, wenn er ſelbſt wieder aus dem tiefſten Erinnern heraus eine Außenwelt erſchaffen muß. Dies war meine Aufgabe, durchlauchtige Frau, und ich kann ſagen, daß ich ſie gelöſt habe. Denn die Außenwelt, die ich aus meinem Innern mir erſchuf, die ich zu meiner unverlierbaren Heimath machte, iſt nichts Andres als die weite, freie, herrliche, unendliche Natur, ein Vaterland, in welchem es dem Menſchen nicht anders als wohlgehen kann. Die Natur iſt es und ihre Geſtalten, ihre Weſen und Geſchöpfe, die vielgeſtaltigen, vielbelebten ſind es, welche mich tröſten und ganz beruhigen. Bunte Vögel, liebliche Pflanzen, grüne Gräſer ſind meine Erlöſer geworden; und daß ich in die tiefe Natur dieſer lebendigen Weſen ſchaue, dies iſt meine Seligkeit. Ich bin in einem ewigen Genuß begriffen, in einer Freude der Betrachtung und Erkenntniß, die unerſchöpflich iſt, und die mir Niemand verkümmern kann. Als ein Symbol

dieſer innerlichen Seelenfreude mögen Sie, Durchlauchtigſte, dieſes mein mit Vögelgeſtalten beſäetes Gilet betrachten. Es iſt nur ein armſeliges Kleidungsſtück, ein armer Weber hat es gewebt, der ſein Brot mit Thränen aß und ſich nichts dabei dachte; aber was ich mir dabei denke, das iſt das Wahre und Lebendige, und für mich iſt dies dürftige Stück Garderobe ein Zeichen, daß mir der Geiſt der Natur, der Allbeſeligenden, fort und fort gnädig iſt. Und ſo erfahren wir, die Forſchenden, mit Freude und Rührung, daß es kein ſo elendes Ding in der Welt gibt, welches der verſtändnißreiche Menſch nicht zu einem Symbol des Troſtes machen könnte."

„Sie ſind ein reicher Menſch, Herr Marquis, ein inniger Menſch voll Gefühle und Gedanken, das weiß ich wohl; aber die Welt, wiſſen Sie, was die Welt von Ihnen ſagt?" —

„Ich weiß es, durchlauchtige Fürſtin; die Welt nennt mich wahnſinnig. Aber ſo nennt die Welt jeden, der von der Fläche nach der Tiefe ſtrebt, und eben darum iſt es ein Glück, vor der Welt für wahnſinnig zu gelten."

„Es iſt aber ein fürchterlicher Gedanke, Marquis, wahnſinnig zu ſein!"

„Sagen Sie beſſer: Es iſt unmöglich, wahnſinnig zu ſein, ſo lange man denkt."

„Aber ſind es nicht die Gedanken, die zum Wahnſinn führen, Marquis?"

„Fürſtin, Sie läſtern den Gedanken. Der Gedanke führt nie zum Wahnſinn. Aber wenn der Gedanke, der Erlöſer, der Heiland des Menſchen, den Menſchen ver-

laſſen hat, dann ziehen die finſteren Geſpenſter des Wahnſinns ein, und Alles wird zur wüſten, kalten, dunklen Einöde."

„Entſetzlich!" rief die Herzogin und that einen ſo lauten Schrei, daß der Mops aus ſeinem Lager fuhr und ein herzzerreißendes Geheul erhob.

Der Marquis warf einen Blick des Mitleids auf den heulenden Mops: „Sagen Sie mir, Durchlaucht," fragte er, „warum werden Thiere nicht wahnſinnig?"

„Weil ſie kein Gefühl, keine Empfindung haben von dem Druck des Lebens."

„Sie irren, verehrte Frau; Thiere fallen nur darum nicht in Wahnſinn, weil ſie nicht denken können."

„Sie widerſprechen Sich, Marquis; denn damit beweiſen Sie, daß das Denken zum Wahnſinn führt."

„Ich widerſpreche mir nicht; denn die Erinnerung an das Denken iſt der Wahnſinn. Wer ſich nur noch daran erinnern kann, gedacht zu haben, der, verehrte Fürſtin, iſt wahnſinnig. So und nicht anders iſt es; denn alles Freud und Leid im Menſchendaſein wurzelt einzig und allein in der Erinnerung."

„Wann werden Ihre Vögel eintreffen, Marquis? Oder werden Sie Ihr Naturaliencabinet gar nicht hierher kommen laſſen? Ich dachte freilich, Sie ſollten eine Zeitlang mein Gaſt ſein."

„Das werde ich, Durchlaucht; nicht eine Zeitlang, ſondern ſo lange die Zeit Ihres und meines Lebens dauert."

„Sie werden mich alſo nicht verlaſſen, mein Freund?" rief die Herzogin hoch erfreut. —

„Nicht früher als im Tode!“ entgegnete der kleine Marquis mit Rührung. „Aber erlauben Sie mir, daß ich Sie jetzt auf einen Augenblick verlasse, um für die bequemere Einrichtung Ihrer Gemächer Sorge zu tragen.“ —

Die Herzogin stützte ihr sorgenvolles Haupt in die schöne Hand, als wolle sie in der Einsamkeit über den tiefsinnigen Gegenstand ihres Gesprächs noch tiefer nachsinnen, und der Marquis entfernte sich mit leisen hüpfenden Tritten aus dem Gemach, um den Mann im grauen Ueberrock aufzusuchen.

Er fand ihn in dem geräumigen Garten, der an das dunkle Haus stieß, wo der graue Mann in seiner aufgerichteten Haltung mit dem dünnen Bambusstöckchen in der Hand zwischen einer Menge von Leuten verschiedenartigen Aussehens langsam auf und nieder wandelte. Das Wetter hatte sich ausgehellt; es war duftig und angenehm im Freien. Als der lange Graue den kleinen Marquis zu sich heranhüpfen sah, ging er ihm eine Strecke entgegen. „Haben Sie mir etwas mitzutheilen, mein Bester,“ sprach er in kurzem, aber nicht unhöflichem Tone zu dem Ornithologen, so lassen Sie uns bei Seite gehen, in einen der Buchengänge; ich möchte nicht gern, daß Sie mit der Gesellschaft dort zusammentrafen.“

Sie bogen in den dichtbelaubten Buchengang. „Mein Herr,“ redete der Marquis den Grauen an, „Sie sind der Vorsteher eines Hauses, welches von allen Vernünftigen für eine Irrenanstalt gehalten wird. Ein Irrenhaus ist, genau betrachtet, kein gelobtes Land, nach

welchem den Menſchen ſeine Sehnſucht zieht. Doch kann es eine eigenthümliche Art von Wahnſinn geben, wo der gequälte Kranke ſelbſt in dieſem ſchrecklichen Hauſe den einzigen Zufluchtsort erblickt vor den Stürmen des Lebens. Die Gedanken machen erſt die Dinge zu dem, was ſie ſind, ſagt Hamlet, und ſo denkt auch der Wahnwitzige ſich in dem Irrenhauſe ein Paradies, und das finſtre Gefängniß iſt ihm nun nicht mehr ein Gefängniß, ſondern eine Freiſtatt. Dies, mein Herr Director, iſt der Fall mit jener Dame, in deren Geſellſchaft ich heute Morgen hier anlangte. Sie iſt krank, ſehr krank; ein dunkles, ungeheures, in ſeiner Art ganz einziges Verhängniß hat ſie, krank gemacht. Was aber mich betrifft, ſo muß ich Ihnen im Voraus eröffnen, daß ich kein Genoſſe ihres Leides, daß ich nicht wahnwitzig bin wie dieſe ſelbſt im Grauen des Wahnſinns noch gemüth- und gedankenvolle Frau. Aber eine leidvolle Vergangenheit, mein Herr, hat mich gelehrt, treu zu ſein bis in den Tod denen, die ich liebe. Zu denen, die ich liebe, gehört die ausgezeichnete Dame, welche in ihrem dunklen Wahſinnsleid es liebt, ſich als Herzogin begrüßt zu beſehen. Eben darum habe ich den Schwur geleiſtet, ihr nachzufolgen, ſie zu begleiten, bei ihr auszuharren bis in den Tod, mit ihr zu gehen ſelbſt bis in die Regionen des Wahnſinns. Sie finden mich alſo hier nicht als einen Genoſſen der vielen Unglücklichen, ſondern als einen treuen Diener ſeiner Herrin, als einen redlichen Bankbanus', als einen Seelenarzt vielleicht, der Heilung verſuchen will, wenn Heilung noch möglich iſt. So lange das Weſen hier verweilen wird,

an dem ich unter allen Menschen den innigsten Antheil nehme, werden Sie mich auch nicht los werden. An Zimmern scheint es ja in dem geräumigen Hause nicht zu fehlen, und so hoffe ich nicht lästig zu sein, selbst wenn die Ankunft meiner Vögel einen etwas weiteren Spielraum für mich erheischen wird." —

Der Director der Anstalt entgegnete nicht ohne Verlegenheit: „In der That, Herr Marquis, ist dies ein seltsamer Fall. Soll ich ganz aufrichtig sein, so muß ich Ihnen sagen, daß, als mir die Ankunft der vermeintlichen Herzogin gemeldet wurde, mir ein Bekannter über Sie Selbst, den freiwilligen Begleiter dieser Dame, die vertrauliche Mittheilung machte, daß es auch in Ihrem Kopfe — verzeihen Sie mir die offne Aussprache — nicht ganz richtig sei. Obgleich ich nun in Ihrer Rede so wenig als in Ihrem Benehmen diese Vermuthung bestätigt finde, so wissen Sie als erfahrener Weltmann und Naturforscher doch unstreitig, daß es oft einer langen Zeit bedarf, um das Vorhandensein von fixen Ideen in einer Menschennatur zu ergründen. So z. B. theilte mir jener Bekannte eine von Ihren vermeintlichen Schrullen mit. Man sagt, Sie sollen häufig von einer Wassernixe sprechen, welche einen jungen Dichter, Ihren Freund, vor Ihren Augen in die Fluth hinabgezogen habe. Ist diese Behauptung wohl gegründet, Herr Marquis?" —

„Allerdings, mein Herr; und warum soll ich nicht von einer Thatsache reden, die, so seltsam sie sein mag, sich dennoch wirklich zugetragen, und von welcher außer mir noch eine andre Person Augenzeuge war? Das

traurige Ereigniß iſt leider unbeſtreitbar. Jener junge und hoffnungsvolle Gelehrte, Herr Bruno, verſchwand vor unſern Augen ganz plötzlich und unbegreiflicher Weiſe ſammt dem Kahn, worin er ſich befand, in den Fluthen der Spree, nachdem ſich wenige Minuten vorher ein Weib auf dem Waſſer gezeigt hatte, welches nach Hilfe rang, und welches zu retten er herbeieilte. Mit dem Jüngling zugleich verſchwand auch das räthſelhafte Weib, die nun der Pöbel natürlicher Weiſe für eine Waſſernixe nach dem ordinairen Styl ausgibt."

„Und wofür halten Sie dieſe weibliche Erſcheinung, Herr Marquis?"

„Wenn Sie," entgegnete dieſer, „ſogleich aus dem Stegreif eine fertige Kategorie angegeben wiſſen wollen, zu welcher meiner Meinung nach dieſe Waſſererſcheinung gehören ſoll, ſo bedaure ich, Ihre Frage unbeantwortet laſſen zu müſſen. Ich kann Ihnen ſagen: Es war ein Weib, oder ein Kobolt, oder eine Sirene, oder etwa das Localbild einer Brandenburgiſchen Fata Morgana. Im Allgemeinen aber kann ich Ihnen als meine Meinung eröffnen, daß ich an eine unterirdiſche Macht der Natur glaube, kraft welcher ſie Erſcheinungen hervorbringen und dieſelben dem innern und äußern Sinn des Menſchen verführen kann. Wenn die Natur es vermag, in jedes ihrer Erzeugniſſe, in jeden Stein den verzogenen Sinn und Namenszug eines offenbaren Geheimniſſes, das aber nur dem Naturgeweihten einleuchtet, einzuprägen, warum ſoll ſie nicht auch einmal ihre ganze productive Macht in das Dunkel des Geheimniſſes legen können? Und wer berechtigt, wenn dies einmal

ſich ereignet, den aburtheilenden kurzſichtigen Menſchen dazu, daß er zweifelt, auch dieſes Dunkel werde ſich zur rechten Zeit erhellen? In der Natur, mein Herr, bleibt nichts, ſchlechterdings gar nichts abſolut verhüllt und unverſtändlich; aber auch gibt es in ihrem großen und tiefen Bereich gar nichts, was unmittelbar und von Haus aus verſtändlich wäre. Zu dieſem Reſultat des Wiſſens und Begreifens gelangt jede wahrhaft geweihte Naturforſchung. Die Leute denken immer, man müſſe, um zu dem Geiſte zu gelangen, an der Natur zweifeln. Eine große Einſeitigkeit! Man muß auch an die Natur zu glauben verſtehen. Wer dieſen Glauben nicht verſteht, wird den Geiſt nie erſchauen. Sie ſehen, mein Herr, ich kann Ihnen nur allgemeine Dinge ſagen; aber die Wahrheit hauſt in ihnen." —

Der Director brach eine Unterredung ab, welche ihn allzutief in die ungewohnten Räume der Metaphyſik verwickeln zu wollen ſchien, und man kam wieder auf die Herzogin zu ſprechen.

„Wiege ſagt, Herr Marquis," äußerte der Director, „ich zweifle nicht bloß nicht daran, daß Sie wirklich keine fixe Idee beſitzen, ſondern ich fange ſogar an mich zu überzeugen, daß eine gar beſondere und ſeltne Gabe zur klarheitvollen Forſchung in Ihrem Geiſte wohnt. Um ſo mehr wünſchte ich von Ihnen Ausführlicheres über die Dame zu erfahren, mit welcher Sie hierher kamen. Leider weiß ich, der ich als Vorſteher der Anſtalt doch ſchon jetzt in alle Einzelheiten ihrer Verhältniſſe eingeweiht ſein müßte, von dieſen Verhältniſſen für den Augenblick ſo viel als nichts. Man hat mir nur gemeldet,

eine Dame zu empfangen, die vormals in der Reſidenz in vornehmen Kreiſen ſich bewegt, und dort durch ihren Geiſt und Witz geglänzt habe, die aber nun durch Familienunglück zu der fixen Idee gebracht ſei, ſich für die Herzogin von Braganza zu halten, der man ihre Tochter geraubt habe. In einigen beſonders angegriffenen Momenten ſoll ſie ſich auch wieder für die Königin der Nacht ausgeben, die uns aus der Zauberflöte bekannt iſt, und alsdann ein Vergnügen daran finden, ſich in einen weiten Sternenmantel zu kleiden. Für einen Mann meines Berufs, werden Sie einſehen, ſind das zu dürftige Notizen, und ich würde mich Ihnen beſonders verflichtet halten, wenn Sie Sich veranlaßt finden ſollten, ſie zu vervollſtändigen."

Der Marquis ſchwieg eine Weile, dann ſagte er: „Ich will Ihrem Verlangen, das ich für ein ſehr gerechtes halte, gern und vollſtändig entſprechen. Vielleicht gereicht dies der vortrefflichen beklagenswerthen Frau zum Heil und Frieden. Aber zu dieſem Entzweck müßte ich Ihnen eine kleine Geſchichte erzählen, welche Ruhe und Andacht erfordert. Dieſe werden wir aber hier im offnen Garten und beſonders unter dieſer Umgebung, auf deren Solidität man, wie Sie wiſſen, nicht unbedingt rechnen kann, ſchwerlich finden." —

Der Marquis zeigte bei dieſen Worten nach einer Oeffnung des Buchenganges hin, wo ſich das ſtiere verdüſterte Geſicht eines der Wahnſinnigen zeigte, deren Gartenbeſchäftigungen der Director vorhin beaufſichtigt hatte. Als dieſer ſeinen ſtrengen Blick auf den unberufenen Lauſcher richtete, fuhr derſelbe anfangs erſchrocken

zurück, schien sich aber bald anders zu besinnen, wandte sich und kam im feierlich-langsamen Schritt auf die Beiden zu. Der Director rief nun den Wahnsinnigen mit lauter Stimme und im militairischen Tone an: „Habt Ihr mir eine Meldung zu machen, Marschall? Euer Gesicht scheint betrübt; welche Hiobspost bringt Ihr Eurem Kaiser? Weckt das Schlachtfeld von Millesimo noch immer in Euch die alten bösen Gedanken? Sucht Ihr noch immer unter Thränen Euer armes Bein auf den Fluren von Aspern? Redet, Herr Herzog, was ist's? Was bedeutet Euer Trübsinn?" —

Der Wahnsinnige entgegnete mit männlicher, wiewohl etwas bewegter Stimme: „Ihr thut Unrecht, mein Kaiser, einen uralten, vielleicht tausendjährigen Wahn, dessen Nebelschatten beinahe eine Ewigkeit hindurch meinen schwachen Geist verdunkelt haben, auf's Neue zu beschwören. Was mich betrifft, ich weiß nichts mehr von diesem Wahnwitz; denn ein ungeheurer Wahnwitz war es, mich selbst für die Person des Herzogs von Montebello zu halten, der doch schon im Jahre 1809 auf dem Schlachtfeld fiel, und ein noch grenzenloserer Wahnsinn, tausend Jahre hindurch ein abgehauenes Bein zu suchen, welches ich für das meinige hielt, das aber doch nur jenem Helden gehörte. Aber freilich Ihr wart es, mein Kaiser, der diesen Wahn in mir hervorrief, ihn in meiner Seele bestärkte. Ihr thatet es, das weiß ich wohl, aus großer Güte und Milde, und ich bin weit entfernt davon, Euch einen Vorwurf daraus zu machen. Aber nunmehr sind die Schuppen des Wahns gefallen, und der höhere Sinn meines Daseins, eine weit

andere und herrlichere Deutung deſſelben iſt in meiner Seele aufgegangen. Heute, an dieſem geſegneten hochheiligen Morgen iſt mir das gewaltige Verſtändniß deſſen aufgegangen, was ich in Wahrheit bin. Ein Marſchall wollte ich ſein? ein miles gloriosus? ein Held, der ſein verweſtes Bein auf dem Schlachtfeld ſucht? Pöbelweisheit! Pöbelhochmuth! Nein, mein Kaiſer, ich bin ja unendlich, unausſprechlich mehr als ein Invalide in Marſchallstracht! Ich bin ſo etwas Großes und Unausſprechliches, daß, wenn ich Euch ſage, was und wer ich bin, Ihr Eure ganze Macht und Euren ganzen Ruhm vor mir vernichtet fühlen werdet. Ich bin ſo etwas Geiſtiges, Unendliches und Allgegenwärtiges, daß, es auszuſprechen, Euch faſt wie ein Frevel an der Gottheit bedünken kann."

„Nun, und was iſt denn eigentlich das, was Du geworden biſt, mein Freund, den ich nicht mehr zu nennen weiß?" ſagte der Kaiſer Napoleon mit Ruhe. — „Dein Weſen muß ſich ja doch ausſprechen laſſen."

„Ausſprechen, mein Kaiſer, läßt ſich Alles; aber auch eben ſo wahr iſt es, daß jedweder Name, möge er klingen wie er wolle, nur ein ſchwaches dürftiges Symbol bleibt. Und ſo iſt es gewiß, daß ſich alles Treffliche und Bedeutungsvolle in der Welt eben ſo ſehr auch wieder nicht ausſprechen läßt."

„Du biſt ſpitzfindig geworden, mein Freund," ſagte der Director; „aber was aus Dir geworden, in welche andere und höhere Weſenheit Du auf einmal übergetreten biſt, das muß ich dennoch von Dir erfahren."

„Nun ſo wiſſe, mein Kaiſer — denn ich will Dir Alles vertrauen — daß ich gar kein menſchliches Individuum bin, für welches ich mich ſchnöder Weiſe hielt, weil der Spiegel mir ein menſchliches Angeſicht zeigte; daß ich überhaupt gar nicht als etwas Beſonderes exiſtire, ſondern als das ſchlechthin Allgemeine; daß die Einzelheit, in welcher ich mich ganz befangen und beſchloſſen fühlte, nur die unendliche Vielheit der Dinge ſelbſt iſt; daß ich kein losgeriſſenes Atom dero rganiſchen Schöpfung, ſondern der Inbegriff Alles deſſen, was in der Erſcheinung vorhanden iſt, mit einem Worte: die Natur ſelber bin."

„Da ſeid Ihr allerdings in einer Nacht ganz ungeheuer avancirt, mein Freund," bemerkte der Marquis, welcher mit geſpannter, wiewohl etwas ironiſcher Theilnahme auf die Reden des Wahnſinnigen horchte.

„Du ſollteſt nicht ſo thöricht und ſpöttiſch reden, als ein Forſcher und Geweihter der Natur," entgegnete der Wahnſinnige; „um ſo weniger ſollteſt Du es, da ich erſt durch Dich, durch Deine Nähe das Verſtändniß empfing über mein wahrhaftiges Sein und Weſen. Wahrlich Du biſt das winzigſte Stück an Fleiſch und Blut, das mir jemals vorkam, mein Trefflichſter; aber Du biſt reich an Auslegung, an Verſtändniß und Belehrung, und ſo klein und inſectenhaft Du vor mir erſcheinſt, ſo biſt Du für mich die wahre Morgenröthe im Aufgang geworden, wie es in dem unvergleichlichen Buche des trefflichen Jakob Böhme heißt."

„Und wie geſchah es," fragte der Marquis, „daß mein Weſen, welches Du ſo hoch anſchlägſt, auf das Deinige ſo plötzlich und auferweckend wirkte? Wie konnte mein

bloßes Kommen und Erſcheinen eine ſo gewaltige Offenbarung in Dir hervorrufen? Sage mir das, Freund, lege es mir aus!"

„Scherze nicht mit mir, Du, der dies Alles beſſer weiß. Erkenne Du Dich für was Dir gutdünkt; ſchlage Du Dein eignes Weſen ſo niedrig an als möglich; ich begreife Dich; ich erkenne Dich richtig, nemlich für den Geiſt der Natur, welcher aus der Natur heraustritt, um ſich perſönlich zu machen, der aber auch wieder in die Natur zurückkehrt, indem er ſich durch ſeine tiefe Forſchung verklärt und vergeiſtigt. So lebt und webt in der Natur alſo gleichſam ein Doppelgeiſt: der eine, welcher in der Natur bleibt und verharrt und ſie durch ſeine Allgegenwart vernünftig macht; der andere, der aus der Natur heraustritt und als potenzirte Menſchenvernunft und Menſchenforſchung ſich wieder mit ihr in Beziehung ſetzt. Der erſte Geiſt, mein Theurer, bin ich, der zweite biſt Du."

„Aber wenn ſich Dein Weſen, das Du bisher nicht kannteſt, auf einmal ſo ſehr verherrlicht, ſo mächtig erhöht und ausgedehnt hat, mein Guter, warum ſahſt Du denn ſo betrübt aus, als Du auf uns zutrateſt?" fragte der Director. — „Deine Miene war ja düſter und vorwurfsvoll; was fehlt Dir noch an Deinem Glück."

„Die Genoſſen ſind es, mein Kaiſer, die mir den Ingrimm, die Schwermuth erregen. Du weiſt, daß man viele Leute, hohe und niedrige, hier eingeſperrt hat, welche unter Deiner Aufſicht das Gemüſeland bebauen müſſen. Wahrſcheinlich ſoll dieſe Arbeit eine Buße, ein Fegefeuer ſein für ihre mit Schuld belaſteten Seelen.

Nun aber offenbart ſich gegen mich die böſe Natur dieſer gemeinen Seelen. Sie zeigen mir die Kartoffeln, die ſie mit Spaten und Hacke mühſam aus dem Schooße der Erde graben, und fordern mich auf, mich, die ewige Natur, daß ich dieſe Kartoffeln genießen ſoll. Ein abſcheulicher, ein entehrender Antrag! Denn wozu, Herr, bedarf ich zur Speiſe der Kartoffeln, wenn ich, als Geiſt der Natur, auch der Geiſt der Kartoffel ſelber bin? Wozu bedarf ich des Krautes, Kohles und der Mohrrüben? Wozu überhaupt der Nahrung? Aus mir ſproſſet, keimet, grünet, entfaltet ſich Alles; auf mir und in mir vergeht und verwelket Alles; in mir iſt ewiges Schaffen, raſtloſes Arbeiten und Zeugen. Iſt das nicht meine Speiſe, Herr? Iſt das nicht eben der Saft und die Kraft, die mich fort und fort lebendig erhalten? Und ich ſollte Kartoffeln eſſen? Ich ſollte Kälber und Rinder ſpeiſen, Thiere, von denen ich ſelbſt die unvergängliche Gattung bin? Nein, mein Kaiſer, ich bitte Dich auf den Knien, erbarme Dich des gemißhandelten Demiurgos; wehre von mir ab Kartoffeln und andre Zuſpeiſen, die dem hausbacknen Menſchengeſchöpf zur Nahrung dienen. Nimm Dich der ewigen Mutter Natur an, in der Du Selbſt Dein Daſein haſt, und laß nicht ſchnöde Menſchenkinder mir hinderlich ſein in dem ewigen Proceß meiner Zeugung und Wiederzeugung! Willſt Du mir dies verſprechen, mein Kaiſer?"

„Ich verſpreche es Dir, mein Demiurg."

„So ſegne ich Dich und verlaſſe Dich," ſprach der Wahnſinnige, indem er ſich wandte und mit noch feier-

licherem Schritt, als wie er gekommen, sich aus dem Buchengang entfernte.

„Das ist ein eigner Fall," bemerkte der Director. „Er war erst funfzehn Jahre lang der Marschall Lannes; jetzt ist er auf einmal die Natur geworden, und was das Merkwürdigste ist: er war in seinen gesunden Tagen weder Militair noch Naturforscher, sondern nicht Mehres und Mindres als ein ehrsamer Buchdruckergesell."

„Die Natur verbindet Alles, auch das Fernste; dem Wahnsinn fehlt nicht das Maaßlosverbindende, sondern die Macht des Unterschiedes" — bemerkte der Marquis — „darum sind diejenigen Geister, die im Unterscheiden vollkommen sind, sicherer vor dem Wahnsinn, als die mächtigen combinatorischen."

Am folgenden Tage kamen auf einem mit Kisten beladenen Fuhrwerk die Vögel des Marquis an. Während er sie auf seinem geräumigen Arbeitszimmer, das man ihm angewiesen hatte, auspackte und sie vorläufig auf Tischen, Stühlen und Regalen der Reihe nach neben einander stellte, besuchte ihn der Director, und erinnerte den Marquis, da jetzt eben für ihn eine freie Stunde sei, an die Lösung des am vorigen Tage gegebenen Versprechens!

„Sie suchen mich," bemerkte der Marquis, „eben zur rechten Stunde auf. Wenn ich bei meinen Vögeln bin, so bin ich stets froh und innerlich beruhigt, und so befinde ich mich auch jetzt in der passenden Stimmung, um Ihnen die nöthigen Details über das frühere Leben

und Leiden unſerer Herzogin mitzutheilen. Es macht mir zwar immer Schmerz, wenn ich von dem einfachen, aber höchſt grauenvollen Ereigniß reden ſoll, welches den Wahnſinn dieſer trefflichen Dame veranlaßte; aber der Anblick meiner gefiederten Schaar tröſtet mich auch wunderſam."—

Sie ließen ſich Beide auf das Sopha nieder. „Unſre vermeintliche Herzogin" — ſo begann der Marquis ſeine Erzählung — „war oder iſt vielmehr noch die Gattin des Präſidenten von S....., eines Mannes von ausgezeichneten Fähigkeiten im Felde der höheren Jurisprudenz, welchem in Anerkennung dieſer Talente von Seiten der **ſchen Regierung die Leitung des Obertribunals, der höchſten Gerichtsbehörde im Staate, anvertraut worden war. Es vereinigten ſich, um die Stellung des Präſidenten in der Reſidenz in jeder Beziehung zu einer ausgezeichneten zu machen, noch zwei Umſtände: der eine, daß der Präſident ſelbſt aus einer der älteſten Familien des Landes entſpreſſen, der andere, daß ſeine Gattin — eben jene unglückliche Frau — eine Tochter des weltberühmten Diplomaten war, der ſich durch ſeine Talente zu der höchſten Stellung emporgeſchwungen hatte, die dem vorzüglichen Staatsmann in einer mächtigen Monarchie zu erreichen möglich iſt. Die Präſidentin, eine hochgebildete, von der Natur mit eben ſo viel äußeren Reizen als innern Vorzügen des Geiſtes ausgeſtattete Frau, war als die Seele, als das bewegende Princip aller der Cirkel zu betrachten, wo neben der Vornehmheit der Geburt auch noch der urſprünglichere Adel des Geiſtes und Genies ſeine Bedeutung hat. Man bewunderte die Sicherheit und Anmuth ihres Betragens,

die Tiefe ihrer Empfindung, die forschende Schärfe und Kühnheit ihrer Weltbetrachtung. Tiefe männliche Geister, die man als die geistigen Vertreter des Jahrhunderts ansah, erfreuten sich an ihrem Umgang. In dem Hause des Präsidenten fanden sich der vollendete Hofmann, wie der von einsamer tiefsinniger Forschung erfüllte Gelehrte auf gleiche Weise befriedigt. Es ließe sich an die seltene Trefflichkeit dieser Dame, welche zwei so entlegne Extreme in ihrer Häuslichkeit zu vermitteln wußte, manche anziehende Betrachtung über hochgestellte Weiblichkeit im Allgemeinen knüpfen, Betrachtungen, die von um so viel höherem Interesse für denjenigen sein müssen, der diese Frau in ihrer Häuslichkeit zu bewundern Gelegenheit hatte. Denn hier fesselte sie gewiß den denkenden Mann noch stärker, als in dem Glanz der Hofcirkel, wo die Damen vor ihrem hohen Geiste scheu zurückwichen, und die zierlichen Herren, um ihr nur einen flüchtigen Antheil abzugewinnen, noch etwas ganz Anders an den Tag legen mußten, als die leere Courtoisie der Sitten und den bloßen höfischen Anstand. Ich will Sie jedoch, mein Herr, mit Schilderungen nicht ermüden, die nur durch die Erinnerung erst ihr wahres Interesse erhalten. Genug, die Präsidentin war ein Phönix der Cirkel und zugleich ein Muster der reinsten Familienpietät für alle deutsche Frauen. Aus der Stärke dieses inbrünstigen Familiengefühls ist zum großen Theil das tiefe Leiden entsprungen, von welchem sie, wie ich sicherlich glaube, erst der Tod entbinden wird. Ihrem Gatten war die schöne Frau mit einer Energie der Liebe und Treue ergeben, welche für die höheren Kreise als ein Wunder des Gefühls gelten kann, und für das einzige

Kind, womit der Himmel diese reine glückliche Ehe gesegnet hatte, hegte die Mutter eine Zärtlichkeit, die um so unbeschreiblicher ist, weil sich darin nicht bloß die volle Stärke, sondern auch die volle schöpferische Genialität der mütterlichen Empfindung offenbarte."

„Arabella (so hieß die Tochter der Präsidentin) war schon als kleines Mädchen ein Engel an Liebreiz; aber die unvergleichliche Schönheit dieses Kindes entfaltete sich von Jahr zu Jahr, je größer und älter es wurde, desto herrlicher. Als Arabella das funfzehnte Jahr erreicht hatte, war die Residenz das einstimmige Echo ihrer Bewunderung. Man sprach in allen Kreisen, hohen und niederen, von der wunderschönen Jungfrau, und selbst diejenigen ergossen sich in Lobpreisungen ihres Liebreizes, die sie mit keinem Auge gesehen hatten. Denn die sorgsame Mutter zögerte mit Recht, diese halberblühte Wunderblume in die Cirkel einzuführen, und verschob den Augenblick ihrer Vorstellung bei Hofe auf so späte Zeit als möglich. So erreichte Arabella das siebzehnte Jahr, das in ihr die völlig erblühte Jungfrau im ersten, reinsten, rosigsten Jugendschimmer begrüßte. An ihrem Geburtstage gab der ** sche Gesandte, ich weiß nicht ob aus Zufall oder mit Absicht, ein glänzendes Fest, und er verfehlte nicht, die Präsidentin in einem verbindlichen Schreiben ausdrücklich dazu aufzufordern, daß sie an diesem seinen Feste die Gelegenheit ergreifen möge, ihr Kleinod der höheren Gesellschaft zu übergeben, zu deren vorzüglichster Zierde sie von der Natur geschaffen schiene. Das Schreiben des Gesandten war zu verbindlich, der Gesandte selbst eine zu hochgestellte und befreundete Per-

ſon; die Präſidentin wagte nicht, ihm ſeine Bitte, die ihrer Mutterzärtlichkeit ſo ſehr ſchmeichelte, abzuſchlagen. Arabella erſchien mit der Mutter auf dem Geſandtenball. Wie man ihr bei jenem Feſte huldigte, wie man ſie als eine faſt überirdiſche Erſcheinung verehrte; wie des andern Tages in allen Kreiſen von ihr, von ihr allein geredet und gerühmt wurde, davon erlaſſen Sie mir die Schilderung. Die Lobpreiſungen der Cirkel ſind faſt immer nur überzuckerte Beneidungen, übertünchte Gräber — diesmal waren ſie aufrichtig, und der Neid ſelbſt mußte ſich der Sprache der Wahrheit bedienen."

„Es vergingen drei Tage. Am vierten lief ein dunkles Gerücht durch die Stadt, die Perle der Jungfrauen, die kaum gekrönte Königin der Schönheit und der Liebe, deren Farbe ſchon hundert moderne Ritter in ihrem Knopfloch trugen, ſei tödlich erkrankt; eine heftige Erkältung, die Folge jenes Feſtes, habe die Lieblichſte ergriffen und ſie in ſtrahlender Jugendfülle binnen wenigen Stunden an den Rand des Grabes geführt. Am fünften und ſechſten Tage erzählte man ſich mit inniger Betrübniß, daß die geſchickteſten Aerzte der Reſidenz alle Hoffnung, die Unvergleichliche zu retten, aufgegeben hätten. Und ſo befand es ſich wirklich. Ein bösartiges Scharlachfieber graſſirte eben damals in der Stadt. Arabella ward davon ergriffen auf das heftigſte. Wie gern und wie brünſtig umfaßt nicht die tödtliche Krankheit gerade die ſchönſte Lebensblüte! Am ſiebenten Tage hatte das Schreckliche ſich wirklich ereignet: Arabella war geſtorben."

„Am Abend jenes Tages, deſſen Eindrücke nie in mir

verlöschen werden, und sollte ich Aeonenlängen leben, empfing ich von dem Präsidenten des Obertribunals eine Zuschrift des Inhalts: „Marquis, meine Tochter ist gestorben; mein Weib verzweifelt an ihrem Todtenbette. In Ihrem kleinen Körper wohnt eine starke trostreiche Seele. Kommen Sie und beruhigen mein Weib; Sie haben in Ihrem Leben oft dem Schmerz in's Auge geschaut; so versuchen Sie es nun, durch jenen geistigen Gewinn, der Ihnen aus Ihren Prüfungen erwuchs, ein Ungeheuer zu bannen, welches mit dem Kleinod meines Hauses mich und mein Haus zu verschlingen droht."

„Ich begab mich in das Trauerhaus; es war der heißeste und ängstliche Gang meines Lebens. Ich sah die todte Jungfrau; sie war unbeschreiblich schön in ihrer reizenden Blässe; ihr Anblick würde mich für immer mit dem Tode versöhnt haben, wenn es einer solchen Versöhnung bei mir bedurft hätte. Ich sah auch die ärmste der Mütter, durch deren Busen tausend und aber tausend Schwerter drangen. Ich versuchte nicht, sie mit dem zu bestürmen, was die gemeine Welt Trost nennt. Der Trost ist nichts, weniger als Nichts in der Unermeßlichkeit des Leidwesens; er ist ein schaler abgestandener Bursch, der sich auf seine Nichtigkeit etwas einbildet, und noch nie etwas ausgerichtet hat. Nein, der starken Seele dieser Frau, die im Begriff stand zu verzweifeln, mußte man auf einem andern Wege begegnen. Ich fand diesen Ausweg in der Poesie, jener ursprünglich-göttlichen Macht, welche im Reiche des Gedankens das bedeutet, was im Reiche der Pflanzen die Blume ist in ihrer Unendlichkeit des ewigen Aufblühens. Aber

die Poesie will nicht nur anklingen an die fremde Seele, oder aus ihr, Echo-gleich, wiederklingen, sondern sie will vielmehr von der Seele, die sich ihres beseligenden Einflusses erfreuen soll, selbstständig aus dem eignen Innern gezeugt werden, und daselbst, gleich der wundervollen Blume in ihrem heimathlichen Boden, wurzeln und hausen."

„Sie fragen mich, Verehrtester, auf welche Weise ich nun die Wunder der Poesie an diese schmerzdurchbohrte Seele brachte? Auf die einfachste. Ich erweckte in der gequälten Mutter den Gedanken, daß das Sterben poetisch sei. Es ist dies ein so einfacher, klarer und natürlicher Gedanke, daß man nicht begreift, wie ihn so viele Tausende der Menschen gar nicht in sich aufkommen lassen. Die Poesie ist Leben, organisches Leben, welches zuerst natürliches, dann potenzirtes geistiges Leben ist. Die Poesie hat es nur mit Lebendigem zu thun (merken Sie wohl auf!); eben darum ist sie höchstes Leben. Aber das Leben selbst wäre nicht Leben, wenn nicht in der Entfaltung des Lebens gestorben würde. Weil also das Leben, in welchem der Tod haust und sein freies Spiel haben darf, erst das wahrhaftige innige Leben ist, so muß ja doch wohl die Poesie, als die geistige Blüte dieses Lebens, auch vom Tode und vom Sterben getragen und durchdrungen, und dadurch, daß der Widersacher Tod in ihr hauset, erst zur rechten Lebendigkeit befähigt sein. Auf diese Weise spricht freilich den einfachen Gedanken die Wissenschaft aus, mein Freund; allein ich, meiner Verzweifelnden gegenüber, bediente mich nicht der Sprache der Wissenschft — wie

Sie wohl denken können — sondern ich zeigte ihr, auf sinnlich-wahrnehmbare Weise, an dem Geliebtesten, was es für sie gab im Himmel und auf Erden, an der schönen Leiche ihrer jugendlichen Tochter selbst zeigte ich ihr die Schönheit und die Poesie des Sterbens. Es gereichte mir zur hohen Freude und zu noch höherer Belehrung, zu beobachten, wie sich unter diesem meinen Versuche, das Leben und die Poesie gleichsam auf empirisch-anschauliche Weise mit dem Tode zu vermitteln, der wilde wüste Schmerz der trefflichen Mutter immer mehr aufklärte, aufheiterte und vergeistigte. Ist aber der Schmerz erst geistiger Natur geworden, dann braucht die Seele nicht mehr zu fürchten, daß er sie überwinde. Denn dahin hatte ich die beklagenswerthe Frau nun geführt, daß sie sich mit ihrer Phantasie und mit ihrem Denken in die Anschauung ihrer gestorbenen Tochter vertiefte, und in diesem Anschauen gleichsam in der Form geistiger Atome das unsterbliche Leben aus der sterblichen Hülle schöpfte. Sie wandte sich nun mit aller Huld der Mutterpflege, mit der ganzen Andacht der Sorge und Wartung zu dem Leichnam, der von Stunde zu Stunde schöner zu erblühen schien, den sie keinen Augenblick verließ, den sie kleidete, schmückte, in dessen unmittelbare Nähe sie Alles aufnahm, was man als Ausdruck des frischesten Lebens betrachten kann. Das Zimmer, worin man die schöne Leiche beigesetzt hatte, glich einem Feentempel; es war, als sollte in diesem engen Raume, wo der Tod still und ernst sein dunkles Banner entfaltet hatte, ein Hochzeitfest gefeiert werden. Nicht nur der Blumen und, zur Nacht, der Kerzen heiterste Fülle war

hier zu finden; nein, auch mein kleines Cabinet ward in Anſpruch genommen, und mußte vier ſchöne große Vögel liefern, welche in zwei großen, hinter grünem Blätterſchmuck ſich öffnenden Niſchen aufgeſtellt wurden. Denn nachdem ich die tiefbetrachtende Frau einmal auf die Schönheit und Glorie des Sterbens hingewieſen hatte, eilte ihr erfinderiſcher Genius auf dieſem kaum erſchloſſenen Felde weit voran, und bemühte ſich, es zu durchmeſſen, ſo weit es immer möglich war."

„Aber dieſe Herrlichkeit des poetiſchen Beiſammenſeins mit der ſchöngeſchmückten Mädchenleiche konnte ja nur wenige Tage währen. Endlich kam der entſetzliche Morgen, wo die arme Mutter ihr Theuerſtes, das ihr nun erſt recht am bangen Herzen lag, von ſich laſſen mußte in die düſtere ſchauerliche Gruft. Der Präſident lies an dieſem Morgen mich in früheſter Frühe holen; ihm bangte davor, ja er zweifelte kaum daran, daß der Wahnſinn noch ſein armes Weib überwältigen würde. Ich fürchte, Marquis, ſprach er zu mir, wir haben unſer Loos nur verſchlimmert; der Schmerz, den ſüßen Gegenſtand ihres poetiſch-phantaſtiſchen Spiels ſich entriſſen, ihn in die dunkle Grabeshöhle eingeſargt zu ſehen, wird größer ſein, als der über das Geſtorbenſein."

„Und der feinempfindende Präſident hatte Recht; denn der Egoismus, die Erbſünde der Menſchennatur und eine von den bitterſten Früchten vom Baume der Erkenntniß, dieſer Egoismus behält ſeine ungeheure Macht ſelbſt in der Liebe und ſüßeſten Hingebung. Aber mein aufſpürender Sinn entdeckte doch auch für dieſen Fall ein heilſames Gegengift. Ich ging zwei Stunden

vor der Beſtattung zu der bedrängten Mutter, welcher das bange Vorgefühl der baldigen Trennung ſchon mit Meſſern in der Seele wühlte. Verehrte Frau, ſagte ich zu der in dem letzten Anſchauen ihres Kindes ganz Verſunkenen, es werden nun bald die ſchwarzen Männer herbeikommen, um die Holdſeligſte in ihre kühle Gruft zu betten, ein Schickſal, das allen Todten wie allen Lebenden bevorſteht. Wir müſſen darauf denken (erfinderiſch wie wir bisher uns gezeigt!), die Poeſie des Sterbens und Geſtorbenſeins bis in dieſe dunklen und ungaſtlichen Räume zu erſtrecken. Laſſen Sie uns alſo berathſchlagen, liebe Freundin, wie wir die Todtengruft, worin man Arabellens Leiche beiſetzen wird, zu einem heitern Tempel blühenden Lebens umgeſtalten wollen. Nicht vergehen darf und ſoll uns das Vergängliche; denn wir wollen nicht, daß es vergehen ſoll. Wir wollen ihm und allen ſeinen Attributen Bleiben und Beſtehen verleihen. Mit Kräutern und Spezereien, wie die Jünger den Leichnam des Heilandes ſalbten, ſalben und umgeben wir Arabellens Leiche, und die Nächtlichkeit der Räume, wo ſie ruhen wird, verhüllen wir mit heitrer Blüten- und Lebenspracht. Dann, Freundin, wenn das Alles in dem Sinne geordnet iſt, gehen wir zuſammen in das ſtille blühende Todtenreich, weiden uns an dem Anblick derjenigen, die noch immer in holdſeliger Ruhe und Schönheit, vor uns liegt" —

„Herrlicher, wunderthätiger Freund," unterbrach mich die aufgeregte Frau im Tone höchſten Entzückens, „ich verſtehe Dich! Ja, ſo ſoll es geſchehen, ſo wollen wir das theure Bild feſt an unſre Gegenwart bannen; mir

bangt jetzt nicht mehr vor der ſchauerlichen Stunde der Beſtattung; ich werde mit Ruhe, mit ſeliger Hoffnung und Erwartung mein theures Kind hinwegführen ſehen nach dem dunklen Orte, den wir zu einem Heiligthum des Blühens, Lebens und der Auferſtehung mit vereinter Beſtrebung umſchaffen wollen." —

„So geſchah es, daß die Feier der Beſtattung ohne ſtürmiſchen Schmerz ſtill vorüberging. Ihnen dieſe Feier zu beſchreiben, wäre ein unmögliches Beginnen. Nie iſt ein Todter ſo innig betrauert, ſo mit letzten Liebesgaben faſt überſchüttet worden, als die ſchöne Arabella. Wagen auf Wagen, in unabſehbarer unermeßlicher Reihe folgten der Bahre. Alle Gärten wurden ihres Blumenſchmucks beraubt, den man auf dem langen Wege hingeſtreut hatte; das Köſtlichſte, was die Blumenwelt vermag, prangte auf ihrem Sarge; vor dem Eingang der Gruft breitete ſich ein tiefes Meer von herrlichen Blüten. An den Fenſtern, vor den Thüren, bei denen der feierliche Zug ſich vorüberbewegte, ſtanden ſtille klagende Menſchen, und gedachten der Entſeelten unter Thränen und redeten von ihr."

„Man ſetzte auf der Mutter Veranſtaltung und auf die meinige Arabellens Leiche nicht ſogleich in der Familiengruft, ſondern zuerſt in einer andern Stätte bei; denn jene ſollte erſt auf das ſchnellſte und köſtlichſte ausgeſchmückt werden. Während dieſe Ausſchmückung geſchah, und als ſie bald vollendet war, fand ich eines Tages die Präſidentin in ihrem Boudoir angelegentlich mit der Zeichnung einer Arabeske beſchäftigt, welche man zu Häupten der Leiche auf der breiten Wandſeite anzu-

bringen gedachte. Ich äußerte darüber meine Ansicht, suchte auf ihr Verlangen die Zeichnung nach meinem Ermessen zu verbessern, nahm den Crayon und warf ein andres Project auf das Papier, in welchem, so gut als meine poetische Phantasie es erschaffen konnte, Natur und Kunst einander begegnen und sich durchdringen sollten. Auch die Ornithologie suchte ich mit in meinen Plan zu bringen; denn wo mein Geist froh und freudig thätig sein soll, da darf eine bedeutungsvolle Vogelgestalt nicht fehlen. Hier war der fabelhafte Ibis der alten Aegypter ganz an seinem Platze, und seine abenteuerliche Thierform mit dem räthselvollen Gebilde der halbgeöffneten Lotusblume auf eine poetische Weise in Verbindung zu setzen, war mein eifrigstes Bemühen."

„Indem ich so zeichne und mich in der poetischen Symbolik des alten Orients vertiefe, unterbricht mich auf einmal die Präsidentin und ruft: Ach, Marquis, bei der Lotusblume, die Sie da zeichnen, fällt mir etwas ein, was ich Ihnen längst eröffnen wollte. Es ist mir, als Arabellens Leiche noch unbestattet war, ein eigenthümliches Ereigniß hier in diesem Hause begegnet, das ich Ihnen mittheilen muß. Seltsam! Es war während dieser Zeit fast ganz meiner Erinnerung entschwunden; nun aber fällt es mir wieder bei, und ich muß gestehen, es stellt sich bei mir nicht ohne ein ängstliches Gefühl ein, welches ich Ahnung nennen möchte."

„Erzählen Sie, Freundin, sagte ich, und legte aufmerkend meine Bleifeder zur Seite."

„Hören Sie, Marquis! Es war in der Nacht vor Arabellens Bestattung, wie mich dünken wollte, bei Tages-

grauen zwiſchen 1 und 2 Uhr. Sie hatten noch nicht wegen der Ausſchmückung der Gruft mit mir Abrede genommen, und mein armes Herz hangte und bangte noch unter dem fürchterlichen Vorgefühl des baldigen Abſchieds von der Geliebteſten. Hier in dieſem meinen Zimmer wiſſen Sie, lag die Leiche, und auch das wiſſen Sie, daß ich die Nacht über Niemanden außer mir in der Nähe derſelben duldete. Ich war alſo ganz allein, ſaß auf einem Seſſel zu den Häupten meines theuren Kindes, und befand mich, ganz in ihrem Anſchauen verſunken, in jenem ſeltſamen Zuſtande träumeriſcher Betrachtung, der öfters ein Vorbote des Entſchlummerns iſt. Die Blumen, unter denen ſich ſo viele Lilien und Orangenbäume befanden, dufteten auch ſtärker und verzehrender, als gewöhnlich. Wie ich nun in dieſem Traumzuſtande ſitzend und ſinnend über der ſüßen Leiche brüte, um deren Häupten ich den rechten Arm geſchlungen hielt, ſo fällt mein Blick auf eine wunderſchöne Lotusblume, welche ein junger Mann, der nur ein einzigs Mal auf jenem verhängnißvollen Balle mit Arabellen getanzt hatte, mit ſchweren Koſten aufgetrieben und ihr, der Todten, zum Unſterblichkeitsſchmuck im Sarge verehrt hatte. Dieſe Lotusblume, die in knoſpender friſcheſter Entfaltung begriffen war, hatte ich dem theuren Kinde unter der linken Bruſt befeſtigt, an der Stelle, wo einſt das nun erkaltete Herz ſchlug. Iſt nun überhaupt nach der Vorſtellung der alten Völker das Anſchauen der Lotusblume gefährlich, weil es wunderſame Phantaſien und Phantasmagorien in der Menſchenſeele hervorruft, oder ward es nur mir, der gequälten Mutter, in den bäng-

lichſten Augenblicken meines Lebens gefährlich — genug, es kam mir vor, wie ich die herrliche ſchwanenreine Blume länger und länger anſchaue, als ob ſie ihre ſchön geſchwungenen Blätter leiſe bewege, ſie öffne, ſie langſam zum offnen Kelch erſchließe. Iſt das Lebenswärme, ſo frage ich mich im Träumen, welche dieſe Erſcheinung hervorbringt? Iſt es Lebenswärme, die dem Herzen Deines Kindes entſtrömt? Kehrt Deinem Kinde der Herzſchlag wieder? Lebt es, erwacht es wieder? Dieſe Fragen beſtürmten mein Herz, drängten mein Blut hinauf in Bruſt und Kopf; ich ſah nun, in innerſter Seele erglühend, wie die Blume ſich immer weiter und weiter erſchloß, wie ſie ihre Lebenswurzeln in das Herz meines Kindes ſenkte, durchſichtige röhrengleiche Wurzeln, durch welche mein Auge deutlich die Blutſtrömung gewahrte in dieſem theuren Herzen. Jetzt nach einer Weile verhüllten ſich die Wurzeln; die Blume begann ſich zur Hälfte wieder zu ſchließen, die Durchſichtigkeit des jungfräulichen Buſens verlor ſich; aber es war mir, als belebten ſich ihre Züge, als zuckte ihre Wimper, als richte ſich ihr Haupt langſam empor. Die Blumen alle im Sarge bewegten ſich, die Lotusblume ſchwoll und rauſchte, ein lebenduftender Frühlingsodem zog durch das bängliche Gemach — ich hielt mich nicht mehr, ich ſprang auf, ich umſchloß ihr geliebtes Haupt: Arabella! rief ich im Tone des höchſten Entzückens. — Da ſchrack ich zuſammen; eine Hand berührte meine Schulter, ein kräftiger Arm umſchlang mich ſanft und zog mich mit ſanfter Gewalt auf meinen Seſſel zurück. Störe ſie nicht, rief eine volltönende Stimme; ſie ſchläft noch den heiligtiefen

Schlummer des Todes. Du ſollſt nicht tödten, was lebendig iſt, Du ſollſt auch nicht wecken, was geſtorben iſt. Wähne nicht, ſie lebe noch; täuſche Dich nicht und zerrütte nicht Dein armes Gehirn. Nimm ihr aber den Lotus von der Bruſt; denn der hat Dich geängſtigt. Ich ſchaute empor (ſo erzählte die Präſidentin weiter) und erblickte die hohe Geſtalt eines jungen ſchönen Mannes. Sein Geſicht war blaß, ſein Auge blitzte dunkles Feuer; ſein Anſtand, ſeine Haltung, die Stellung, in der er vor mir ſtand, waren überaus herrlich. Sein Anblick erſchütterte mich durch und durch wie mit Geiſtesgewalt. Er war es, der zu mir geſprochen hatte. Wie war er zur Thüre hereingekommen? Die Dienerſchaft war in den Vorzimmern, unten im Hausflur wachten Leute die ganze Nacht hindurch; die Hausthüre ward um eilf Uhr ſtets verſchloſſen. Eine Weile ſtand er ruhig vor mir und ſchaute mir lange mild und faſt ſehnſüchtig in's Auge. Dann ſagte er zu mir in ſüßem ſchmeichleriſchen Tone: Theure Mutter, willſt Du mir nicht die Lotusblume geben von dem Herzen Deines Kindes, damit ſie Dich nicht wieder ängſtige? Seltſame wunderbare Frage! Die Lotusblume war mir ſo lieb und heilig. Aber ich wagte nicht, ſie ihm zu verweigern, nicht aus Furcht vor ſeiner Männlichkeit, ſondern weil er ſo mild' und ſehnſüchtig fragte. Ich griff meinem todten Kinde nach dem Herzen; ich raubte die Lotusblume und gab ſie dem Fremden. Er drückte ſie mit Inbrunſt an ſeine Lippen und verbarg ſie wie ein Heiligthum in ſeinem Buſen. Ein Strahl unausſprechlicher Heiterkeit glänzte auf ſeinem jugendlich ſchönen Geſicht. Ich danke

Dir, Mutter, sprach er; Du gibst meiner und Deiner Seele Frieden. Sage mir, könntest Du wünschen, mich einst wieder zu sehen? — Bei dieser Frage überschlich mich eine so seltsame Weichheit, ein so tiefes Sehnsuchtsgefühl, daß ich unwillkürlich die eine Hand nach meiner Tochter, die andere nach dem Fremden ausstreckte. Ich wünsche Euch Beide wiederzusehen, sprach ich, bald, bald. — Es soll geschehen, theuerste Mutter, sprach der Fremde, ergriff leise die Hand der holdseligen Tochter und drückte einen langen heißen Kuß auf ihre erkalteten, aber reinen jungfräulichen Lippen. Dies ist der Verlobungskuß! flüsterte er leise, und ich, so tief und weich erschüttert, wehrte ihm nicht diesen Kuß. Noch einmal blickte ich auf die ruhig schlummernde Tochter hin, dann wieder zu dem Jüngling empor — er war verschwunden. Sehr stark dufteten die Lilien im Todtenzimmer; die vorige traumähnliche Betäubung befiel mich; als der Tag erwachte, der Kerzenschimmer bleicher wurde, war es, als wäre die Erinnerung an das wunderbare Abenteuer der Nacht tief in meiner Seele Grund versunken; es war mir nur, als hätte ich einen dunklen ahnungsvollen Traum gehabt. Aber ängstlich und immer ängstlicher schaute ich nach der Stelle ihres Herzens, wo der Lotus noch vor wenigen Stunden so schön geblüht hatte, wo nun kein Lotus mehr zu erblicken war."

„So erzählte mir," fuhr der Marquis fort, „meine Freundin, und ich meinerseits muß Ihnen offen gestehen, daß ich diese lebhafte Erinnerung an dies wunderliche Geheimniß, an dies ahnungsvolle Nachtabenteuer bei ihr in den damaligen Tagen ungern sah. Und warum, fragte

ich ſie, ängſtigen Sie Sich ſo ſehr über dieſen Traum? Denn für etwas Andres kann ich die Erſcheinung bei Ihrer damals überreizten Phantaſie gewiß nicht erklären. Vielleicht auch, meine verehrte Freundin, war die Lotusblume gar nicht in der Wirklichkeit vorhanden; und Sie träumten nur davon und vermißten ſie erſt in Folge des Traumes. — O nein, mein Freund, gewiß ſie war vorhanden. Und wie kommen doch Sie, dem der Geiſt die hohe Kraft gegeben hat, jedem Wunder und jedem Räthſel tief forſchend in's Auge zu ſehen, wie kommen doch Sie zu dieſer nüchternen, alltäglichen Erklärung? Ich ſage Ihnen, der Lotus war meinem Kinde geſchenkt und geweiht, und von mir ihr auf die Bruſt geheftet worden, und ich ſage Ihnen auch, daß mich die Erſcheinung des Jünglings, an deren Geſchehenſein ich, je länger ich darüber nachdenke, deſto minder zweifle, mich darum ſo ſehr ängſtigt, weil ich ja durch Blumen und Kuß, mein Freund, ſie Beide ausdrücklich verlobt habe. Iſt er ein Lebender, ſo wird und muß er ihr folgen. Armer, ſchöner, beklagenswerther Jüngling! War er ſelbſt ein Geſtorbener, nun ſo war Er es, der mir mein Kind entriſſen und ſich nachgezogen hat. Marquis, mich überſchleicht ein Beben, wenn ich mich dieſes nächtlichen Vorfalls erinnere, und doch iſt's unmöglich, daß ich ihn aus meinem Gedächtniß banne. Es iſt mir, als müſſe er noch furchtbar nachhaltig auf unſre bangen Gemüther wirken."—

„Dieſe trüben Bedenklichkeiten der unglücklichen Frau ſo leidlich zu beſchwichtigen, gelang diesmal mehr den Umſtänden als meinen Bemühungen. Die Ausſchmückung der Gruft, wo Arabellens Leiche künftig ruhen ſollte,

war in den nächſten Tagen vollendet. Sie glich nun einer lieblichen Capelle, von inbrünſtigen gottverlangenden Seelen erbaut zur Uebung ſtiller, brünſtiger, traulicher Andacht. Die architektoniſchen Verzierungen, welche das Innere zierten, waren einfach, ſchön und würdig. Die Natur waltete und webte in dieſem engen Kreiſe in einer Wunderfülle köſtlich geordneter Blumen. Die Arabesken in ihrer bedeutſamen ahnungsvollen Symbolik zierten Wand und Decke. Der nach antiken Formen gearbeitete Sarg ſtand in erhöhter Mitte und riß den Beſchauer zur Bewunderung hin. Kräuter, Salben und Spezereien hatten ihre Pflicht gethan. Die ſchöne Todte in wohlerhaltener Lieblichkeit hatte nun den beruhigenden Ausdruck der Unverweslichkeit angenommen. Auch mein heiliger Ibis, mit der heiligeren und bedeutungsvolleren Lotusblume in maleriſche Verbindung gebracht, hatte ſeine Stelle zu den Häupten der Entſchlafenen eingenommen. Vor dem Eingang der Gruft entfaltete ein ſchöner blumenbeſäeter Kies- und Raſenplatz ſeinen Duft und ſeine Farbenpracht; Cedernbäume und dunkle Cypreſſen verherrlichten mit ihrem tiefen unvergänglichen Laubwerk das von ſchlanken Säulen getragene Portal des Eingangs; an den zierlichen Säulen hinauf rankte ſich dunkler Epheu, von Convolvulus und Immortellen durchwachſen. Ein weißgeglätteter Fries mit Basreliefs aus Marmor ſchien über den zarten Säulen mehr zu ſchweben, als von ihnen getragen zu werden. Mit einem Worte, Arabellens Ruheſtätte war zur lieblichſten Freiſtatt geworden für die heilige Erinnerung der unvergänglichen Mutterliebe, welche in dieſen heiteren Räu-

men ihr ſtilles Feſt der Andacht zu feiern gedachte. Ja, die Poeſie des Sterbens und Geſtorbenſeins hatte in dieſer einfach ſchönen Todtencapelle ihren würdigſten Ausdruck gefunden."

„Und ſo will ich Ihnen nicht beſchreiben, mein Herr, die Seligkeit und das Entzücken dieſer unvergleichlichen Mutter, wie ſie ſich nun, von dem Gemahl und mir begleitet, zum erſten Mal in dieſem Heiligthum erblickte, wo nun die lieblichſte der Jungfrauen, die jemals die Natur hervorgebracht, ihrer Auferſtehung in unverſtellter Schönheit entgegenſchlummerte. Hier öffnete die entzückte Mutter den Sargdeckel und ſchaute durſtig, labungsvoll in die wohlerhaltenen Züge; hier kniete ſie zur Seite nieder und leiſtete den heiligen Schwur, auf dieſer Stätte, der theuerſten, der einzigen noch für ſie des Erdbodens, leben zu wollen, genießen zu wollen, ſich freuen, ſich ernſter tiefſinniger Betrachtung hingeben zu wollen, und dereinſt auch hier zu ſterben, hier neben der Geliebteſten beſtattet zu ſein. Hier, ſchwur ſie, ſollte ihr Altar, ihr Haus und ihre wahrhaftige Heimath ſein; hier wolle ſie Hütten bauen, bis ihre eigne ſterbliche Hütte in Staub zerfiele. Mein Herr, dieſe andachtsvolle Stunde war eine der feierlichſten meines Lebens, und eine der bedeutungsvollſten, will ich hinzufügen; denn in ihr erblickte ich den leibhaften Sieg des lebendigen Gedankens über den Stachel des Todes."

„Aber ein unendliches Wehe beſchleicht mich, wenn ich Ihnen berichten ſoll, was ich nun zu berichten habe. Ein überreiches Mutterherz war in dem Augenblicke, wo es der kalten grimmigen Verzweiflung anheimfallen

ſollte, durch die göttliche Kraft der Poeſie gerettet, und dem Leben, der Hoffnung, der ruhigen Ergebung zurückgegeben worden. Ein reiches Mutterherz labte ſich in urſprünglicher Genialität ſeines Gefühls an den erſten ſeligen Eindrücken einer ſymboliſchen, vom Geiſt der Auferſtehung durchdrungenen Wiedervereinigung mit dem Gegenſtand ihrer Sehnſucht, Liebe und Hoffnung; ein reiches, unendlich reiches Mutterherz war ſelbſt vom Tode erſtanden zum reinen geiſtigen Leben und Genießen, nachdem es wie Lazarus drei Tage im kalten Grabe der Verzweiflung geſchlummert hatte. Wie herrlich, wie troſtreich war dies Ereigniß! Welch' ein Sieg der Empfindung, der Dichtung, des Gedankens war dies! Aber ſchonungsloſer, maaßloſer als Alles in der Welt iſt das Unglück. Das Unglück fragt nicht nach der Poeſie und nach dem Gedanken; denn es iſt von der Gottheit vorgezeichnet, daß das Unglück allmächtig ſei, und auch dieſe Beſtimmung muß endlich zum Heil führen."

„Eine einfache gräßliche Kataſtrophe verwandelte Alles. Als nemlich am neunten Tage nach der feierlichen Beiſetzung Arabellens in ihrer ſchöngeſchmückten Erbgruft eines Abends die Präſidentin, von Niemandem begleitet, ihre geliebte Todte beſucht; als ſie das Heiligthum betritt, der Theuerſten geweiht, und, weil ſchon Dämmerung herrſchte, die Kerzen anzündet; als ſie mit friſchen Blumenkränzen das Innere des Sarges zu ſchmücken gedenkt, und in freudigem Vorgefühl dieſes neuen Troſtes den Sargdeckel abhebt: da — o entſetzlich! — iſt der Sarg leer, Arabellens Leiche iſt verſchwunden!"

„Es gibt Ereigniſſe im Menſchenleben, wo der Jam-

mer und das Entsetzen mit so gewaltigem Wetterschlag, mit so furchtbarer erschütternder Plötzlichkeit den Menschen überfallen, daß der so meuchlings vom Schicksal oder Zufall überfallene Geist schon zermalmt sein kann, ehe er noch die Größe des Jammers, der ihn betroffen, überdenken kann. In solchen Fällen springt der Wahnsinn als ein geharnischter Höllengeist gleich einem Blitzstrahl aus dem Schacht der Erde. Doch aber gibt es ursprünglich-starke Gemüther, welche auch bei so betäubenden Schicksalswetterschlägen noch eine Weile die Kraft des Begreifens fest zu halten wissen. Und so war es mit der Präsidentin. Ihr Geist war stark genug, in dem geheimnißvoll-gräßlichen Ereigniß das Ursachliche festzuhalten. Sie dachte nicht in ihrem halbzerrütteten Gehirn beim Anblick des leeren Sarges: Dein Kind ist fort; sie dachte nur: Dein Kind ist Dir geraubt! und wie durch einen Zauberschlag der Erinnerung fiel ihr Blick auf die heilige Lotusblume an der Wand, dann auf die Stelle, auf die gräßlich-leere Stelle, wo sonst das Haupt der Geliebten sich auf die Brust geneigt hatte, auf dieselbe schöne Mädchenbrust, welcher schon an jenem Begräbnißmorgen die Lotusblume gefehlt hatte — und sie gedachte nun des Fremden, des furchtbaren Fremden, der den Lotus geraubt, der den heißen Bräutigamskuß auf die kalten Lippen der Tochter gedrückt hatte; Er ist es, Er und kein Anderer ist der Räuber meiner Tochter. Die Präsidentin, schon von wahnsinnigen Gedanken erfüllt, aber auch von dem Bedürfniß zu handeln, sich zu überzeugen beseelt, schloß den Sargdeckel, und eilte mit wankenden Schritten nach der Wohnung des Todten-

gräbers. Er muß darum wiſſen; er iſt vielleicht mit in den ſchändlichen Raub verflochten, dachte die geängſtete Frau: von ihm oder von keinem kann ich Aufſchluß erhalten; er hat ſicherlich dem Fremden, dem abſcheulichen Leichenräuber in ſeiner unerhörten Unthat beigeſtanden. Wie aber, ſo fragte ſie ſich weiter, wenn der Fremde, der gewiß mein theures Kind mir geraubt hat, gar kein Lebendiger, wenn er ein Todter iſt, der ſich die Geliebte in ſein eignes Todtenbett nachgeholt, ein neuer Wilhelm ſeine Leonore? Wird dann der arme Leichenbeſtatter auch um dem Raub wiſſen? Werde ich dann nicht umſonſt Aufſchluß und Geſtändniß von ihm verlangen, nicht umſonſt ihn, den Unſchuldigen, dem Gericht zur Unterſuchung übergeben? Sie ſtand eine Weile ſtill und überlegte. Ich will vorſichtig ſein; ich will ihn prüfen, will ihm das Geſtändniß ſeines Frevels, wenn er ihn mitverübt hat, ablauern, ſprach ſie."

„Die Präſidentin fand den Todtengräber in ſeiner Behauſung. Ihr ſollt mit mir gehen, guter Freund, ſprach ſie, in mein Erbbegräbniß; die Kerzen ſind mir dort ausgelöſcht, nehmt Eure Laterne und begleitet mich, ſie wieder anzuzünden. Der Todtengräber folgte. Als er dieſen Dienſt in der Gruft geleiſtet hatte und alle Kerzen hell brannten, wollte er ſich entfernen. Halt noch einen Augenblick, Freund, ſprach die Präſidentin; Ihr müßt mir noch etwas helfen, helfen den Sargdeckel abheben, der mir heute zu ſchwer wird. Der Todtengräber ſetzte unbefangen und bereitwillig ſeine Laterne nieder. Sie hoben den Deckel ab. Herr, Allmächtiger! ſchrie der arme Mann. Was iſt das?

Wo iſt der Leichnam? Er ließ vor Entſetzen die Hände fahren, daß der Deckel der ängſtlichen Lade dumpf polternd auf den Boden fiel."

„Was das iſt, Ungeheuer? — rief die Präſidentin mit krampfhafter Stimme — Ihr habt mir mein Kind geſtohlen. Bekenne es, Nichtswürdiger, Du haſt ihm bei der Unthat Vorſchub geleiſtet!"

„O theure verehrte Frau, ſprach der Todtengräber, ich beſchwöre Euch bei Eurer Seligkeit, treibt nicht mit mir Scherz, foltert mich nicht durch Vorgabe deſſen, was ja nun und nimmermehr ſein kann. Iſt aber dieſer ſchöne Leichnam geraubt, ſo iſt es ein gräßlicher unbegreiflicher Frevel. Fluch auf deſſen Haupt, der ihn verübte! Ich bin unſchuldig daran, und zum Ausweis deſſen zeige ich dies noch in derſelben Stunde dem Polizeigericht an." —

„Die Präſidentin ſtarrte dem Sprechenden in ſein erſchrocknes Angeſicht, das keine Spur von Gewiſſensvorwurf, von Verbrecherangſt zeigte. Ich glaube es Dir, Du biſt unſchuldig. Geh' ruhig nach Hauſe; ich ſelbſt als Mutter, als beraubte, unerhört beraubte Mutter, will dem Obertribunal den Frevel anzeigen."

„Die Unglückliche beſaß noch ſo viel Kraft, nach Hauſe zu wanken; noch in derſelben Stunde beſchied mich ein anders Billet vom Präſidenten, der nun ſelbſt nahe am Verzweifeln war, in ſeine Wohnung. Er ſchritt, der gebeugte Mann, mit verzweifelter Haſt in dem Zimmer ſeiner Gattin umher. Iſt das Menſchenloos, Marquis? rief er mir beim Eintritte entgegen, indem er krampfhaft meine Hände drückte, daß ich vor Schmerz

aufschrie, ich sage, Mann, ist das auch Gottesschickung?"

„Die Präsidentin lag, selbst einer Todten ähnlich, auf dem Divan hingestreckt; ein betäubender Schlaf hatte sie befallen; der Arzt saß an ihrer Seite."

„Was Menschen erdulden, sagte ich zu dem Präsidenten, das, mein Freund, ist auch Menschenloos. Gottes Schickung aber ist jegliches Leid, auch das grimmigste; denn wer sonst verhängt Leid und Freud', als die Gottheit? Und zu verzweifeln, Präsident, ist hier nicht; aber zu handeln, zu untersuchen, nachzuforschen, noch in dieser Nacht, noch in dieser Stunde. Sie sind zwar der schmachvoll beraubte Vater, Sie sind aber auch Präsident des höchsten Landesgerichts. Dessen gedenken Sie, und begleiten Sie mich augenblicklich nach der Todtencapelle; denn wir müssen uns selbst überzeugen. Ihre Gattin ist in guten Händen; wir können auch bald zurück sein." —

„Der gebeugte Vater ließ sich von mir leiten. Der Wagen mußte vorfahren; wir kamen auf den Kirchhof; die Mitternachtsstunde rückte schon heran. Als wir aus dem Wagen gestiegen waren, trat eben der Todtengräber aus seiner Wohnung. Er hatte seinen Sonntagsstaat angelegt, sein mächtig-altväterisches Bambusrohr zur Hand genommen, und stand im Begriff, noch in dieser späten Stunde die Meldung des entsetzlichen Vorfalls beim Polizeiamt zu machen. Ich hielt ihn auf. Schließt uns sogleich die Gruft auf, befahl ich; denn wir hatten in der Eil den Schlüssel mitzunehmen vergessen. Er that es. Die Wachskerzen auf den Candelabern brannten noch

hell bei dem Sarge. Wir hoben ſchauernd den Deckel ab. Ich kann Ihnen das furchtbare Gefühl nicht beſchreiben, welches mich damals überſchlich, als ich meinen kleinen ſchwächlichen Finger an die großen ſilbernen Handhaben legte; der Deckel hob ſich, der Sarg — war leer. Entſetzlich! rief der Präſident und wankte zurück."

„Ich ſtarrte gleich ihm eine Weile in den leeren Sarg. Da erhob ich den Blick, und er fiel auf die Lotusarabeske zu des Sarges Häupten. Da fiel mir der geſpenſtige Fremde ein in der abenteuerlichen Erzählung der Präſidentin, und dieſelbe Ahnung, er möge es ſein, der den Leichnam geraubt, befiel auch meine Seele. Ich verhehlte ſie dem Präſidenten um ſo lieber, da die Ahnung noch zu dämmernd in meinem Geiſte webte, da ich noch auf keine Weiſe ſie zu beſtimmen, ihr Geſtaltung zu geben vermochte. Wie denkſt Du Dir dies neue Geheimniß aus? Welche Deutung gibſt Du ihm? Hierauf gab es für's Erſte noch keine Antwort. Ich mußte eine größere Stille meines durch alle dieſe Vorfälle beſtürmten Geiſtes abwarten, um zu einem klaren Begriff, zu einer klaren Entſchließung gelangen zu können. Inzwiſchen galt es, dem Präſidenten ſich ſelbſt wiederzugeben, ſeinen gebeugten zermalmten Geiſt von dem entſetzlichen Unglück ab, auf das zu lenken, was unter dieſen Umſtänden zu thun war. Wir haben nun, ſprach ich zu dem Tiefgebeugten, das entſetzliche Unglück mit eignen Augen geſchaut. Es handelt ſich nun wahrlich nicht darum, uns dem Verzagen und der Verzweiflung zu überlaſſen. Es gilt zu handeln und der entſetzlichſten aller Frevelthaten auf die Spur zu kommen. Sie ſind

Präsident des Obertribunals. Schalten Sie als solcher mit aller Kraft Ihres Geistes. Berufen Sie morgen, diese Nacht noch eine außerordentliche Sitzung; beschließen Sie im Verein mit Ihren Untergebenen noch heute Alles, was Noth ist. Dies unerhörte Geheimniß muß sich durchschauen lassen. Aber Ihr, Freund Todtengräber, erinnert Euch, daß Ihr morgen vor dem weithinblickenden Gericht der Welt, vor dem allsehenden Auge Gottes stehen werdet. Habt Ihr Schuld an diesem Greuel, so schlaget noch heute, noch in dieser Stunde vor Eure Brust und betet: Gott sei mir Sünder gnädig! Seid willfährig zu bekennen heute; morgen werdet Ihr bekennen müssen!" —

„Ich stehe in Gottes Hand, entgegnete ruhig der Todtengräber. Er prüfet mein Herz und meine Nieren, wie die heilige Schrift sagt; er weiß auch, daß ich an dieser Greulthat schuldlos bin. So kann ich ruhig mein Haupt auch diese Nacht auf mein Kissen legen, und morgen eben so ruhig vor den menschlichen Richter treten." —

Der Marquis schwieg. „Fahren Sie fort, mein Verehrter," rief der Director dringend; „ich brenne vor Verlangen, die Auflösung dieser außerordentlichsten aller Begebenheiten zu erfahren."

„Ich weiß Ihnen nichts mehr zu sagen," sprach der Marquis in dem Tone tiefer Bewegung. „In den Zeiten der Inquisition und der finstern mittelalterlichen Halsgerichtsordnung leben wir nicht mehr. Die Verhöre gingen allerdings mit aller Energie vor sich; allein es fand sich kein Beweis. Der Todtengräber legte seine

Unſchuld auf das ſonnenklarſte zu Tage; auch durfte man ihm nur in das klare treue Auge ſchauen, um ganz davon überzeugt zu ſein. Kein Zeuge dieſer wunderbar-ſchrecklichen That war zu ermitteln; kein Kläger, kein leiſeſter Denunciant trat auf. So wurden die klardenkenden Richter ſelbſt auf die trübe Tiefe des Wundergeheimniſſes hingewieſen; ihr praktiſch-heller, nur an die lichte Forſchung der Wirklichkeit gewöhnter Geiſt ſtand ihnen ſtill. Sie wußten nichts zu beſchließen oder zu erkennen, die Nachforſchung war gehemmt; man mußte die peinliche Unterſuchung niederſchlagen. Das ganze juriſtiſche Verfahren erwies ſich als erfolglos und nichtig; nur die ungeheure finſtere Thatſache blieb ſtehen und behielt ihre gräßliche Geltung — Arabellens Leichnam war entwendet."

„Unbegreiflich, ganz räthſelhaft und unbegreiflich!" rief der Director.

„Nicht ſo ganz unbegreiflich," entgegnete der Marquis, „wenn man es wagt, an die Wunder zu glauben."

„So haben Sie alſo eine geheimnißvolle Vermuthung?"

„Ich vermuthe nichts; ich verrathe Ihnen auch nichts. Nur der tiefgeweihten Lotusblume gedenken Sie, mein Beſter, und des finſtern ſchönen Jünglings, der da rief: Möchteſt Du, Mutter, daß wir uns wiederfänden?"

„Ich ahne, aber ich verſtehe nicht," ſagte der Director.

„Das begreife ich wohl," erwiederte der Marquis;

Sie sind ein Mann des praktischen Lebens, wenn gleich Ihre Praxis etwas schauerlicher Natur ist, und das wahrhafte Resultat des ganzen Unglücks halten Sie ja doch in Ihrem Gewahrsam — das ist die unglückliche Herzogin selbst, die wohl nimmermehr aus der Nacht ihres Wahnsinns wiederkehren wird zum frohen Tag des Verständnisses." —

Der Director versank eine geraume Weile in tiefes Nachdenken. Endlich sprach er: „Ich ersuche Sie, Marquis, mir noch einmal wörtlich, aber mit der vollsten Treue jene Erzählung mitzutheilen, welche die Präsidentin Ihnen damals von der nächtlichen Erscheinung des schönen Jünglings machte."

„Das will ich gern," erwiederte der Marquis; „nur achten Sie recht genau auf die Pointen. Es war, erzählte mir, dem Ornithologen, die Marquise, es war in der Nacht vor Arabellens Bestattung, wie mich dünken wollte, bei Tagesgrauen, zwischen 1 und 2 Uhr. Sie hatten wegen der Ausschmückung der Gruft noch nichts mit mir verabredet; mein armes Herz hangte und bangte noch unter dem fürchterlichen Vorgefühl des baldigen Abschieds von der Geliebtesten. Hier in diesem meinen Zimmer, wissen Sie, lag die Leiche, und auch das wissen Sie, daß ich die Nacht über Niemanden außer mir in der Nähe derselben duldete. Ich war also ganz allein, saß auf einem Sessel zu den Häupten meines theuren Kindes, und befand mich, ganz in ihrem Anschauen versunken, in jenem seltsamen Zustande träumerischer Betrachtung, der insgemein der Vorbote des Einschlafens ist. Die Blumen, worunter sich viele Lilien

und Orangen befanden, dufteten beſonders ſtark und verzehrend. Wie ich nun in dieſem Traumzuſtande ſitzend und ſinnend über der ſüßen Leiche meines Kindes brüte, um deren Haupt ich den rechten Arm geſchlungen hielt, ſo fällt mein Blick auf eine wunderſchöne Lotusblume, die ein junger Mann, der zufällig auf jenem Ball mit Arabellen getanzt hatte, mit ſchweren Koſten aufgetrieben und der Entſchlafenen zum letzten Liebesgeſchenk, zum Unſterblichkeitsſchmuck im Sarge verehrt hatte. Dieſe Lotusblume, die in knospender friſcheſter Entfaltung begriffen war, hatte ich dem theuren Kinde unter der linken Bruſt befeſtigt, an die Stelle, wo einſt das nun erkaltete Herz ſchlug. Iſt nun überhaupt nach der Vorſtellung der alten Völker das Anſchauen der Lotusblume gefährlich, weil es wunderbare Phantaſien in der Menſchenſeele hervorruft, oder bethörte es nur mich, die gequälte Mutter, in den bängſten Augenblicken meines Lebens — genug, es kam mir vor, wie ich die herrliche blendendweiße Blume ſo länger und länger anſchaue, als ob ſie ihre ſchöngeſchwungenen Blätter leiſe bewege, ſie öffne, ſie langſam zum weiten Kelch erſchließe. Iſt das Lebenswärme — ſo frage ich mich in meinen Träumen — welche dieſe Erſcheinung hervorbringt? Iſt es Lebenswärme, die dem Herzen Deines Kindes entſtrömt? Kehrt Deinem Kinde der Herzſchlag wieder? Lebt es, erwacht es auf's Neue? Dieſe Fragen beſtürmten mein Herz, drängten mein Blut hinauf in Bruſt und Kopf; ich ſah nun, in innerſter Seele erglühend, wie die Blume ſich immer weiter und weiter erſchloß, wie ſie ihre Lebenswurzeln in das Herz mei-

nes Kindes ſenkte, durchſichtige röhrengleiche Wurzeln, durch welche mein Auge deutlich die Blutſtrömung gewahrte in dieſem theuren Herzen. Jetzt, nach einer Weile, verbargen ſich die Wurzeln, die Blume begann ſich zur Hälfte wieder zu ſchließen, die Durchſichtigkeit des jungfräulichen Buſens verlor ſich; aber es war mir, als belebten ſich ihre Züge, als zuckte ihre Wimper, als richte ſich ihr Haupt langſam empor. Die Blumen alle im Sarge bewegten ſich, die Lotusblume ſchwoll und rauſchte, ein lebenduftender Frühlingsodem zog durch das bängliche Gemach — ich hielt mich nicht mehr, ich ſprang auf und umſchloß ihr geliebtes Haupt: Arabella! rief ich im Tone des höchſten Entzückens. — Da ſchrak ich zuſammen; eine Hand berührte meine Schulter, ein kräftiger Arm umſchlang mich ſanft und zog mich mit ſanfter Gewalt auf meinen Seſſel zurück. Störe ſie nicht, rief eine volltönende männliche Stimme, ſie ſchläft noch den heiligtiefen Schlummer des Todes. Du ſollſt nicht tödten, was lebendig iſt; du ſollſt auch nicht wecken, was geſtorben iſt. Wähne nicht, ſie lebe noch; täuſche Dich nicht und zerrütte nicht Dein armes Gehirn. Nimm ihr aber den Lotus von der Bruſt; denn der iſt's, der Dich geängſtigt hat. Ich ſchaute empor, ſo erzählte die Präſidentin weiter, und erblickte die hohe Geſtalt eines jungen ſchönen Mannes. Sein Geſicht war blaß, ſein Auge blitzte dunkles Feuer; ſein Anſtand, ſeine Haltung, die Stellung, in der er vor mir ſtand,

waren einzig und herrlich. Sein Anblick erschütterte mich wie mit Geistesgewalt. Er war es, der zu mir gesprochen hatte; wie war er aber zur Thüre hereingekommen? Die Dienerschaft war in den Vorzimmern, das Haus war verschlossen. Unbegreiflich! Er stand eine Weile ruhig vor mir und schaute mir lange mit unbeschreiblicher Milde und Sehnsucht in's Auge. Dann sagte er zu mir im süßen schmeichlerischen Tone: Theure Mutter, willst Du mir nicht die Lotusblume geben von dem Herzen Deines Kindes, damit sie Dich nicht wieder ängstige? Seltsame wunderbare Frage! Die Lotusblume war mir so lieb und heilig. Aber ich wagte nicht, sie ihm zu verweigern, nicht aus Furcht, sondern um seiner milden sehnsüchtigen Frage willen. Ich griff meinem todten Kinde nach dem Herzen, ich raubte die Lotusblume — —

„Genug, genug!" rief der Director. „Der Lotus bestürmt meinen grübelnden Geist noch zu heftig; es gährt und tobt in meinem Kopfe, als müsse es mir vorbehalten sein, die Lösung dieses Räthsels zu finden, und doch überwältigt mich die abenteuerliche Blume so sehr, daß ich mir den Rest Ihrer Erzählung für ein andres Mal aufbehalten muß. Aber mich dünkt, ich höre auf dem Vorsaal leise weibliche Tritte und das Geflüster einer Frauenstimme. Wahrscheinlich ist es unsre bedauernswerthe Freundin, die ihren treuen Freund, den tiefsinnigen Ornithologen, vermißt, und ihn aufzusuchen kommt."

Die Präsidentin öffnete jetzt wirklich die Thüre des Zimmers; sie schaute herein, etwas verwundert zwar, den

Marquis in Gesellschaft des Directors zu finden; aber als ihr Blick auf die mannigfaltigen bunten Reihen der Vögel fiel, ward ihr ganzes Gesicht heiter. Sie trat schnell in das heitrer Naturforschung geweihte Gemach und begrüßte die beiden Männer freundlich und anmuthig.

„Wie kommt es, meine Freundin," fragte der Marquis, indem Beide achtungsvoll grüßend der anmuthvollen Frau das Sopha räumten, „daß Sie gerade heute eine so sorgfältige Toilette gemacht haben?"

Bei dieser Frage verklärte sich das Gesicht der Präsidentin zu einer ausnehmenden Heitre, zu einem Ausdruck hohen Glücks und seligen Genügens. „Wie das kommt, mein Lieber, fragen Sie? Nun, es ist heute ein hoher Festtag für mich; ich habe Botschaft empfangen von meiner Arabella."

„Von Arabellen?" riefen der Marquis und der Director mit dem Ausdruck höchster Verwunderung wie aus einem Munde.

„Von ihr selbst," erwiederte ruhig die schöne Frau; „und nun weiß ich, daß Beide vereinigt und vermählt sind, und daß die lichte heilige Lotusblume wie eine mächtig strahlende Sonne über ihren Häuptern funkelt, und dies eben macht mich so ruhig und zufrieden."

„Und woher wissen Sie dies mit solcher Gewißheit, meine Freundin?" fragte der Marquis.

„Empfangen Sie, verehrter Freund," erwiederte die Präsidentin mit feierlichem Anstand, „aus meinen Händen diesen Johannisnachtstraum. Es hat mich, meine Herren, in der verflossenen Nacht ein Engel besucht. Wie

eine Regenbogenſäule, ſchimmernd in Glanz und Licht, trat er vor mein Lager. Ich überreiche Dir, unglücklichſte der Mütter, aber auch glücklichſte — ſprach der Engel zu mir — in dieſen vergilbten Pergamentblättern ein Manuſcript aus jener Welt. Lies es mit Andacht; erwäge ſeinen Inhalt mit aller Kraft Deines Geiſtes und Herzens, und Du wirſt darin eine frohe Botſchaft aus dem Jenſeits finden, wirſt darin einen Liebesruf vernehmen von Deinem verklärten Kinde, einen Liebes-, Dichtungs- und Auferſtehungsruf, die Stimme jener höchſten Dreifaltigkeit, welche noch nie getrogen hat. Mit dieſen Worten verſchwand der ſtrahlenreiche Engel und ließ in meinen Händen dieſe Blätter zurück, welche ich Ihnen, mein treuer Freund, jetzt zur Anſicht überreiche. Genießen Sie dieſelben als ein Höchſtes in andachtsvoller Einſamkeit. Der Inhalt iſt, wie der Engel mir eröffnete, aus Dichtung und Wahrheit lieblich verſchmolzen; aber die Dichtung trägt den Sieg davon." —

So ſprach die beklagenswerthe Frau und heftete auf den kleinen Ornithologen einen Blick der unausſprechlichen Heiterkeit und Seelenruhe. Dann grüßte ſie freundlich und huldvoll die beiden Männer, und ſchritt leiſe, feierlich aus dem Gemach. Im Weggehen ſprach ſie zu zu dem Director: „Sorgen Sie, mein Freund, daß mich heute Niemand aufſucht; ich wünſche mein Glück in ungeſtörter Einſamkeit zu genießen."

„Was iſt das, Marquis?" rief der erſtaunte Director, als ſich die bedauernswürdigſte der Mütter entfernt hatte. —

„Was das iſt, fragen Sie?" — ſprach der

kleine Ornitholog. — „Ich will es Ihnen ſagen: Das iſt Wahnſinn.“ —

Der Director wurde abgerufen. Der Marquis aber nahm das Pergamentmanuſcript aus jener Welt, welches die Freundin in ſeiner Hand gelaſſen hatte, und begab ſich damit in den entlegenſten Winkel des geräumigen Gartens. Hier, in dem düſterſten Verſteck der noch immer dichtbelaubten Buchengänge ließ ſich der kleine Ornitholog auf eine Moosbank nieder, und bei einem Glaſe feurigen Burgunder, der zugleich mit ſeinen Vögeln aus der Reſidenz angekommen war, las er die hier wörtlich verzeichnete Dichtung.

Zu Deinem Gunſten, Leſer, verzeichnet ſie der Novelliſt. Beurtheile Du nun ſelbſt, ob ſie aus dieſer oder aus jener Welt ſtamme.

Ein Johannisnachtstraum.

(Neue Variationen über Sterben und Dichten, von einem Verſtorbenen.)

Er kam an's Stadtthor. Sein Gewand war unordentlich, ſein Angeſicht todtenbleich; ſein Haar flog in höchſter Verwirrung um ſeine Schläfe. Unter den haſtigen Schritten drohten ſeine Füße zu zerknicken. Der Hut war dem Armen in ſeiner Seelenangſt abhanden gekommen. Gut, daß der Thorwächter, halb ſchlaftrunken von der regendufligen Dämmerungskühle, auf ſeinem verſteckten Bänkchen ſaß; er hätte ſonſt ſicherlich dem verſtörten

Paſſagier Halt geboten. Denn das Unglück und die Verzweiflung ziehen nur dann frei durch Straßen und Thore, wenn ſie ſich in ihrem Coſtüm noch leidlich gut zuſammenhalten. Was unſern Unglücksmann betrifft, ſo ſchmeckte ſeine Tracht ſchon ein klein wenig nach dem großen, finſtern, vergitterten Hauſe, wo das Kleid aufhört den Mann zu machen, weil dort die Hoheiten und wahnwitzigen Eminenzen ſich ihre Diademe und Biſchofsmützen höchſteigenhändig aus Papier verfertigen.

Es war der Rüſttag vor dem heiligen Johannisfeſte. Von den drei dämmerungsdunklen Stadtthürmen waren eben die Schläge der neunten Abendſtunde herabgeklungen. Draußen vor dem Thor athmete der unſterbliche Geiſt der Natur würzig und duftig aus dem friſcheſten Grün. Einzelne Baumgruppen verſchwammen mit ihren vollen Kronen bereits in das Grau der Nacht. Die Vögel des Feldes zwitſcherten noch im hohen Getreide; ein rothtrüber Nachſtreif beſaumte noch den tiefen Horizont; die Winde waren alle entſchlafen; es ging ſchon feucht nieder, und was von Spaziergängern hier und da durch das Grün ſchritt wendete ſich Alles der Heimath zu.

Er, deſſen verſtörte Geſtalt wir ſo eben geſchildert, befand ſich jetzt neben der hohen weißen Mauer, die von der Außenſeite des Stadtthors an eine weite Strecke hinführt. Ueber das weißliche Gemäuer ragte zwiſchen Baumesgrün ein mächtiger Thurm empor. Der unheimliche verſtörte Geſell ſteht und zaudert und betrachtet ſich, wie zweifelnd, die Merkmale der Gegend. Endlich fragt er einen kleinen Knaben, der auf einem Steine ſitzt

und sich eine Weidenpfeife schneidet: „Liebes Söhnchen, ist dies der Gottesacker?" — Das Söhnchen sieht den Frager erst verwundert, dann ängstlich an, läßt dann sein Spielwerk im Stich und läuft eilig vor ihm davon.

„Wundersam!" ruft der arme Verstörte und schreitet weiter.

Endlich läßt das schwarze Eisengitterthor ihm, selbst in seiner Geistesverwirrung, keinen Zweifel mehr. Er betastet zögernd die kalten Stäbe. „Wird es noch offen sein?" Ja, es ist; es weicht seinem Druck. Mit der Gewandtheit einer Eidechse schlüpft er hinein und sucht seine Tritte lautlos zu machen auf den feuchten rothgelben Kieswegen. Aber der Kirchhof ist in viele Bezirke getheilt. Wo wird er finden, was er sucht? Alle Hügel — fast alle Hügel — sind grün und duften lieblich von süßen Blumen, welche die Treue darauf gepflanzt hat. Nur wenige Gräber stehen öde, versunken, wie bleiche Gespenster unter ihres Gleichen, und zeugen laut in ihrer öden kahlen Stille von dem Undank der späteren Geschlechter. „Werde ich denn auch den Hügel entdecken?" murmelt der verstörte Mann — oder laßt uns ihn lieber Jüngling nennen — in sich hinein; „sie sind alle so aufgeputzt, so geschmückt mit bräutlichen Sommerblumen, sie gleichen einander so sehr. Möchte es mir nur gelingen, von allen den schönsten Hügel herauszufinden, so hätte ich, was ich suche; denn unter dem schönsten muß sie ruhen, das kann nicht anders sein!"

Aber der Aermste fand den schönsten Hügel nicht; denn es war immer einer lieblicher als der andre. End-

lich gelangt sein irrender Fuß auf den letzten Todtenbezirk. Dort liegen im ungewissen Zwielicht die noch ganz frischen Gräber, die schon weißlicher und deutlicher durch die Dämmerung leuchten, auf denen keine lebendigen Sonnen- und Sternenblumen sprießen, sondern nur Kränze und Blättergewinde mit den Silberflittern und lilienweißen Bändern, die noch feucht sind von den Thränen der Liebe. Der Liebe? — Vielleicht auch der geheuchelten lasterhaften Wehmuth! Aber darum laßt uns die Menschheit nicht verkennen. Es fallen viele heiße Liebesthränen auf den Todtenkranz und auf das Sargtuch, viele so heiße, daß ihr unversiegbarer Sprudelquell den Weinenden verzehrt wie das unterirdische Feuer die Wurzeln der Erdgewächse.

Eben stand unser irrender Freund vor dem letzten der in Lage gereihten Hügel, vor dem allerfrischesten, aus dessen Schooß es so ganz eigen und bänglich zu duften schien. „Hier unten muß das Kleinod der Erde liegen. Hier ist ja der Duft so verzehrend, so in's Mark der Seele dringend. O Unvergeßliche, daß Du hier ruhest, ist kein Zweifel; es duftet nach Veilchen, nach Unsterblichkeitsblumen, nach lilienreiner Unschuld, nach makelloser Jungfräulichkeit. O dürfte ich dies Grab öffnen, mit meinen Fingern die rauhe Decke hinwegschaufeln, aufschließen Dein engen eignes Haus, die dumpfdröhnende Lade, und hinabsteigen zu Dir — — —"

Der Fuß des Armen traf hier auf frischgeworfenes lockres Erdreich, er strauchelte zwischen diesem und den darübergelegten Brettern; der Boden wich unter ihm; er

sank in eine offne Grube, die so in der Nähe sein irres Auge nicht bemerkt hatte.

„He, was gibt's hier, Freund?" hörte er die derbe Stimme eines Mannes über sich rufen — „was ist das für ein Benehmen, bei nächtlicher Zeit zum Spaß in die offnen Gräber zu springen? Steigt herauf, Herr, und zahlt willig Euren Gulden Strafe, und wartet ein andermal mit der Grablegung, bis Euer Stündlein geschlagen hat."

Der arme Jüngling stieg mit Hülfe des Todtengräbers aus der Grube und zahlte dem Behilflichen alles Silbergeld, was er bei sich trug. Es war wenig; denn der Gram, der an sich selbst zehrt, gleicht darin den Blumen des Feldes, daß er nicht für den andern Morgen sorgt. „Bist Du der Todtengräber, Freund," sprach der Jüngling, „so wirst Du mir sagen können, wer hier unter diesem Hügel ruht, hier, wo es so stark und sinnbetäubend duftet nach Auferstehungsblumen, nach tausend geheimnißvollen Seligkeiten. Eine Jungfrau liegt unter diesem Hügel, die schönste, die auf Erden wandelte. Ist es nicht so?"

„Nicht doch," sprach der Todtengräber; „hier in diesem Grabe, aus welchem es — mit Eurem Verlaub zu reden — eher stinkt als duftet, ruht der aufgeschwemmte Leib des reichen Martin, des ehemaligen Steuerpächters. Mit demselben dicken Hängebauch, den er sich im Leben aus den Beuteln der armen steuerpflichtigen Unterthanen langsam angemästet, beschwert er nun im Tode noch ihre unschuldigen Nasen. Ein wahrer Land- und Leutefresser war das; man könnte eine ganze Hufe Landes auf ihn werfen, er würde sie doch durchstinken. Wenn Ihr also

nicht ganz und gar am Schnupfen leidet, liebſter Herr, ſo kommt weg von hier; denn das ſind wahrlich keine Auferſtehungsblumen!"

„Und wer ſoll in das daneben befindliche offne Grab gelegt werden?" fragte der Jüngling, ſchaudernd im Vorgefühl der Antwort.

„Da kommt nun wieder ein ſchönes liebliches Jungfräulein hinein zu liegen, wie das zu gehen pflegt im Tode, wo Alles gleich iſt. Meint Ihr dieſe Jungfrau, Herr, ſo fragt morgen wieder an; die kommt erſt morgen beim Sonnenaufgang zur Beſtattung. Kann's Euch, meiner Treu', nicht verdenken, wenn Ihr um die ſchöne junge Dame Leid tragt; denn ſie war der Augentroſt, die Wunderblume der ganzen Gegend — und doch kein zu koſtbares Pflänzlein für den Meiſter Senſenmann."

„Und dieſer Juwel aller Lieblichkeit, dieſer verklärte Engel, wie keiner je geweſen, ſoll hier, hier neben dieſem ſtinkenden Wucherer, neben dieſem fauligen Auswurf der Menſchheit beſtattet werden?" rief der Jüngling mit verzweifelter Heftigkeit. — „Nimmermehr, Kerl, ſoll das geſchehen! Weit, weit hinweg von ihm ſollſt Du ihr Grab bereiten. Ich, ich ſelbſt will Dir den Platz bezeichnen; jetzt ſogleich nimm Spaten und Schaufel, zünde Dir Licht an, oder vielleicht ſteigt noch der Mond herauf über Deinem frommen Werk — —"

„Nicht ſo, Herr," ſprach der Todtengräber; „der Platz iſt einmal verzeichnet, die Leichen müſſen der Folge nach neben einander zu liegen kommen."

„Ich morde Dich, wenn Du es wagſt, ihren Sarg in dieſe Höllengrube zu verſenken!" — ſchrie der Jüng-

ling ganz außer ſich und packte den erſchrocknen Burſchen bei der Bruſt — — — „Oder halt! ich beſinne mich, daß ich zu Hauſe noch etwas Geld beſitze; ich will es Dir alles geben, wenn Du dies Loch eiligſt zuwirfſt, und mir dort, wo die vier breitäſtigen Linden und die ſchönen Roſenhecken ſtehen, ein Grab für den Abgott meiner Seele bereiteſt. Ganz mit Blumen ſoll es ausgefüttert werden, mit einem Meer von Blumen bedeckt die troſtloſe ſchwarze Höhle; Bäume des Lebens ſollen wachſen, grünen, blühen über Deinem Staube, Du Unvergleichlichſte! — — Nun raſch den Spaten, Kerl, und mach' fertig!"

„Seid Ihr denn aber ein Verwandter von der Seligen, liebſter Herr?" — frug der Todtengräber — „ein Bruder oder Bräutigam? Ich ſag' es Euch für gewiß, daß ich auf Euer Geheiß nichts thun kann. Die Sache muß ſo in der Ordnung bleiben; es wäre denn, wie Ihr bemerktet, in Betreff nemlich einer Remuneration oder dergleichen, in welchem Fall ein andres Plätzchen allenfalls zu erwirken wäre."

„Ich ſage Dir, geldhungriger Wicht, zwölf Goldſtücke zahle ich Dir; Alles, was ich beſitze; Henkeldukaten von den Taufpathen, goldner Mutter- und Vaterſegen aus den ſeligen Tagen der Kindheit. Das Alles mit ſeinen Erinnerungen von Freude, Liebe und ſtillem Kindesglück gebe ich Dir für ein Grab, für ihr Grab. Ach, daß es für ſie iſt, und daß es für ihr Grab ſein muß! Um welche Stunde wird die Beſtattung ſein?"

„Um vier Uhr Morgens."

„Dann will ich um drei Uhr beim Grabe ſein und

Dir Deinen Lohn bringen; beim neuen Grabe, hörst Du, Kerl? Und die schönsten Blumen, die der Frühling hat, will ich noch diese Stunde kaufen, und wenn dann morgen in der Frühe sie die entschlafene Herrliche bringen, dann will ich hinter diesen dichten Bäumen stehen, und, wie die Löwin nach ihrem Jungen, hervorspringen und unter meiner Thränen Flammenströmen die erste Hand voll Erde in die Gruft streuen."

„Will meine Sache auf's beste besorgen," bemerkte der Todtengräber, und ging nach seinem Werkzeug. Der Jüngling aber schritt, oder wankte, um ein klein wenig beruhigter — wenn es für den verzweifelten Gram eine Beruhigung gibt — über die Gräber nach dem Ausgangsthor.

Man sieht, es fehlte dem hutlosen Menschenkinde nicht ganz an Phantasie. Wer aber war eigentlich dies Menschenkind von der traurigen Gestalt? Diese Frage hoffen wir dem Leser in dem folgenden Abschnitt lösen zu können.

II.

In der großen, weiten, schönen Gotteswelt — die, beiläufig bemerkt, hin und wieder ihre Gift- und Teufelspuncte hat — gibt es unter den Millionen Gattungen der Lebendigen eine Gattung, deren verborgnes, verhülltes, in fast unerforschlicher Tiefe sich verzehrendes Innere, wenn Du es auf einmal im vollen klaren Sonnenlichte erschauen könntest, Dich mit gewaltigerem Staunen er-

füllen würde, als der Niagarafall oder die Pyramiden des Nilthals. Und dieſe ſeltſam-abenteuerliche Weſengattung iſt der Zahl nach ſo gering, daß Du allen zu ihr gehörigen Individuen, wollteſt Du ſie einmal zu einer gemeinſamen Gottesandachtsfeier verſammeln, in der kleinſten Kirchhofcapelle Raum verſchaffen würdeſt. Einen wirklichen wahrhaftigen Namen für dieſe wenigen auserwählten Weltgeſchöpfe, einen ſolchen Namen nemlich, der im Blitzſtrahl eines einzigen kurzen Wortes ihre unausſprechliche Natur ganz offenbarte, hat man bis jetzt nicht gefunden; willſt Du ſie aber Dichter nennen, dann kennſt Du ſie mindeſtens nach ihrem äußeren Thun und Laſſen und nach der Weltmeinung, die Du aber dennoch in ihrer Trübe und Unzulänglichkeit nicht für voll nehmen darfſt. Willſt Du aber vielmehr ein Gleichniß haben, ein Symbol, um darnach die Weſenheit des Dichters und ſeinen innerſten Kern zu ermeſſen, ſo ſei dies Gleichniß und Symbolum die Welt ſelber mit ihren zahlloſen Geſtaltungen. Denn die Welt iſt ſelbſt die Poeſie, in allen Dingen und in jedem Ding, und wenn die Welt nicht ein Weltgedicht wäre, und der heilige Geiſt der Poeſie nicht ihr eingeboren wäre von und zu Ewigkeit, ſo wäre ſie gar nicht vorhanden. Von dieſer uranfänglichen poetiſchen Schöpfungsoffenbarung weiß freilich der Weltphiliſter nichts, von dem es dafür aber auch im alten Burſchenliede heißt, daß er ſich nur fett zu freſſen verſteht. Der Philiſter iſt das einzige, außereinzige Weltgeſchöpf, das an der Poeſie des Weltalls zweifelt; für dieſen frevelhaften Zweifel beſtraft aber der heilige Weltgeiſt den Philiſter dadurch, daß er ihn eben

entweder zu fett oder zu mager werden läßt, und daß er ihn in ſeines Unglaubens poſſirlicher Ungeſtalt zum Buffo der Poeſie ſelbſt erhebt. Auf dieſe Weiſe kömmt der Philiſter zwar nicht zur Anerkenntniß deſſen, daß er der Poeſie unterthänig iſt, aber er empfindet wenigſtens, daß ihn irgend Jemand, gegen den er nichts ausrichten kann — zum Narren hat. Und dies iſt immer genug für einen Philiſter.

Aber der Dichter geht ſeine ſtille Bahn und ſchaut nicht nach rechts und nach links, ſondern in die Tiefe der Welt und aller Dinge. Er achtet nicht auf den Stand der Actien und auf die Jahresabſchlüſſe der deutſchen Buchhändler in der deutſchen Buchhändlerbörſe; er achtet aber auf die Seufzer und Pulſirungen der Menſchennatur. Dieſe Liebes- und Leidensklänge ſchreibt er ſich ein in das Skizzenbuch ſeiner Erinnerung, und aus dieſem bildet er in einer ſtillen Stunde im Angeſicht der untergehenden Sonne oder eines Gewitters ein Gedicht. Wie ein Traum erſcheint dem Dichter das ganze Leben und ſein Leben; aber in dieſem Traume erkennt er die Elemente der Wahrheit, und aus dieſen untheilbaren Atomen, die er bildend zuſammenſchließt, beſteht ſein Gedicht. Darum verſteht es der Philiſter nicht, weil es die vergeiſtigte Wirklichkeit eines Traums iſt.

Mein Zweck erheiſcht es, daß ich Dir, verehrter Leſer, die Weſenheit des Dichters noch ausführlicher beſchreibe. Verleihe mir alſo ferner Gehör. Wenn nemlich Du oder ich, die wir keine Dichter ſind, oder vielleicht jener Steuerreviſor, dieſer Oberſtlieutnant, jener Eiſenbahnbevollmächtigte, dieſer Lederhändler und dergleichen

mehr, wenn wir, die Genannten, an irgend einem schönen Juliusmorgen früh zwischen fünf und sechs Uhr vor einer aufgebrochenen Blume stehen, auf deren Blättern noch die Nachttropfen perlen u. s. w. — wenn dies also der Fall ist, nun so bleiben wir eben stehen und rufen: „Welch' eine schöne Blume ist dies! Wie das blitzt, und wie frisch es aussieht! Es riecht auch nicht übel, und wenn ich nur gleich meine lange Pfeife und meinen Kaffee, der noch nicht fertig ist, und einen Stuhl und ein Nachttischchen aus dem Oberstübchen linker Hand hier hätte, so könnt' ich wohl ganze Stunden vor dieser Blume sitzen bleiben und die Weisheit des lieben Gottes bewundern, der just in meinem Garten so ein allerliebstes Ding hat aufbrechen lassen." Auf diese oder doch ungefähr auf diese Weise würden wir unserer Bewunderung Luft machen, und nach Maaßgabe der Umstände würden wir Beide, Du und ich, uns ohne Umstände eine der schönen Blüten vom Stengel brechen. Was Dich betrifft, Du würdest die gepflückte in ein Glas mit Wasser stecken, um sie späterhin Deinem Liebchen zu schenken; was mich betrifft, ich würde sie aus Zerstreuung in den Händen zerpflücken, weil mir mein Liebstes gestorben ist. Was den Oberstlieutenant betrifft, der würde die abgepflückten in's Knopfloch stecken; der Eisenbahnbevollmächtigte würde sein Blümchen mit dem Munde zerkauen, weil er die Finger zu seinen Morgencalculs benutzen muß; der Lederhändler würde die vollste Blüte brechen und dann seine Frau rufen, um sie mit der Blüte zu vergleichen; der Steuerrevisor aber würde zuerst seine Frau rufen, und zwar um wegen des Pflückens

der Blume ihre Erlaubniß nachzusuchen, die sie ihm nach Maaßgabe ihrer Morgenlaune bewilligen oder vorenthalten würde. Dies also, verehrter Leser, würde die Geschichte unsrer Blumenbetrachtung sein. Siehst Du nun aber den Dichter in einem morgentlichen Blumengarten wandeln, so macht er es weit anders. Er schaut auf die abenteuerliche Windung der Blätter; er blickt in die purpurleuchtende Tiefe des Blumenkelchs, er geht mit dem Auge an dem thaublitzenden Stengel auf und ab; aber in Kelch und Blatt, in dem Thau und in der ganzen seltsam, wunderbar geformten duftigen Blumeneinheit schaut er noch etwas Anders, was wir nicht geschaut haben, etwas Unsichtbares, was aber doch in der Blume sich äußert, etwas Unsagbares, das aber gleich dem Schatten eines Abgeschiedenen in der Blume hauset und von ihrer Erscheinung nicht abzulösen ist. Den Dichter wird nicht darnach verlangen, die Blume vom Stengel zu pflücken, sondern in seinem Sinnen über die Blumengestalt wird er es vergessen, daß man sie brechen kann. Und hat nun die eingeborne Schönheit der Blume sich recht deutlich ihm vor die Seele gestellt, so wird dies, wie durch das Wunder eines Augenblicks, wie durch ein hochheiliges Transsubstantiationsgeheimniß hervorgerufen, schon nicht mehr die Blume selbst sein, sondern es wird schon eine andere, eine höhere, eine geistigere Gestalt sein, ein anderes Weltgeschöpf, das sich eben so fortverwandelt und in der Seele des Dichters zur höheren Weltgestalt wird. So erlebt der denkende Dichter in seiner einfachen Betrachtung eine Kette von Verwandlungen, Kreis auf Kreis in's Unendliche, die dennoch in einander

greifen, und von denen der letzte der höchste ist, bis der Gedanke versagt und die Phantasie ihren Marksteln gefunden hat. Dann ist aber auch der Moment erschienen, wo das Gedicht vollendet ist. Die Blume war das Erste; aber in dem schönen lichten Kreislauf hat sich die Blume zum Edleren, zum Edelsten verklärt. Der Dichter wird nun nicht daran denken, die Blume, die ihm solches beigebracht, etwa in einem Anflug von Dankbarkeit in's Knopfloch zu stecken; sondern er wird von dannen gehen und weiter fortwandeln, bis eine andere Erscheinung ihn von Neuem zur Betrachtung auffordert.

Laß mich Dir, Leser, noch eine kleine Weile vom Dichter erzählen. Ich bin gewiß, Du wirst das Warum einsehen, wenn Du diesen kleinen Johannisnachtstraum, bei welchem Du freilich nicht an des ewig-großen Meisters Sommernachtstraum denken mußt, mir nachgeträumt haben wirst. Heut zu Tage geht ein spärlich begabtes, eitelkeit-strotzendes Geschlecht damit um, auszurotten Alles, was der Dichtung angehört. Diesen miserablen Actus der Weltgeschichte nennt man die Emancipation des Talents. Aber beim wahren Licht des Gedankens betrachtet, sind diese Emancipationsversuche nur plumpe Verräthereien an dem Genius, Verräthereien, denen schon um ihrer unaussprechlichen Plumpheit willen ein unaussprechlicher Hohn gebührt. Doch davon hernach. Kehren wir für jetzt zurück zum Dichter, weil es sich hier um das grimmige humoristische Verhängniß eines armen Poeten handelt. O, die Geschichte vom armen Poeten, es ist eine reichhaltige unerschöpfliche Weltfrage, deren Lösung allein jene Geistreichen alle, die den Dichtergenius,

den Lauteren, Einiggroßen, an die rohe Maſſe verrathen, überflüſſig für ihr ganzes Leben beſchäftigen könnte! —

Der Dichter, und ein Dichter zu ſein, das iſt ein doppeltes Geheimniß, ein Geheimniß des Gedankens, ein Geheimniß auch der Natur. Wer da nicht begriffen hat, wie in der Seele des Dichters Natur und Geiſt ſchaffend und zeugend, leidend und erkennend durch einander ſpielen, der hat auch noch das unvollkommenſte Proſabild von ſeiner überwiegenden Größe, Macht und Herrlichkeit. Alle Dichtergabe iſt zuerſt eine Naturweihe, und damit zugleich eine Todesweihe, eine wirkliche leibhaftige Todesweihe. Wie dies, mein freundlicher Leſer, der Dichter etwa ausdrückt, möchte ich Dir leicht aus dem nachſtehenden Poema beweiſen, welches eben jenen hutloſen verſtörten Mann, deſſen oberflächliche Bekanntſchaft Du im erſten Abſchnitt machteſt, den Du aber im letzten noch beſſer wirſt kennen lernen, zum Verfaſſer hat. Es führt dies Gedicht die naive Aufſchrift: „Dichters Kreuzigung" und lautet ſo:

Blick' auf, o Welt! Ein Kreuz iſt aufgerichtet,
Und an dem Kreuze hangt des Dichters Seele;
Ein Golgatha von Schädeln iſt geſchichtet,
Sich wölbend über dunkler Grabeshöhle.

Blick' auf, o Welt, und ſchau' die Nägelmale,
Und ſieh' der Seele Schattenleib erzittern,
Sich angſtvoll löſen von dem Erdenthale,
Auffahren unter tauſend Ungewittern.

Bald wird der Sonnenball den Schein verlieren,
Dann träuft das letzte Blut aus den fünf Wunden;
Dann wird der Erdgeiſt ſeine Flammen ſchüren,
Und Firmament wird ſein in Nacht verſchwunden.

Noch aber iſt der Vorhang nicht zerſpalten,
Der Tempelbau beginnt erſt leis zu wanken.
Noch kreiſen noch der Raben Nachtgeſtalten;
Das ſind die ſchmerzerfüllten Gottgedanken.

Du, welche trägt der Menſchenalter Sünde,
Du, Seele, zitterſt noch im Todeskampfe.
Deckt, Auge, Dich noch nicht des Todes Binde,
Wornach noch dürſteſt Du im Scheidekampfe?

Du dürſteſt nach der mater dolorosa,
In deren Liebesbuſen Schwerter dringen;
Auf ew'gen Mitleidsflügeln der Maria
Verlangſt Du, Seele, Dich imperzuſchwingen.

Du dürſteſt nach des Liebesjüngers Nähe,
Daß er, Blut weinend, Kreuzesſtamm umwinde;
Du dürſteſt nach dem heil'gen Doppelwehe,
In dem der Schmerz der Welt ſein Echo finde.

So hofft Du ſterbend noch? O ſchließe, ſchließe,
Göttlicher Dulder, Dein umſtortes Auge,
Und aus der ſpeerdurchbohrten Seite fließe
Der letzte Tropfen, den der Felſen ſauge!

Am Fuße Deines Kreuzes kniet Keine,
Kein Schweißtuch ſammelt Deines Blutes Roſen
Auf Golgatha biſt Du der einzig Eine,
Ein Sterbender, in wüſte Luft verſtoßen!

Ein Himmelreich, Du brachteſt es hernieder;
Zieh' auf in's Paradies, Du haſt's erworben.
Nacht wird's; der Donner kommt auf Sturms Gefieder.
Verzweifle Welt, Dein Heil'ger iſt geſtorben.

In der That, mein Leſer, für einen Menſchen, der keinen Hut hatte, findeſt Du dies Gedichtlein gewiß ganz leidlich; verſteht ſich bis auf einige unangenehme Stellen:

Kein Schweißtuch ſammelt ſeines Blutes Roſen,
Auf Golgatha iſt er der einzig Eine,
Ein Sterbender, in wüſte Luft verſtoßen! —

Das iſt eine zu harte, eine viel zu harte Stelle, welche gar nicht ſtimmt mit den weichen ſenſiblen Backenbärten unſrer Geiſtreichen, Modernſten. Wozu ein Schweißtuch, um den Dichtertodesſchweiß zu trocknen? Wenn nur zwei ſeidne Taſchentuchzipfel aus der Rocktaſche blicken, ſobald man auf der Promenade geht. Wozu überhaupt ſein rothes Blut hinſpritzen auf der Schädelſtätte oder irgend einer andern Stätte? Diable! ein ſchriftſtellernder Mederner muß vorſichtig ſein, und wenn er dies iſt, ſo kann er in Damengeſellſchaften Vorleſungen halten, und kann noch dazu den Narren im König Lear vorleſen, und braucht ſich dabei nicht in den Finger zu ritzen. Wer zahm genug iſt, und es nicht an ſeiner Wäſche fehlen läßt, und den Kopf ein wenig ſentimentaliſch unter dem Caſtorhut zu neigen verſteht, der braucht ſich vor dem Verſtoßenwerden, am wenigſten in die Luft, gar nicht zu fürchten, und er kann noch obendrein in ſeinen Zwiſchenſtunden ein wenig genial ſein. Aber laſſen wir dies Thema fallen. Peter Grinsgeire, der Narren- und Myſterienpoet aus dem Siècle Ludwig des Eilften, pflegte zu ſagen, man müſſe von einigen Dingen laut, von anderen heimlich, von noch anderen aber gar nicht ſprechen. Und dies ſcheint mir für jedes Jahrhundert die richtige Maxime zu ſein, obwohl ihr Erfinder, trotz ihrer, beinahe einmal an den Galgen gekommen wäre.

Obiges nun waren die Anſichten unſres Verſtörten

über die Dichter-Todesweihe. Verzeihe mir nun, mein Leſer, wenn ich Dir jetzt nun noch ein kleines Pröbchen von ſeinen Gedanken über die Naturweihe des Poeten darlege. Es iſt dies Pröbchen allerdings etwas kränklich zu nennen; aber auch die Delirien der böſen Fieber und die Paroxysmen der Nervenzufalle muß ja der Dichter aushalten und in ſeiner incroyable-ſtarken Natur verarbeiten. Hier das Pröbchen. Der Dichter verkündet, was einſt vor vielen Hundert Jahren im bergigen Süden des deutſchen Landes ſich zutrug, in dem mächtigen Dom eines dunklen Waldes, worin ein breiter blauer Strom ſeine Fluten wälzte.

Einſt vor vielen Hundert Jahren
War's im Lenz und Alles blühte,
Eben da des Tages erſter
Purpurſchein am Himmel glühte,
Daß zwo rüſtige Geſellen
Zogen durch den grünen Wald.
Dieſe kamen an des ſchönen
Blauen Stromes Ufer bald.

Und das waren Sänger beide,
Süßen Liedes wohl erfahren,
Die bei minniglichen Frauen
Sonderlich geliebet waren.
Kamen, legten ſich ſeldander
An des Stromes grünen Strand
Denn es lieben milde Sänger
Kühlen Waſſers Uferland.

War daſelbſt von ſchönen Blumen
Tauſendfardiges Gefunkel,
Maienlüfte gegen leiſe,
Und das Laubwerk grünte dunkel;
Aber aus des Stromes Wellen
Stieg ſo eigner Duft empor,
Wie aus Regenbogenſtrahlen,
Webte ſich ein goldner Flor.

Sprach da der Gesellen einer,
Die dort ruhten, zu dem andern:
Lieber, welche goldne Ruhe
Nach so vieler Tage Wandern!
Scheint's Dir nicht wie rosenrother
Feuchter Nebelglanz zu weh'n,
Und als wollten wunderbare
Bilder werden und zergeh'n?

Und in tiefem Wassergrunde
Hörst Du nicht ein duftig Klingen?
Lieder, die als Lichtgestalten
Rosig durch die Wellen dringen?
Und ich höre doch die tiefe
Dunkle Wassermelodie,
Greife selber in die Saiten,
Leisen Tons begleit' ich sie:

Tiefer Strom, Du wunderbarer,
Hebest Deine blauen Wogen,
Und sie kommen schön in Farben,
Schön in Düften angezogen,
Spülen auf aus tiefstem Grunde
Ein unendlich Klagelied,
Das auf ihrem feuchten Saume
Roch als goldner Nebel blüht.

Und die blauen Wogen alle
Werden liebetrunkne Augen,
Welche schwimmen blau und lockend,
Und am tiefen Leben saugen;
Und es kommen weiße Arme,
Und der Lippen Purpurglut
Und der Wangen Rosenblüte
Spielen auf der heitren Flut.

Ach, und Lied wird immer bänger,
So sich wölkt aus Wassers Grunde,
Ach, und Herz fühlst immer heißer
Brennen Deiner Sehnsucht Wunde;
Meiner Harfe letzte dunkle
Erdentöne, klinget aus!
Wasserharfen spielen prächtig
Drunten im krystallnen Haus.

Waſſerſtimmen, Waſſerangen,
Welche rufen, welche winken,
Feuchte friſche Waſſerlippen,
Eure Küſſe will ich trinken;
Erde, welche traurig grünet,
Dich verlaſſ' ich allsogleich,
Steige mit der goldnen Harfe
In des Abgrunds fröhlich Reich.

Bei dieſer Stelle angelangt, erſchrak unſer Verſtörter, der, wie der Leſer nun wohl merkt, nichts Andres war denn ein Poet, damals ſehr. Denn die Schreibtafel, in die er dieſe ſeine poetiſche Verzückung ſo eben eingeſchrieben, war ſeinen Händen entfallen und trieb auf den blauen Wellen des Fluſſes. Schon ſchwamm die Kopfbedeckung des Poeten weit, weit ſtromabwärts. Beinahe wäre der Poet ſelbſt nachgetaumelt; denn der Geiſt und die Betrachtung hatten ihn ein wenig zu ſehr objectivirt.

Dies war zu jener Zeit, da unſer Freund das obige Gedicht, das wir nur als Pröbchen einer etwas kränklichen Naturweihe mittheilten, niederſchrieb. Auch damals mußte er baarhaupt nach Hauſe wandern, was überhaupt zu ſeinen Verhängniſſen gehörte. —

Der bleiche Jordanus, — denn ſo wollen wir unſern Freund nennen, ſo lange wir ſeine Geſellſchaft noch genießen werden — war alſo ſeines Zeichens ein Dichter, und es gehörte zu ſeinen Hauptſchwächen, über die Poeſie ſelbſt viel nachzudenken. Viele ſchalten ihn deshalb thöricht, und er ſelbſt nannte ſich unglücklich. Welches Prädicat Du, mein Leſer, ihm ertheilen willſt, bleibt Deinem Ermeſſen überlaſſen. So viel iſt gewiß, daß Jordanus gar keine Cirkel beſuchte; er ſaß tagelang

daheim in seinem Mansardstübchen und wandelte darin auf und nieder, und zuweilen ging es ihm wie dem Collaborator Liborius: er hatte in der hellen Mittagsstunde poetische Visionen. Zur Nachtzeit aber war er sehr gern im Freien, und die düsterſten Orte, wo uralte Linden rauschten, wo die Wellen der Ströme leise klagend hinschlichen, wo die Abendwinde auf kahlen Höhen ihr schauerliches Spiel trieben, diese waren ihm die liebsten. Nun hatte sich in der Stadt, wo Jordanus hauste, eine kleine Clique schriftstellernder Männer gebildet, die sich für etwas recht Großes ausgaben, und welche meinten, die deutsche Poesie könne nicht bestehen ohne ihr Conventikel. Diese sahen den armen, bleichen, jederzeit verstörten Jordanus über die Schulter an, und verschmähten es, mit ihm zu sprechen und mit ihm zu wandeln, und gaben ihm Schuld, er arbeite durch seine trübselige Erscheinung dem Zeitgeist entgegen, und bewege sich in dem schmutzigen Tümpel der Stabilität, und sei nicht würdig, die heiligen Hallen der Aldobrandini'schen — nicht Bibliothek, sondern Conditorei zu besuchen, wo nemlich die feinen Herren zusammenkamen und den deutschen Fortschritt oder auch die Emancipation der Frauen besprachen, nach dem Grundsatz: Machet Euch Freunde mit dem schönen, aber ungerechten Mammon. Dieses systematische Desavouement empörte den bleichen Jordanus; denn er war, obwohl etwas blässer als andre Leute, doch ein Mensch, und da er zufällig bei einem alten, würdigen, in Wort und That herrlichen Philosophen gelernt hatte, daß man in dem Individuum jederzeit auch die Gattung verletzt: so empörte ihn dies

doppelt, und er fand jene negative Verachtung ſeiner Gattung unpoetiſch. Nur einmal, nur ein einziges Mal ließ er dieſen kleinen Scrupel laut werden; da erklärte man ihn ſogleich in die Acht, und es fehlte wenig, daß man nicht bei Aldobrandini eine Bannbulle, auf ein Sahnentörtchen geſchrieben, gegen ihn ausgefertigt hätte. Als ſolches dem Verkannten zu Ohren kam, ging er ſtill nach Hauſe, und ſtellte in einer recht düſtern Regennacht beim trüben Schein ſeines Studirlämpchens folgende Betrachtungen an: „Der Dichter," ſprach er bei ſich ſelbſt, „muß Hohn und Schmach erdulden, auf daß er eingehe zur Herrlichkeit und zu ſeines Herrn Freude. Höhnet Ihr nur den Geiſt des Dichters, Ihr Scheinpoeten; ein höherer Geiſt ſieht auf Eure Thaten und wird ſie dereinſt richten. Verſpottet Ihr nur den treuen Dichter und ſprechet den Fluch über ihn aus; um ſo inniger wird er ſich mit ſeinem ganzen Weſen zu der Natur neigen und zu dem unendlichen Geiſte, der in ihr wirkt. Ja, die Naturvertiefung, das iſt die wahre Seligkeit des Dichters; denn aus der geheimen Werkſtätte der Natur muß er den Gedanken locken, wie ein gemeiner Mann den Feuerfunken aus dem Kieſelſteine. Aber ſo mitleids- als erſtaunenswerth iſt es, wie jene ihren Beruf verkennen. In den kleinlichen Intereſſen der bürgerlichen Societät wühlen ſie umher und in den armſeligen ſchadhaften Tagesintereſſen, und bemerken nicht, daß hier das göttliche Feuer der Poeſie längſt ausgeglommen iſt, und ahnen nicht, daß dies feurige Auge ganz wo anders leuchtet, nemlich in jenen unterirdiſchen Räumen, wo Seele und Leib, Natürliches und Geiſtiges

zuſammenfallen. Zwei Weſenheiten ſind es, welche die Poeſie zu dem machen, was ſie iſt und von Ewigkeit her geweſen iſt: die Einkehr und die Erinnerung. Aber iſt das wohl Einkehr, was nicht das Leben im tiefſten Innern, ſondern das Leben nur in ſeiner ſchalen Extremität, in ſeinen ſchadhaften ſocialen Conflicten erfaßt? Und iſt das wohl Erinnerung, was ſich nur mit dem wirren trüben Lauf und Streit der Gegenwart beſchäftigt? Ihr Dichtenden und Verwerfenden wollt der Zeit einen Spiegel vorhalten in Euren Erzeugniſſen; in der That ein lebendiger, ach, ein großer und belohnender Gedanke! Aber iſt das auch die Zeit, die Ihr abſpiegelt, oder nicht vielmehr jenes abgebleichte Bild von der unermeßlichen Eitelkeit der Zeit, von deren trüber ſchädlicher Muttermilch auch Ihr getrunken? O dies Getränk, da Ihr es koſtetet, ſchmeckte es Euch gut; aber es hat Euch zu Egoiſten gemacht, und Ihr wiſſet es Selbſt nicht. Egoismus iſt der Gegenfüßler der Liebe. Scheidet den Dichter von der Liebe, ſo ſcheidet Ihr ihn von der Dichtung. Auf meinen Nachtwegen (meditirte der verſtörte Jordanus weiter) zeigte mir der Geiſt mehrere Geſpenſter, die an mir vorüberſchlüpften und hüpften, dergleichen ſeltſamliche mein Auge noch nie erblickt hatte, obgleich ich an Geſpenſter gewöhnt bin. Und was waren dies für hüpfende Geſpenſter? Das waren die Seelchen der heutigen Dichter, welche dichten ohne die Poeſie. Ich erkannte ſie an ihren Zügen, erkannte ſie an ihrer obligaten Haltung, an der Weiſe, wie ſie mich anſtaunten; ich erkannte ſie an der gezwungenen Harmonie ihrer Bewegungen, an dem gekräuſelten Schnurr-

hart, an dem glattanliegenden Beinkleid. Sie, dieſe Geiſterchen, werden nie gekreuzigt werden; aber ſie glauben nichtsdeſtoweniger an die Auferſtehung des Fleiſches." —

Merkwürdig iſt auch eine Stelle, welche der wüſte Jordanus eben in jener Nacht in ſein Tagebuch ſchrieb, und wobei er endlich einſchlief. Denn ein Tagebuch zu führen, bleibt immer, ſelbſt für einen Dichter, etwas Langweiliges. Sie lautet ſo: „Wie kommt es, daß es heut zu Tage Dichter gibt, die da an Geſpenſter, an magnetiſche Geſichte glauben? Es kommt daher, weil der Geiſt aus der Poeſie gewichen iſt. Ihn wieder einzuſetzen in ſein ewiges hochheiliges Recht, welch' eine ſchöne, unſterblichen Ruhm verheißende Lebensaufgabe! Warum finden ſich ſo Wenige, die ſie übernehmen wollen? Weil ſo Viele die Niederfahrt zur Unterwelt ſcheuen; weil ſie es vorziehen, ſich zu ſonnen am Licht ihres Egoismus. O freilich ſitzt ein Schriftſteller-Herzogshut, an deſſen modiſchen Krämpen die einzelnen Verdienſtchen figuriren wie die bleiernen Heilgenbilderchen am Hute des Eilften Ludwig, o freilich ſitzt der beſſer auf einem Schriftſtellertoupé, als die blutige Dornenkrone der Dichtung! Und woher die nichtige, vollkommen inhaltloſe Bezeichnung: Schriftſteller? Sonſt wußte man von Autoren; ſie nahmen ſich freilich etwas ſteifleinen aus, aber man ſpürte doch noch etwas vom Urheber darin, wenigſtens den letzten Grund eines Inhalts. Aber nun, in den Zeiten der Culturnovellen, nennt man ſich Schriftſteller. Was iſt ein Schriftſteller? Gar nichts. In dieſem Namen liegt die abſtracteſte Hanf-

wurſterei, die es geben kann. Jedermann in der Welt, wenn er etwas ſein will, muß etwas Beſondres ſein. Iſt nicht jede Blume eine eigne Beſonderheit? nicht jeder Stein etwas Beſondres? Ein Schriftſteller nur, ein Mann, der ſich für den Kreuzfahrer nach dem Lande Kanaan hält, iſt gar nichts Beſondres; denn der Armſeligſte kann ein Schriftſteller ſein. Wenn einmal in der deutſchen Sprache das Stellen und das Setzen gleichbedeuten werden, wird alsdann nicht die ganze unſterbliche Kategorie der Schriftſteller untergegangen ſein? Ich hörte einmal einen geiſtreichen jungen Autor, der es im Ernſte war, äußern: Wahrlich, es iſt das Schönſte, ein deutſcher Schriftſteller zu ſein! Das war ein Moment der Verzückung. Aber — bemerkt wohl — er ſagte nicht: Dichter; er ſagte — Schriftſteller." —

Bei dieſem letzten Worte war Jordanus eingeſchlafen. Und ſomit wäre unſer Dichtercapitel beendigt.

III.

Auf dem Heimweg vom Gottesacker verließen wir am Rüſtabend vor Johannis den bleichen Dichterjüngling. Er kam nach Hauſe auf ſein Zimmerchen, und das Erſte, was er hier vornahm, war, daß er ſeiner Wirthin ſchellte. Denn ein Klingelzug mit geſtickter Schnur war beinahe der einzige Comfort, der in ſeinen vier Wänden zu finden war. Die Wirthin kam ſogleich, und wir müſſen ſagen, ſie war eine

herzlich gutmüthige Frau, wiewohl sie nur vom Plätten feiner Schriftstellerwäsche ihren Lebensunterhalt bezog. Aber der große Erasmus von Rotterdam hatte auch eine Waschfrau zur Wirthin, als er in London wohnte, welche ihm auf Rechnung seine defecten Unaussprechlichen flickte, und eine allgemeine Geschichte der großen Literaten würde zugleich eine Geschichte der Wäscherinnen sein, die das Schicksal zu ihren Hauswirthinnen machte.

Jordanus' Wirthin fühlte etwas von mütterlicher Zärtlichkeit zu ihrem Schutzbefohlenen; denn als solchen betrachtete sie den verstörten Poeten. Sie studirte sich gern in seine Stimmungen; sie schmollte, wenn sie bemerkte, daß dies dazu beitragen konnte, seine wüsten Gedanken zu concentriren; sie lachte, wenn sie ihn bei guter Laune wähnte; sie räusperte sich, wenn er bei der Küche vorüberging, um seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen; sie machte ihn auf seine fehlenden Rockknöpfe aufmerksam; sie band ihm die Schleife des Busentuchs; sie streichelte ihm die blasse Wange, wenn seine Toilette besser als gewöhnlich gelungen war; sie fragte liebreich an, ob er etwas Brustthee wünsche, wenn er an Heiserkeit litt. Sie veranlaßte ihn zwar nie, ihr seine Verse vorzulesen, aber nichtsdestoweniger war sie der Schutzgeist dieser verwaisten Dichternatur. Wenn Jordanus sie, die um ihn Geschäftige, so betrachtete, dann begriff er die Worte des liebenswürdigsten Dichters:

Ehret die Frauen, sie flechten und weben
Himmlische Rosen in's irdische Leben. —

„Was wünschen Sie, bester Herr Doctor?" war die Frage der eintretenden Wirthin.

„Liebe Frau Unruh" — dies war ihr bezeichnender Name, der aber bei ihr durchaus keine Gemüthsbeziehung hatte — „ich bedarf in dieſer Stunde noch vieler Blumen. Könnten Sie mir dieſe wohl noch verſchaffen?"

„Blumen, Herr Doctor? Ei, ſo hat man Sie wohl zu einer Hochzeit geladen?"

„Das nicht, gute Frau; denn mir fehlt das hochzeitliche Kleid. Aber ich will heute Nacht auf meinem Zimmer die Metamorphoſe der Pflanzen ſtudiren, und dazu brauche ich für zwei Ducaten von den ſchönſten Blumen."

„Ei, mein Himmel, für zwei Ducaten? Damit kauft man ja einen ganzen Blumengarten."

„Thun Sie das, Liebwertheſte, und ſchaffen mir die Blumen binnen einer Stunde auf mein Zimmer; denn die Sache preſſirt, weil die Johannisnacht jenem Studium beſonders günſtig iſt."

„Und ſoll ich dann auch den Camillenthee gleich mit heraufbeſorgen?"

„Wenn Sie ſo viel Zeit übrig haben, recht ſchön. Auch in der Camille wohnt der Geiſt der Blumenwelt."

„Und eine gar beſonders mediciniſche Kraft, Herr Doctor, inſonderheit bei katharraliſchen Bruſtleiden. Aber wenn dem ſo iſt, ſo muß ich eilen, ehe der Schloßgärtner, mein Gevatter, ſich ſchlafen legt."

Und ehe fünf Minuten verſtrichen waren, hatte Frau Unruh ihre Abendſaloppe umgeworfen, und ſchritt in Begleitung ihrer funfzehnjährigen Tochter Urſula, welche einen ungeheuren Waſchkorb trug, aus der Hausthüre.

Als nun der ungeheure Waschkorb mit köstlichen Blumen gefüllt in Jordanus' Zimmer stand, und der heiße Camillenthee auf dem Tische dampfte, und Frau Unruh mit einem vertraulichen mütterlichen Kopfnicken, Urselchen aber mit einem städtisch-zierlichen Knixchen sich dem Dichter für die gute Nacht empfohlen hatten, da verriegelte dieser sein Gemach, und breitete die thaubenetzten Blumen und Blüten alle auf der Diele aus, ließ sich mitten unter sie auf einem Schemelbänkchen nieder, und begann mit den starkduftenden, in tausend Wunderfarben leuchtenden seine stumme dichterische Unterhaltung. Wie Pausias saß er da unter den Blumen, aber kein liebliches Blumenmädchen saß ihm zur Seite, die für ihn gewählt und geflochten hätte; auch war seine Wahl und ihr unterirdischer Zweck ernster, feierlicher. Aus dem Schubfach seines Schreibtisches nahm Jordanus ein endlos langes Bindfadengeflecht, legte die Uhr vor sich auf die Erde, damit sie ihn an die Eile des Flechtens mahnen sollte, und er die dritte Morgenstunde nicht versäumte, und so ausgerüstet und zum Ueberfluß durch eine Tasse Thee gestärkt, begann er die Blumen in Kränze und Guirlanden zu flechten.

Hast Du jemals, mein Leser, für ein verklärtes Lieb einen Todtenkranz gewunden? Troffen bei diesem weihevollen Liebesdienst einzelne Zähren aus Deinem Auge auf den Kranz? Verdunkelten diese heißen Thränen Dir auf eine Secunde den Blick, und stahlen sich aus Deines Herzens Tiefen unaussprechliche Seufzer? Diese Fragen, Leser, beantworte mir zuvor; dann will ich Dir sagen, was Jordanus bei seinem Geschäft litt und

träumte, bis die erſten rothen Wolken den Tag verkündeten.

Zwei Uhr tönte von dem luftigen Glockenſtuhl der Nikolauskirche, da hatte Jordanus, in deſſen Augen kein Schlaf gekommen war, ſein Geſchäft beendet. Seine Fingerſpitzen ſchmerzten, noch mehr ſeine Augen. Er öffnete das Fenſter. Der Tag, noch ein Säugling, begann ſeinen Lichtkampf mit der Nacht; das Gewölk hatte ſich verzogen. Die herrliche lichte Morgenkühle, der röthliche Schein des nächtlichen Himmelsblaues verſprachen den ſchönſten Sommertag. Gerade über von Jordanus' Fenſtern ſtand ein hohes Haus, noch in dunklen Nachtumriſſen ſich in der Luft abzeichnend. Zwei Fenſter im erſten Stockwerk dieſes Hauſes waren matt erleuchtet. „So ruhſt Du alſo noch unter dem Dach dieſes Hauſes, hingeſtreckt in Todesnacht, Du unausſprechlichſt Geliebte, und ich wüſter Träumer meinte, man hätte Dich geſtern ſchon beſtattet! Noch zwei kurze Stündlein weilſt Du auf den traurigen Höhen der Erde; dann ſcheidet Dich ihr ſchwerer ſchwarzer Druck für immer von allem Lebendigen O könnte ich noch einmal niederſinken, einen einzigen Abſchiedskuß auf Deine blaſſen Lippen drücken, und Dich flehen, daß Du mich nachholen mögeſt in die andere Welt! Aber das darf nicht ſein. Dein Vater, der kühle Diplomat, würde mich von Dir ſcheuchen und ſprechen: Hebe Dich weg, Du larmoyante Dichterſeele; denn ich glaube an keine Poeſie und an keine Erinnerung. — Schmach über Dich, ſchnöder Philiſter! Deine Ränke und Deine noblen Thees

haben ſie gemordet. Deine Strafe ſei, ſie niemals wiederzufinden, auch nicht in der Ewigkeit!"

Es ward heller und heller. More light and light, wie Romeo ſagt, der unſterbliche Liebende. Zwei ſchwärzliche Männergeſtalten ſchritten über die Straße nach der Hausthüre des Diplomaten. Der eine trug noch etwas wie einen ſchwarzen Mantel über dem Arme. Ein Gedanke fuhr durch des Dichters wüſten Kopf. „Ihr Leute, wartet ein wenig," rief er hinunter; „ich habe mit Euch zu reden." Wie ein vom Magnetismus Beſeſſener war er die Treppen hinab und vermittelſt des Hausſchlüſſels, den ihm die liebreiche Wirthin zu jeder Stunde vertrauensvoll überließ, mit einem Satz auf der Straße. „Ihr Leute," ſprach er, „geht wohl dort in jenes Haus? Ich möchte für mein Leben gern noch einmal in aller Stille die darin befindliche ſchöne Todte betrachten. Wollt Ihr mir auf fünf Minuten den ſchwarzen Mantel hier überlaſſen, daß ich ihn umwerfe und ausſehe wie Eures Gleichen, ſo gehe ich mit in's Haus, und hier iſt ein Goldſtück für Euch." —

Die Todtenmänner waren das zufrieden, hingen dem Poeten den Mantel um und klopften an die Hausthüre. Ein Bedienter im Trauerornate öffnete und führte die drei Schwarzen in's Vorgemach des Paradezimmers. Ein ungeheures Gefühl wühlte in Jordanus' Bruſt; der Schlag ſeines eignen Herzens betäubte ihn. Aus einer Nebenthure trat ein hoher Mann mit weißlichem Haar, im ſeidnen Schlafrock. Er öffnete mit einem Schlüſſel die Thüre des Paradezimmers und trat zuerſt hinein. Das war der Diplomat. Er ſtellte ſich zu den Häup-

ten der wunderschönen Mädchenleiche; er weinte nicht, aber er legte zwei Finger auf die Stirn der Leiche; an den zwei Fingern blitzten fünf Demantringe. „Er hat also noch nicht sein Alles für das Begräbniß verwendet," grollte Jordanus; „er hat noch fünf Kleinodien außer ihr. O Diplomatenseele!"

Die Todtenmänner legten nun die Bahrtücher zurecht; sie schafften dies und das an der schönen Leiche. Der Diplomat beobachtete sie scharf. Jordanus stand halbabgewendet, bebend; er wagte nicht, nahe vor die Hülle der Geliebtesten zu treten. Der Diplomat beobachtete auch ihn ein Weilchen; dann sprach er: „Mein Freund, Sie gehören nicht zum Handwerk." Damit war freilich das Verbannungsurtheil des Dichters gesprochen; er errang sich aber dennoch den Muth zu entgegnen: „Nicht vom Handwerk, meine Herr; aber doch bin ich der erste Leidtragende." O wie thöricht redetest Du damals, armer Jordanus!

„Wie? Sie wären der erste Leidtragende?" rief der Diplomat entrüstet, und schritt auf den Dichter zu. Es scheint mir fast, als wären Sie unverschämt genug, den Schmerz eines Vaters zu höhnen."

„Den Schmerz eines Vaters!" lallte Jordanus nach; er war seiner Sinne offenbar nicht mächtig.

„Unverschämter, entfernen Sie Sich sogleich!" rief der Legationsrath; „sogleich, oder ich rufe die Bedienten!"

Da lieh der Dämon des unaussprechlichen Leidens dem gekränkten Dichter Muth. Er schritt vor, dicht vor die holdselige Leiche: Nur eine weiße Rose von ihrem Haupte gib mir, Du rauher Pyrrhus,

zur ewigen Erinnerung. Ich ſage mit Recht: ich bin der erſte Leidtragende; denn in mir wühlt der Schmerz um ſie am grimmigſten. Eine Roſe, Mann, eine einzige weiße Roſe zum Liebes-, Todes- und Auferſtehungspfande!"

„Ihr Leute, bringt den Wahnſinnigen hinaus," rief der Legationsrath ganz außer ſich; „ſchafft ihn hinunter, den Frevler, übergebt ihn der Polizei zur Beſtrafung."

„Ja Du, erſt Du machſt mich wahnwitzig," ſchrie Jordanus, „durch Dein grauſames Verweigern. O bitte, bitte, ſei bei Allem, was heilig, beſchworen, gib dem Unſeligen die weiße Roſe von ihrer Bruſt! Du willſt nicht, tobſt, drohſt mir mit der Fauſt? Nun ſo gelte denn das urſprüngliche göttliche Recht der Liebe!"

Und mit Blitzeseile raubte der wahnwitzige Poet die Roſe von der Bruſt der Jungfrau, barg ſie tief in ſeinem Buſen, drückte einen Kuß auf die kalten ſchönen Lippen, und ſtürzte dann in triumphirender Raſerei über die errungene Doppelbeute hinaus, die Treppe hinab auf die Straße. „Ergreift den Schurken!" kreiſchte ihm nach die Stimme des beleidigten Vaters. Aber Jordanus hatte ſchon die dröhnende Hausthüre hinter ſich zugeſchlagen. —

Als er wieder auf ſeinem Zimmer ſich befand, durchſchritt er es triumphirend; die Flamme des Sieges, das Feuer des Wahnwitzes brannte auf ſeiner blaſſen Wange, und an dieſer Flamme zündete noch einmal der Funke ſeines Dichtens. Er ſprach laut, mit krampfhaft aufgeregter Stimme, dieſe Worte, die ſich in dem Pathos des

Schmerzes ſelbſt zu Jamben geſtalteten. Denn es pflegt zu geſchehen, daß ſich, ſelbſt im Jrrſal des Gemüths, der Rhythmus zur rechten Zeit einſtellt:

Und doch iſt's ſchön, der Leiden viel zu tragen,
Der Qualen höchſte zuckend auszudulden,
Und zwiſchen Aengſten, brennend und verzagend,
Dem Glühwurm gleich im Lilienkelch, zu ſchwanken:
Weil Qual das Lethe iſt für das Verſchulden,
Weil Feuer heilt und Jammer Sprödes einet,
Weil Grames Glut die frevlen Gedanken
Läutert und lichtet ganz zur Aetherblüte,
Daß ſie des Ungeiſts Lichtgewalt durchſcheinet,
Daß in dem qualdurchgrifſeten Gemüthe
Das Leiden wird zum ſchmerzlichen Gebären,
Wodurch des tiefgezeugten Dichtens Blumen
Und der Erkenntniß göttlicher Karfunkel
Hervor zu Daſeins Ewigkeiten dringen,
Zu Farben, Schein und Glanz die Welt verklärend. —

Es iſt freilich in dieſen Verſen kein rechter Sinn und Bezug; allein der gütige Leſer wolle den Moment bedenken, in welchem ſie empfangen wurden.

Und wenige Minuten darauf ſchritt Jordanus mit einem großen Korbe unter dem Arme, in welchem ſeine Kränze ſich befanden, und über welche ein ſchwarzes Tuch gebreitet war, die Straße eilig hinab, dem Stadtthor zu. Ob er diesmal ſein Haupt bedeckt trug, wiſſen wir mit Beſtimmtheit nicht anzugeben.

IV.

Vier Uhr war längſt vorüber. Ein voller, blauer, wolkenloſer Johannishimmel hing über Flur und Stadt. In dem offnen Grabe, das der Todtengräber die Nacht über zubereitet, hingen Jordanus' Kränze und Blumengewinde; der Boden war längſt beſtreut mit den ſchönſten Blüten des Sommers, und der Bruder Schaufler ſelbſt hielt ſchon in ſeinem Beſitz die neun gewichtigen Goldſtücke des Dichters, womit er ſich auch hatte begnügen laſſen; denn der große goldne Henkelthaler, den die vornehme Pathe einſt dem Dichterſäugling eingebunden, wog allein vier Goldſtücke auf. So reich war noch kein Todtengräber jemals beſchenkt worden, ſo lange man Gruben gräbt für die Entſchlafenen. Zwiſchen den breitäſtigen Linden des Kirchhofs ſchlüpfte ſchon ſeit einer Stunde die Geſtalt des ungeduldig harrenden Poeten. Aber todte Menſchen haben ja nichts mehr zu verſäumen, und ſo zögerte der Leichenzug noch immer mit ſeiner Ankunft. Mannigfache Morgenbeſucher hatten ſich ſchon auf dem Gottesacker eingefunden; denn der geſunde blühende Menſch iſt ſich ſo gewiß ſeines Lebens, daß er zu jeder Stunde feſtiglich dem Tode in's Antlitz ſchaut. Nun endlich war das dumpfe langſame Rollen der Leichenwagen zu vernehmen. Es drang zum Ohr des Dichters, und er barg ſich ſchüchtern hinter den dichtbelaubten Zweigen. Er zog die geraubte Roſe — der köſtlichſte Beſitz für ſein banges Erinnern — aus dem Buſen, küßte ſie, und ſprach: „Hier ſollſt Du ewig gebettet ſein, bis daß mein Herz gebrochen iſt, und wenn

ich gestorben bin, wird gewiß die gute Mutter Unruh sie mir in den Sarg legen. O Arabella, Arabella, Heilige, Verklärte, wie ruft nach Dir meine Sehnsucht!"

Da schwankte schon Arabellens Leiche auf den Schultern der Träger zum Kirchhofthor herein. Der arme Dichter duckte sich zusammen und blinzelte durch das dichte Gezweig. Nun kam man langsam bis an das offne Grab; die Wagen — lauter prächtige Staatscarossen — fuhren bei Seite; die Bahre ward niedergesetzt, die Kränze wurden abgenommen, die Leidtragenden stiegen aus den Wagen und näherten sich dem Grabe; Niemand fragte, warum hier die Gruft bereitet sei und nicht an einer andern Stelle; Niemand fragte, wer schon so früh die offne Gruft bekränzt habe. Dicht zu dem Sarge trat nun der trauernde Vater, der kalte Diplomat, und sprach etwas Leises zu den Trägern. Der aufmerksame Dichter bemerkte aus seinem Versteck, daß der Sargdeckel noch einmal abgehoben wurde. O welch' ein Moment der heißesten Prüfung war dies für ihn! Ein unwiderstehliches Verlangen ergriff ihn, hinzuzuspringen, noch eine Blume zu entwenden, noch einen Kuß zu erbeuten: da trat der Vater hinzu, er faßte noch einmal die kalte Rechte der Tochter, er küßte mit einem langen Kuß ihre Stirn; er seufzte tief, aber weinte nicht. Ein junger blonder Mann trat vor. Dieser weinte heftig; er wollte auch die Leiche noch einmal küssen, aber der Bestattungsführer wehrte ihm. „Sie vergießen zu viele Thränen," sagte er mit lauter Stimme; „es könnte eine auf das Angesicht der Leiche fallen, und sie

hätte dann keine Ruhe im Tode." — „Iſt das ſo eine Sage?" fragte der junge Mann ſchluchzend. — „Ein Glaube, der nicht trügt," bemerkte der Andere. Damit ließ der junge Mann ſich bedeuten, trat zurück und barg ſein Angeſicht in den Händen. Zwölf ſchwarze Schüler traten herzu; ſie ſtimmten einen bekannten Sang an nach bekannter Weiſe:

Hoffnung, Hoffnung, mild wie Frühlingsſchimmer
Streuſt Du Leben hin auf todte Flur;
Blumen blühn durch Dich auf öde Trümmer,
Laß mich finden deine Strahlenſpur.
Deine Stimme tröſtet ſtets und ſpricht:
Einſt wird's beſſer! Einſt wird's beſſer!
Hoffnung täuſchet nicht.

Eine Freundin aller Trauernden,
Die im Unglück nimmer von uns wich,
Darfſt Du uns die Zukunft zu enthüllen,
Und die goldnen Wolken ziehen ſich —

Da gab der Vater der ſchönen Arabella den Schülern ein Zeichen, den Geſang abzubrechen. Der junge blonde Mann war zu aufgelöſt in ſeinem Jammer; er wankte, und die vollen wogenden Töne drohten ſein Herz zu zerſprengen. Man mußte ihn in ſeinen Wagen heben. War das der Bruder der Frühverſtorbenen? War es vielleicht ihr Verlobter? Dies frug ſich unſer Dichter mitten in ſeines Jammers unausſprechlicher Größe. „Heule Du nur, ſchluchze; thürme die Berge Deines Grames empor, bis ſie den Himmel erreichen und den Oſſa ſelbſt zur Warze machen; mein Schmerz iſt doch größer. Du haſt ſie nicht geliebt wie ich. Hätteſt Du es, wie vermöchteſt Du zu jammern?" — Und man muß geſtehen: Jordanus hatte diesmal Recht.

Noch war die Leiche unbedeckt; jetzt aber gab der Vater das Zeichen, den Sargdeckel zu schließen, die geliebteste Todte in ihr unstörbares Ruhebett hinabzusenken. Und Jordanus wagte es doch nicht, in diesem Moment hervorzuspringen, obgleich sein Inneres brannte bei dem unaussprechlich fürchterlichen Gedanken: Nie, nie siehst Du sie wieder! Aber als nun die dumpfe Lade dröhnend an den ausgespannten Seilen hinunterschnurrte, und die Anwesenden ihre Häupter entblößten, um ein stilles: Unser Vater, der Du bist im Himmel! noch am Grabe zu beten, da, da ließ es dem Dichter keine Ruhe mehr in seinem Versteck; er, er und kein Anderer mußte der Erste sein, der die Handvoll Erde hinabstreute zum letzten, allerletzten Symbol der Liebe und Todesgemeinschaft. Nicht Millionen Fäuste hätten ihn in diesem Augenblick gezwungen zu bleiben, so mächtig übergreifend war sein Wille; nicht Eisenbande hätten ihn gefesselt, er hätte sie zersprengt durch einen einzigen Aufblick gen Himmel, wie Johanna d'Arc. O und ein Dichterangstgebet ist so mächtig wie das Gebet einer gottbegeisterten Heldin. Er stürzte vor, er warf sich über den aufgehäuften Erdberg; er packte krampfhaft zwischen seinen Fingern eine Handvoll Erde. Aber in dem Moment, wo er sie hinabstreuen wollte, verließ ihn die Besinnung. Er wäre der Todten nachgesunken in die Grube, hätten nicht die Träger noch zur Zeit ihn ergriffen.

„Es ist schon wieder der Wahnsinnige!" rief entsetzt der Legationsrath; „ergreift ihn, bindet ihn, schafft ihn hinweg!"

Und einige Träger trugen den Bewußtloſen bei Seite.

So lange die Beſinnungsloſigkeit unſers Helden währt, wollen wir dem Leſer, der gern Alles ausführlich vernimmt, die Anfänge von Jordanus' unglücklicher Neigung berichten, da wir ihn einmal mit dem tragiſchen Ausgang derſelben bekannt machen mußten. Es iſt freilich eine alte Geſchichte; aber wir wiſſen ja: Wem ſie juſt paſſirt — — —

Jordanus wohnte, wie vermeldet, dem Hôtel des Legationsraths gegenüber. Er war immer vertieft in ſeine poetiſchen Träume, und bemerkte deshalb nicht früher die Gegenwart ſeiner unbeſchreiblich ſchönen Nachbarin Arabella, als bis die Wirthin, Frau Unruh, ihn auf ſelbige aufmerkſam machte. Dies geſchah an einem Sonntag Morgen, als ſie dem zeitig ausgehen wollenden Dichter, der wahrſcheinlich damals in irgend einer abgelegnen Waldecke die Natur ſtudiren wollte, ſein weiß gewaſchenes Hemd brachte.

„Der Herr Doctor ſind früh auf" — bemerkte damals Frau Unruh — „aber es gibt noch vornehmere Leute, die weit früher noch aufſtehen."

„Nun wer ſind denn dieſe Leute, wertheſte Frau?"

„Ei, ſo thun der Herr Doctor doch nur einen Blick auf das große ſchöne Bogenfenſter Denſelben gegenüber. Dort ſitzt ja das Fräulein vom Herrn Legationsrath, die ſchönſte, liebreichſte, holdſeligſte Dame von allen, die je die Bewunderung der Männer und Frauen auf ſich zogen. O ſie iſt ein leibhafter Engel, auswendig und inwendig; das ſagt die ganze Stadt.

Und Jordanus ſchaute hinüber zu Arabellens Fenſter, die, halbvorgebogen, eben ihre Cactuspflanzen begoß, ſchaute und ſchaute ſehr lange; und wie er fertig war mit Schauen, das heißt: wie Arabella längſt verſchwunden war, und wie auch Frau Unruh längſt ſtill hinausgeſchlichen war — da wußte der Aermſte, wie ihm geſchehen war, oder vielmehr er wußte es nicht; denn von nun an ward ſein Dichten und Träumen ein nur noch größeres Leiden, ein Labyrinth von Unruhe, Glauben, Liebesdrang, Zweifel, tiefem Denken, unſagbarer Extaſe und öfters auch wahnſinnigem Paroxysmus. Aber die Gottheit verließ ihn dennoch nicht; denn Liebe und Dichtung wandelten ſich ja für ihn in eine unzertrennliche Einheit, und dies iſt es, was den Poeten nicht ganz verzweifeln läßt, ſo lange es ihm ſo wohl wird, ſeine beiden Gottheiten: Natur und die Geliebte mit Augen zu ſchauen. Armer Jordanus, die eine Geliebte ſchauſt Du ſchon nicht mehr!

Und wie wurde es nun weiter mit des Poeten Liebe? So höre ich Dich, mein Leſer, fragen. Nun, viel Weiteres wüßte ich Dir nicht davon zu berichten. Jordanus ſtand ganze lange Morgen- und Abendſtunden vor ſeinem niedrigen Manſardfenſterchen. Es war, als zähle er alle Fenſterſcheiben, alle Schieferſtücke des vornehmen Hauſes tauſend und abertauſend Mal. Auch Arabella trat häufig an's Fenſter, und je zuweilen warf ſie einen unruhigen Blick hinüber zu der unausſprechlich leidenden Dichterſeele. In einem ſolchen Momente wagte es Jordanus einſt, ſeine beiden Hände nach dem wunderherrlichen Frauenbild wie verlangend auszuſtrecken. Da war es ihm — ob es wirklich geſchah, wer möchte

das bestimmen? — als erwiedere ihm die Herrliche mit einer gleichen Bewegung. Dann verschwand sie schnell; doch kam es dem Dichter vor, als lausche sie noch eine Weile, versteckt hinter der langen Gardine, die im Morgenwinde wogte. —

In der prächtigen Domkirche fand der Dichter die Unaussprechlichgeliebte bei einem feierlichen Frühgottesdienst wieder. Er stand weit, weit von ihr, aber er erkannte sie gleich. Da begeisterte ihn der Anblick der andächtig Betenden zu einem Gedicht, das er sogleich in einem versteckten Winkel der Kirche auf ein feines Blatt Rosenpapier niederschrieb. Und dies Gedicht wußte er, ich weiß nicht auf welche Weise, Arabellen in die schöne Lilienhand zu spielen. Es soll dies kleine Gedicht, das wir leider dem Leser nicht mittheilen können, die Jungfrau bis zu Thränen gerührt haben. Auch wollte es dem Liebenden bedünken, als erblicke er noch manchmal jenes osenfarbene Blatt in ihrer Hand, wenn sie des Morgens in der Frühe zum Fenster trat, ihre Cactuspflanzen zu begießen.

An einem besonders schönen Frühlingsmorgen aber erschien Arabella nicht bei ihren Blumen, und auch an dem nächsten Morgen nicht, und so nicht an den folgenden Tagen. Das machte den Dichter sehr bekümmert und unruhig, und er schweifte um diese Zeit oft bis in die späte Nacht in Feld und Wald umher, und dichtete zur Nachtzeit, wenn er wüst und verstört nach Hause kam, viele grimmige Lieder, und trank viele Tage lang keinen Brustthee. Die Ursache aber, warum Arabella nicht am Fenster erschienen war, erfuhr er einst ganz zufällig von

der Frau Unruh, als dieſe in der Küche ſtand und beim flackernden Heerdfeuer ihr Abendſüppchen kochte. Es befand ſich ſo, daß das böſe graſſirende Nervenfieber die wunderſchöne Jungfrau ergriffen hatte. Die Aerzte gingen Stunde für Stunde in dem Hauſe des Diplomaten aus und ein, und ſie ſahen immer weit bedenklicher aus beim Heraustreten. Jordanus aber ſaß an ſeinem offnen Fenſter und träumte, grollte, weinte und verzweifelte. Aber auch in manchen bänglichen Augenblicken wagte er noch, leiſe zu hoffen. Doch dies war nur ein Gaukelſpiel ſeines Verhängniſſes; denn an einem Freitag Morgen erſchien Frau Unruh mit verweinten Augen in des Dichters Zimmer, und meldete ihm mit Schluchzen und in recht hohlklingenden Tönen: nun ſei der Engel geſtorben! Da war es für immer aus mit Jordanus' Hoffnung.

Und Weiteres, lieber Leſer, wüßten wir Dir von dieſer einfach-unſchuldigen Liebesneigung nicht zu berichten.

V.

Wie der bewußtloſe Jordanus mit der Handvoll Erde zwiſchen den krampfhaft geſchloſſenen Fingern von den Leichenmännern beiſeite getragen wurde, meldeten wir im vorigen Abſchnitt. Bei ſeinem Wiedererwachen fand ſich der geängſtigte Poet in einem kleinen niedrigen

Erdgeschoßſtübchen auf einem nicht allzuweichen Lager ausgeſtreckt. Er befand ſich allein, ärmliches Hausgeräth umgab ihn; eine verräucherte Wanduhr tickerte über ſeinen Häupten. Spaten und Schaufeln, hellglänzend im Sonnenſchein, ſtanden in einem Winkel; bunte grelle Bildchen klebten an den ſchwärzlichen Wänden. Ein Mann trat in's Gemach; es war der alte Bekannte, der Erlöſer aus der Grube vom vorigen Abend.

„Seid Ihr wieder munter, werther Herr?" — ſprach der Todtengräber. — „Ei, Ihr hattet uns da einen ſchönen Schreck angerichtet, und wäre nicht ich geweſen und hätte Euch das Wort geredet, und den Leuten vorgeſtellt, daß Ihr ein ganz ehrlicher und bemittelter Herr wäret, der nur ſo ein wenig es in den Kopf gekriegt wegen der Liebeskümmerniß — ſicherlich hätte man Euch dann zum ſchönen Johannismorgen an einen recht feſten Ort gebracht. Aber ein ſolches zu dulden litt meine Schauflerehre nicht; denn Ihr wißt ja wohl noch, Herr, wie großmüthig Ihr Euch für das bischen Grabmachen gegen mich bewieſen habt. Derohalben habe ich denn Alles angewandt, um Euch in mein eignes Gemach aufnehmen zu dürfen, aus welchem, wie ich hoffe, Ihr ein wenig vernünftiger herausgehen werdet, als Ihr hereingekommen." —

So ſprach der ehrliche Claus zu dem Dichter, der ſich noch immer nicht ſo recht aus ſeinen langen Verzweiflungsträumen ermuntern konnte. Indeſſen nahm er doch das bittre Morgenſchnäpschen zur Stärkung an, das ihm der ehrliche Claus darbot, und es war, als hauſe der beſänftigende Geiſt der Natur auch in dieſem Schnäpschen; denn nach deſſen Genuß ward es der armen

Dichterſeele etwas minder känglich. „Und nun, Herr,“ ſprach der wackre Schaufler weiter, „wenn Ihr auf Euren Schreck einen rechten, Herz und Seele erfriſchenden Anblick genießen wollt, ſo kommt mit mir heraus auf den Gottesacker. Dort findet Ihr eine wahre Wunderpracht von Blumen und duftigen Kräutern. Denn am Johannistage wißt Ihr wohl, pflegt alle Welt ihre Gräber, groß und klein, zu bepflanzen und zu bekränzen, und da iſt eine Farbenfülle zu ſehen, wie man ſie das ganze Jahr nicht findet. Da ſieht man Blumen auf ganz verſteckten eingeſunkenen Hügeln, deren ſich die undankbaren Menſchen an keinem andern Tage erinnern. Und manches Grab beſtreut dann unſer Mitleid ſelber; denn an Blümlein iſt, Gott ſei Dank, kein Mangel, und ſolch' ein dürres, armes, abgemagertes Hügelchen ſieht doch gar zu erbärmlich aus.“

„Ganz recht, ganz recht, lieber Burſche,“ bemerkte der verſtörte Dichter; „da habt Ihr ein ſehr wahres Wort geſprochen.“

„Nun, was das Grab Eurer Liebſten betrifft, würdiger Herr,“ redete Claus weiter, „denn ich weiß, Ihr nehmt mir den Ausdruck nicht übel, ſo ſieht es damit freilich ganz anders aus; denn da ſind koſtbare Blumen und Kronen und Kränze die Hülle und Fülle, daß einem das Herz im Leibe lacht. Aber die Selige hat es auch gewiß und wahrhaftig verdient, und ein ſolches Grab wird wohl nimmermehr wüſt ſtehen und zuſammenfallen.“

„So lange ich lebe, wohl nicht,“ ſprach Jordanus; „aber laß uns hinausgehen.“ —

Draußen auf dem Kirchhofe wandelten Hunderte von Menſchen, Männer, Frauen und Kinder, alle im

Sonntagsſtaat, mit heiteren oder betrübten Mienen. Aber doch war keins unter allen ſo betrübt, daß nicht auch ein Strahl des Friedens und der Freude auf ſeinem Antlitz geglänzt hätte, der Freude nemlich über die reiche Blumenehre, die heute den Entſchlafenen allen von hundert und aberhundert Händen zu Theil ward. Kinder in reinen weißgewaſchenen Weſterhemdchen ſaßen in blühendſchönen Gruppen zwiſchen den dicht beraſeten Hügeln, und ließen den röthlichen Kiesſand ſpielend durch die zarten Fingerchen laufen, oder zerpflückten mit kindiſcher Zerſtörungsfreude langſam und lächelnd eine ſchöne volle Centifolie. Jungfrauen trugen Waſſerkrüge von dem nahen Brunnen her, um, was ihre ſorgſamen Hände ſo eben gepflanzt, mit dem lauteren Quell des Wachsthums zu befeuchten. Ein alter Mann ſaß auf einem breiten Leichenſteine und rauchte in langſamen Zügen ſein Morgenpfeifchen, indem er mit ſeinem Stabe Figuren in den gelben Sand zeichnete. Er dachte vielleicht zwiſchendurch an ſein baldiges ſeliges Ende; er zählte die wenigen Frühlingstage in Gedanken, die ihm noch zu verleben übrig blieben; darum aber ſchmeckte ihm ſein Pfeifchen nicht um ein Härlein ſchlechter. Ein armer Junge kauerte barfuß hinter einem hohen langen Hügel, worein man ſeinen Vater und ſeine Mutter im Laufe *eines* Sommers gebettet hatte. Der arme Junge weinte freilich ſehr; aber ein feiner freundlicher Herr trat zu ihm und tröſtete ihn und hob ihn auf, nahm ihn bei der Hand, und gab ihm das blankſte Silberſtück aus ſeinem Beutel, und dann ſprach er zu ihm recht ernſthaft und liebreich: „Mein Söhnchen, ich

will mehr für Dich thun, Dir Schuhe und Kleider geben und Eſſen, und Dich in die Schule ſchicken.“ Da ſah der arme Junge ganz freundlich auf zum freundlichen Herrn, und ſeine Wange lachte wieder, wie Kinderwangen immer thun ſollten.

Der ehrliche Claus führte nun den Dichter zu Arabellens Grabe. „Solltet Ihr an dieſem Hügel was auszuſetzen haben?“ fragte er zuverſichtlich. In der That war auch daran nichts auszuſetzen, bloß das Eine ausgenommen, daß nun eben dieſe, dieſe darunter lag. Wahrlich nur ein Pünctchen, ein ganz kleines Pünctchen von einem Schmerzgedanken; aber ſo ein Pünktchen frißt und nagt doch wie ein Körnchen Gift in der Menſchenſeele, und es iſt unglaublich, was es für Wirkungen darin thun kann. —

Und nun, mein Leſer, der Du dieſer kleinen anſpruchsloſen, aber wahrhaftigen Erzählung eine kleine Theilnahme geſchenkt haſt, muß ich Dich zu einer Schlußbegebenheit führen, die des Außerordentlichen allerdings Einiges in ſich faßt, einer Begebenheit, die Du in Deinem fröhlichen Lebensmuth nicht ſo recht wirſt begreifen können, und die dennoch in der Wirklichkeit begründet iſt. Ich bin feſt überzeugt, wenn ich hier, an dieſer Stelle, über welche jetzt meine Feder gleitet, meine kleine Johannisnachtstraumgeſchichte abbrechen würde, ſo würdeſt Du nimmermehr gerade auf dieſen Schluß fallen, womit ich leider, der Wahrheit gemäß, dies Traumgeſchichtchen beſchließen muß. Doch ohne weitre Präambula raſch und bündig zur Sache! Es begab ſich nemlich, daß, als der Todtengräbergehilfe Claus Walter

dem in sein Leid versunkenen Dichter die Herrlichkeiten von seiner Liebsten Grab und des ganzen Gottesackers zeigte, die helle, liebe, klare Gottes- und Johannissonne so recht strahlend und freundlich auf die hellen Blumengräber herniederschien, und unter andern auch die Kuppel des Johanniskirchthurms, der, wie bereis bemerkt worden, inmitten des Kirchhofs sein Haupt als Metropolis der Todten erhebt, auf das goldigste beglänzte. Dieser goldige Metall- und Sonnendoppelschein entging dem auf Alles merkenden Grabvirtuosen auch keineswegs, und er war es, der den Dichter, wahrscheinlich in liebreicher Absicht und um sein banges Gemüth zu zerstreuen, darauf aufmerksam machte. „Schaut hin, Herr, wie das blitzt und leuchtet! Ist es nicht, als ob eine zweite helle Gottessonne, eine ausdrückliche Gottesackersonne da oben hinge zu Liebe den Gräbern und der dazwischen wandelnden Menschheit? Und ferner, lieber Herr, wißt Ihr wohl, was mich weiter gar sehr verwundert? Nein, ich sehe schon, Ihr wißt's nicht. Nun, so will ich's Euch sagen. Ihr seht doch dort oben die Gallerie, die sich rings um den Thurm zieht, und von wo man eine so freie Aussicht in die weite Gottesnatur hat, wie sie nur ein Mensch verlangen kann. Nun, da wundert's mich denn ganz erschrecklich, daß am lieben Johannistage Niemand dort hinaufsteigt und sich den blumengeschmückten Gottesacker von oben betrachtet; denn daß sich das Alles von dort oben viel besser ausnimmt, versteht sich von selbst, denn der Thurm hat meines Bedünkens gerade die rechte Höhe. Er läßt die Gräber und die Blumen und die Menschen, die dazwischen herumlaufen,

alle deutlich erkennen, mein' ich. Was meint Ihr dazu, liebwerther Herr?" —

Jordanus hörte wohl, was der Todtengräber sprach. Er ward aufmerksam; er blickte hinauf und sah den hellglänzenden Schein um die Kuppel herum, und die vergoldeten Knäufe auf den dicken Stäben des Geländers, das um den Thurm führte, konnte er deutlich erkennen. Der Thurm war also nicht zu hoch, um eine vortreffliche Aussicht auf die zu seinen Füßen liegenden Gräber darzubieten. Das hatte Claus ganz richtig bemerkt. Jordanus that einen zweiten Blick auf sein Grab (das heißt auf dasjenige Grab, das er als sein eignes theuerstes Eigenthum ansah), so als ob er ausmessen wollte, ob es auch von der Höhe der Gallerie herab zu erkennen sein würde. Dieser Blick und Wiederaufblick schienen ihm ein befriedigendes Resultat zu gewähren; denn er sagte ganz freudig zum ehrlichen Claus: „Höre, Freund, Dein Einfall ist schon wieder ein Goldstück werth, und wenn ich noch eins besäße, solltest Du noch eins haben; so aber nimm an dessen Statt etwas Scheidemünze. Weißt Du was? Ich will der einzige geschcidte Mensch sein auf dem Johanniskirchhof, und zeigen, daß man mich nicht mit Unrecht einen Dichter nennt, und daß ich mit einigem Recht von der Aldobrandinischen Theegesellschaft ausgeschlossen werde, und daß mir etwas Poesie im Leibe steckt. Ich will hinaufsteigen auf den Johannisthurm, und mir von dort oben herab mein Grab und die andern lieben Gräber betrachten, und der Thürmer mag mir eine Portion Kaffee dort oben hinaufbringen, und Tisch und Stuhl um der Bequem-

lichkeit willen. Und wenn ich oben bin, Claus, ſo will ich Dir dieſe Roſe, die ich hier von meiner liebſten Arabella Grabe breche, in einem weiten Bogen herabwerfen, und wenn Du ſie dann mit Deinen Händen auffangen wirſt, ſo will ich Dir noch ein Goldſtück ſchenken, und ſollte ich auch zuvor, um es zu verdienen, ein Gelegenheitsgedicht ſchreiben müſſen." — Unter dieſen und ähnlichen Worten entfernte ſich der Poet, faſt freudig in ſeinem Innern, um mit dem Thürmer wegen des Tiſchchens und des Morgenkaffes zu unterhandeln. Unterwegs dachte Jordanus bei ſich ſelbſt: Warum kam dieſem derben Naturſohn der gute Einfall und nicht mir, dem Poeten? Weil die Poeſie ein ganz unendlich Weſen iſt, und, gleich dem allgegenwärtigen Geiſt Gottes, in jedwede Menſchennatur einkehrt, die nicht ganz verſtockt und eingephiliſtert iſt. Aber Du haſt wohl Recht, guter Claus! Da droben auf Thurmeszinnen iſt Freiheit. Von dort aus ſchaue ich der Liebſten farbenreiches Grab ſo klein und ſchön und zauberiſch niedlich wie einen unſchätzbaren Juwel, der an einem Fingerreif blitzt. Dort oben alſo wird auch mein Jammer und Weh ſo klein, ſo zauberiſch niedlich und wunderblitzend werden wie ein koſtbarer Stein, und das wird meiner wunden Seele wohlthun!" —

Thürmers Töchterlein, das roſenwangige, ſechszehnjährige, feſtlich geſchmückte, in dem blendendweißen Küchenſchürzchen ſich gar anmuthig ausnehmende, war ſehr erbötig, dem Dichter den ſtärkenden Morgentrank zu bereiten, und ſie ſelbſt mit höchſteigenen Jungfrauenhänden ſtellte ihm einen weichen Polſterſtuhl nebſt ihrem Näh-

tiſchchen auf die Gallerie. Jordanus aber ſeinerſeits ſtand nun auf der Zinne, dem Ganymed zu vergleichen; denn um ſeine Locken ſpielte ein muntrer Morgenwind, und es war ihm für's Erſte weit wohliger auf der lichten Höhe, wie drunten in der düſtern Blumentiefe. Er ſelbſt mochte von unten anzuſchauen ſein wie ein groſſer ſchwarzer Kolkrabe, der zwar auf das farbenprangende Leichenfeld keck herunterſchaut, aber von dem eigentlichen Sinn des Blumengräberſchmuckes nichts begreift; aber Jordanus, die treue gequälte Dichterſeele, verſtand nur zu wohl den Sinn dieſes Schmuckes. Er ſah die Menſchen wimmeln, die Hunderte zu ſeinen Füßen, und über dem lebendigen Verkehr auf dem Felde der Todten beſchlich ihn eine ſtille Freude; er ſah die Gräber wie zarte, feine, aus Wachs oder Elfenbein geformte Miniaturbilderchen leuchten, er ſah auch ſein Grab, das köſtlichſte Miniatur- und Juwelenbild des ganzen Kirchhofs. So ſtand Jordanus lange im Schauen verſunken, und immer, wenn er mit ſeinem Blick und ſeinem Gedanken weiter hinausſchweifen wollte über Thäler und Höhen, drängte ihn der Geiſt der Liebe zurück auf das juwelengleiche Miniaturhügelchen, das ſein liebes Lieb bedeckte, und es ward ihm, als ob eine magnetiſche Kraft ſich aus dieſem Blumenliebeshügelchen entwickelte, und mit dem Duft der Blumen zugleich hervortriebe, und bis zu ihm hinaufwirkte, dergeſtalt daß es ihn nun wieder hinabwärts zöge, ſo wie ihn der hellblitzende Knopf des Thurmes zuvor erſt heraufgezogen hatte. Es war wahrlich eine ſeltſame Erſcheinung! —

Da brachte Liſettchen, das liebliche Thürmerkind,

dem brütenden Poeten den dampfenden Kaffe; aber dem brütenden Dichter hatte das Schutzgeistlein der poetischen Phantasie bereits die kaffeeliche Stimmung unter den Händen hinweggestohlen. Er wollte nun keinen Kaffe mehr genießen, wie solche Sinnesmetamorphosirungen im menschlichen Leben wohl zu geschehen pflegen.

Wie nun Lisettchen mit recht selbstzufriedenem, freundlich gutmüthigen Blick das Kaffegeräth auf das Tischchen stellte, da näherte sich ihr der umgewandelte Poet und sprach: „Mein theures schönes Kind, es thut mir wahrlich leid, Sie zum zweiten Mal bemühen zu müssen; allein ich möchte Sie recht dringend ersuchen, mir statt des Kaffes, für welchen es mir hier oben in der That etwas zu heiß geworden, lieber ein Fläschlein Wein heraufzubesorgen, der mir besser behagen wird, wie ich glaube. Würden Sie, beste Jungfrau, ein solches Medicament wohl für mich auftreiben können?"

„O von Herzen gern!" entgegnete Lisettchen freundlich, und war wie ein Reh die Thurmtreppen hinab, und in mindrer Zeit denn fünf Minuten perlte eine recht leibliche Würzburger Rebe in Jordanus' Glase, in dem johannishellen Sonnenschein doppeltlieblich funkelnd.

Da stand nun Jordanus und hielt sein gefülltes Glas und nippte, und trank und leerte es, und füllte es zum zweiten Mal, und schaute umher und schaute hinab auf die Blumen- und Juwelengräber, und schaute auch auf sein liebes Grabesklcinod, das ihm immer mehr zu Herzen wuchs. Und je mehr er nun den Duft und Odem des Weines einsog, desto freier und weltüberwindender ward seine Stimmung; und die Gräber breiteten

und ſchichteten ſich unter ihm wie troſtreiche Ehrenpförtchen, ſo da führen in die Gefilde der Ewigkeit; Ehrenpförtchen, freilich in dem allerverjüngteſten Maaßſtabe. Und von allen dieſen Hügelchen in nuce wirkte doch kein einziges magnetiſch, außer das eine — Arabellens. Wie ſich ſo langſam leiſe, lind und lieblich dieſe Anziehungskraft herauf entwickelte zum Dichter Jordanus! Wie ſie ſo in den Blütenatomen des Sommermorgens dämmernd, duftig und bewältigend heraufſchwebte! Und wie ſo dort oben, nicht weit von dem goldenen Knopf, Jordanus ſchwebte, nippend aus dem Glaſe, das er in der Rechten hielt, und dann trinkend und endlich es leerend! Und wie ſo der Geiſt des Sommermorgens nach und nach ſchwüler und bedenklicher wurde! Wie dann der Wein im Glaſe, der Blumenerdmagnetismus vom Grabe her und der heftig werdende Sonnenbrand auf der Zinne des Thurms ſo eigenthümlich beſchleichend auf das bange Hirn des Dichters wirkten! Und wie er dann ganz ſeltſamlicher Weiſe auf den Gedanken gerieth, Liſettchens Nähtiſchchen, das doch für ganz einen andern Zweck beſtimmt war, zu beſteigen; und wie er ſo, auf dem höchſten Höhepuncte ſchwebend, noch einmal das volle Glas erhob und es ſchwenkte in ſeiner Rechten, und den Blick halbdämmernd auf Arabellens magnetiſches Grab richtend, phantaſtiſch ausrief: „O Theuerſte, Geliebteſte, dies bringe ich Dir mit jammervoller entzückter Seele; es bringt Dir dieſen Scheide- und Vereinigungstrunk Dein Dichter, Dein Gequälter, Dein Treuer bis in alle Ewigkeiten, Dein — — — — —

„Herr Jeſus! fällt dort nicht ein Menſch vom

Thurme?" — ſo ertönte auf dem vorletzten Bezirk des Johanniskirchhofs eine kreiſchende Frauenſtimme, und: „Jeſus, wahrhaftig," kreiſchte eine andere nach, und bald hatten es funfzig Stimmen gerufen, und hundert Augen richteten ſich nach der Zinne des Johannisthurms, wo freilich — kein Dichter mehr zu ſehen war.

Aber unten, unten, dicht am Fuße des Johannisthurmes lag ein blutender Leichnam, und in ſeinem Knopfloch ſteckte eine weiße, faſt verblaßte Roſe. Scherben, ach, homöopathiſch-kleine Scherben eines grünen Römerglaſes lagen zerſplittert um den Leichnam her. — — Er war es, ja er ſelbſt, der Mann ohne Hut, der Verfaſſer jenes kläglichen Gedichts vom gekreuzigten Dichter. Er, nun ſelbſt — zwar nicht gekreuzigt, aber zerſchellt, zerborſten, zerſchmettert — und Weiteres, mein irdiſcher Leſer, wüßte der Verſtorbene nichts über den armen Poeten zu vermelden, außer daß ſein Leichnam von den Händen des dankbaren Claus, Todtengräber, ein Grab erhielt neben Arabellens. Was drüber iſt, ſo mag es ſich fügen, daß vielleicht nach zehn Jahren ein Aldobrandiniſcher Scheinpoet ſich geneigt finden dürfte, des Dichters Nachlaß zu ordnen, oder, um es paſſender auszudrücken: durch dieſen in Unordnung gebrachten Nachlaß ſeine eignen demontirten Finanzen wieder in Ordnung zu bringen. —

Und dies, mein Erdenwaller, wäre denn eben der moderne Johannisnachtstraum geweſen.

Schlußfragment.

(Der Träume Ausgang)

Zwanzig Jahre waren verflossen; noch stand wie vormals das finstere vergitterte Haus auf der kahlen Brandenburgischen Sandhöhe unweit des Städtchens — ow, jenes weiße Gebäude des Schreckens, die öde, von Blumen der Freude nimmer verschönte Heimath des Wahnsinns. Es war ein grauer regenhafter Herbsttag, wie vor zwanzig Jhren. Die Abenddämmerung senkte sich herab; ein Mann von hoher Gestalt, in einen grauen Regenmantel gehüllt, schritt einsam und eilig durch die mit ihren letzten blaßblauen Blüten prangenden Kartoffelgefilde die Anhöhe hinauf nach dem finstern Hause zu. Er klopfte lange an dem verwitterten Thor; endlich ließ man ihn ein. „Ich muß augenblicklich in einer höchstdringenden Angelegenheit den Director der Anstalt sprechen," sagte der Fremde.

„Das wird schwerlich gehen," entgegnete der Pförtner; „der Director hat heute keine Zeit für fremde Angelegenheiten; ein wichtiger Vorfall in Hause nimmt ihn für den ganzen Abend, vielleicht für die ganze Nacht in Anspruch."

„Was ist das für ein Vorfall?" fragte der Fremde im befehlenden Tone; „ich wünsche ihn zu wissen."

Der Pförtner betrachtete den hochgewachsenen Fremden eine Weile mit zweifelhaften Blicken; dann erwiederte er: „Es liegt in unsem Hause eine hohe Person im Sterben, die dasselbe ein und zwanzig Jahre bewohnt hat.

Da darf der Director das Sterbezimmer nicht verlaſſen; denn es handelt ſich um genaue teſtamentariſche Verfügungen. Wer weiß, wann die wirkliche Auflöſung erfolgt. Hohe Perſonen ſcheiden manchmal um ſo ſchwerer vom Leben. Vor Mitternacht glaub' ich ſchwerlich, und ſo werdet Ihr Euch, mein Freund, bis morgen gedulden müſſen."

„Wer iſt dieſe hohe Perſon?" fragte der Fremde raſch und kurz.

„Es iſt der Marquis d'Oiſeau; wenigſtens führte er den Namen, ſo lange er in dieſem Hauſe lebte."

„Der Marquis d'Oiſeau auf dem Sterbebette!" rief der Fremde in großer Bewegung und mit ſo gewaltig-leidenſchaftlicher Stimme, daß der Pförtner ſchier erbebte: „Großer Gott, dann muß ich eilen. Freund, hier iſt ein Goldſtück für Euch; führt mich augenblicklich in's Sterbezimmer."

„Es wird nicht gehen, Herr," ſprach der Pförtner im Tone der Verzögerung; „ich werde ſchwerer Verantwortung nicht entgehen, wenn ich einen Fremden unangemeldet — —

„Es ſoll gehen, Menſch, rief der Fremde barſch, indem er den Pförtner kräftig beim Arme ſchüttelte. „Auf meine alleinige Verantwortung führt mich augenblicklich dorthin! Ich allein muß die Wichtigkeit meines Auftrags kennen."

Der Pförtner wagte jetzt keinen Widerſpruch mehr gegen den leidenſchaftlichen Mann, der an's Befehlen gewöhnt ſchien; er führte denſelben ſchweigend nach dem finſtern Gebäude, eine ſchwarze ſteinerne Stiege hinauf

dann einen ſchmalen, düſtern, nur durch einzelne matte Lämpchen erleuchteten Corridor entlang, deſſen letzte Seitenthüre der Pförtner leiſe öffnete. Aus einem engen Vorzimmerchen, in welches der Letztere dem Fremden nicht folgte, gelangte nun dieſer durch eine niedrige, halb offene Thüre in das Sterbezimmer der hohen Perſon, welche der Pförtner als den Marquis d'Oiſeau bezeichnet hatte.

Auf einem hohen ſchneeweißen Feldbett, oder lieber: Bettchen, — denn es war von dem allerkleinſten Caliber — lag oder ſaß halb aufrecht die abgezehrte winzigkleine Knochengeſtalt des Marquis, unſers alten Freundes. Ein Tiſch ſtand unweit des Bettes, auf welchem zwei Armleuchter mit Wachskerzen brannten; zu den Füßen des Bettes, mit dem Rücken nach der Thüre gekehrt, ſaß der Director der Anſtalt, im langen grauen Ueberrock. Er war älter geworden; zwanzig verfloſſene Jahre hatten ſein Haar gebleicht, ſeinen Scheitel gelichtet. Er blickte mit auf den Knien gefalteten Händen unverwandt nach dem Sterbenden, den man bereits für einen Geſtorbenen hätte halten mögen, wenn nicht ſein kleines dunkles Auge, der Eingangsthüre gerade entgegengerichtet, noch Blicke voll Feuer und Leben auf die Gegenſtände um ihn her geworfen hätte. An der rechten Wandſeite, ſo wie an der ſchmalen Wand zu den Füßen des Bettes zeigten ſich die bunten abenteuerlichen Geſtalten von ausgeſtopften Vögeln, auf denen die Blicke des Verſcheidenden mit Wohlgefallen ruhten. An dem Tiſche, wo die Wachskerzen brannten, und auf welchem ſich Schreibmaterial befand, ſaß ein junger Schreiber, der des Augenblicks zu harren ſchien, wo man ihn zu ſeiner Dienſt-

eistung auffordern würde. Sonst befand sich Niemand in dem nicht sehr geräumigen Gemach, über dessen Schwelle nun der Fremde leise, fast lautlos eintrat.

Der Sterbende bemerkte ihn sogleich, ja noch mehr, er ihn schien zu erkennen. „Ist das nicht ein alter Freund," rief er mit bewegter, wiewohl schwacher Stimme, „der dort kommt, um die letzten Augenblicke eines in Ruhe und Freudigkeit von der Welt Scheidenden mit seiner Gegenwart zu erfreuen?"

„Wahrlich ein Freund, mein Theurer" — entgegnete der Fremde — „aber sollten Sie wirklich Sich seiner noch erinnern?"

„O gewiß. Mir steht noch im Scheiden von der Welt Alles lebendig vor meinem Geiste, was ich in der Welt Bedeutendes kennen lernte und Bedeutungsvolles erlebte. Ihr Name ist Walter, wenn ich nicht irre. Unser letztes Zusammentreffen — es mögen nun zwei und zwanzig Jahre sein — knüpft sich an ein wunderliches Ereigniß."

„Ich weiß, mein Frennd," an das Verschwinden des jungen Doctors, des Literaten, den die Wasserfee raubte."

„Lassen wir ihn — er war der Natur geweiht; er mußte ihr verfallen. Aber Sie, mein Freund, kommen wohl nicht bloß, um den kleinen Ornithologen verscheiden zu sehen. Sie bringen, wie mich dünkt, einen wichtigen Aufschluß mit, Personen betreffend, die schon längst im Schooß der Erde schlummern."

„Sie meinen die unglückliche Herzogin von Braganza und ihre geraubte Tochter. Wohlan, ich bin im Stande, Ihnen nun den Räuber dieses süßen Mädchenleichnams zu nennen."

„Ich kenne ihn, mein Guter, ich kannte ihn längst. Nach meinem Ableben, das in dieser Nacht gewiß erfolgen wird, entdecken Sie ihn meinem vieljährigen Freunde, dem Director. Nunmehr aber lassen Sie mich mein Testament aufsetzen, denn es ist die höchste Zeit. Es wird etwas wunderlich klingen; aber hieß ich denn nicht die ganze Zeit meines Lebens über der wunderliche Marquis?"

Der Director, mit Mühe sein Erstaunen über die unerwartet-seltsame Erscheinung des Fremden unterdrückend, lud ihn zum Niedersetzen ein, und winkte dem Schreiber, sich an seinen Platz zu verfügen. Es entstand eine Pause voll andächtiger Stille, in welcher der sterbende Marquis seine Gedanken zu sammeln schien. Die goldne Repetiruhr des Marquis, ein Geschenk der liebenswürdigsten Dulderin aus dem Stamm der alten Bourbonen, repetirte die siebente Abendstunde. „Rücken Sie mir die Kissen etwas in die Höhe," sagte der Marquis — „und dann schreiben Sie wörtlich, was ich Ihnen dictiren werde."

Das Testament des Ornithologen.

Erster Artikel. Ich habe geglaubt, so lange mein mürbes Gebein auf dieser Erde wandelte, an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden; an Jesum Christum, seinen eingebornen Sohn, den Welterlöser, an den heiligen Geist, die wahre Einheit des Vaters und des Sohnes, der Gottheit und der Menschheit. Dieser Glaube ist mir Zeit meines Lebens nicht bloß als das Fundament alles Heils, sondern auch als der einzig-ewige Grundpfeiler aller Erkenntniß er

schienen. Darum will ich in diesem Glauben sterben, als ein in Wahrheit Glaubender und in Wahrheit Erkennender.

Zweiter Artikel. Ich habe unter allen Mächten, welche die Welt bewegen, als die wahrhaft höchste und wahrhaft einzige Macht den Geist erkannt; ich habe aber auch dies erkannt, daß den Geist zu erkennen die schönste Aufgabe für den Menschen ist, der selbst nur durch den Geist sein Dasein hat. Nicht also ist das Höchste das, was jener griechische Weise aufstellte: Sich selbst zu erkennen; sondern den Geist zu erkennen ist und bleibt das Höchste und Schwerste.

Dritter Artikel. Ich habe während meiner Lebenszeit, deren Jahre auf achtzig stiegen, erkannt, daß die Eitelkeit eine Wurzel größern Uebels ist, als der Geiz. Denn der Geiz stört nur das Lebensglück Einzelner; aber die Eitelkeit ist so vermessen, das reine Wesen des Geistes zu beschmutzen; sie betrügt die Menschheit, und verletzt sie an der Stelle, wo sie die Gottheit am verwundbarsten geschaffen hat. Die Eitelkeit verräth Alles, was im Himmel und auf Erden ist, für den schnöden Lohn der Eitelkeit, und weil sie nicht sündigen kann, ohne Geistiges zu verletzen, so ist sie die wahre Sünderin am heiligen Geiste, eine Sünde, für welche es im Jenseits keine Vergebung gibt.

Vierter Artikel. Ich glaube, daß es noch viele Male Abend und Nacht und Mitternacht werden wird bis zu jener Mitternacht, in welcher der Bräutigam kommen wird; dann glaube ich, daß es 999 Millionen Menschen an Oel gebrechen wird für ihre Lampen.

Fünfter Artikel. Ich glaube, daß jede, auch

die ſtärkſte und weihevollſte Menſchennatur ſich in Wahnſinn verlieren kann, und glaube, daß es einen Wahnſinn gibt, der wirklicher wahrhaftiger Wahnſinn iſt, ohne die Form und den Schein des Wahnſinns an ſich zu tragen. Dieſen Wahnſinn findet man nicht in den Tollhäuſern; aber man findet die Spuren von ihm in den herrlichſten und weihevollſten Werken des Menſchengeiſtes. Am meiſten wühlen ſich die Wurzeln dieſes tiefnächtigen Wahnſinns ein in unſre jammervoll-gebrechliche Zeit, welche von eitlen Thoren mit Stolz die moderne genannt wird. Dieſe Thoren ſchützt ihre Thorheit, ihre öde Gemüthsflachheit freilich für immerdar vor den Angriffen jenes dunklen Geiſterwahnſinns; denn nur im Denken kann ſich ja der Gedanke verirren, nur da, wo Geiſt iſt, kann er verblaſſen. In wie weit aber der Wahnſinn in unſeren Tagen und ſtündlich die tiefen und edlen Geiſter bedroht, dieſes Inwieweit kann nicht die jämmerlich zerriſſene Gegenwart, nur eine ferne Zukunft, welcher der Bräutigam näher ſteht, kann es ermeſſen.

Sechſter Artikel. Ich habe erkannt, daß es in der wüſten gährungsvollen und doch gedankenträgen Zeit einſame Geiſter gibt, über deren Häuptern ſich die Schreckniſſe zuſammenziehen, in deren Seelen ſich die Aengſte und Qualen häufen, welche eigentlich jene Thoren erdulden mußten, die als Affen der Zeit alles Geiſtige, was in ihr ruht, durch Nachäffung entſtellen. Ich habe erkannt, daß es Zeit iſt, daß die Zeit ſich rüſte, jene einſamen Geiſter, die ſie immer ſchnöde verkannt hat, anzuerkennen und zu ehren, oder lieber zu verehren. Denn nur der einſame Geiſt erſchafft und ge-

ſtaltet das Große und Herrliche. Ein Geiſt, der nicht einſam zu ſein vermag, der ſich immer auf dem ſchalen Markt des Lebens umhertreibt, ein ſolcher iſt ein ſchlechter, ein flauer Geiſt, eine Geiſtesſternſchnuppe, welche vor dem Lichtglanz der ſpäteren Tage bald erlöſchen muß. An ihrer einſamen Kraft, an der Kraft ihrer Einſamkeit ſollt Ihr die wahrhaftigen Geiſter erkennen und ihre Thaten prüfen.

Siebenter Artikel. Ich habe gefunden in meinem langen Leben, daß es ausgeſtopfte Menſchen gibt, wie ausgeſtopfte Vögel. Aber die ausgeſtopften Vögel ſind die leibhaften Ebenbilder der lebendigen, und ſtellen in ihrem ſtarren entſeelten Zuſtande noch immer die Schönheit der Natur und die ſchöpferiſche Macht des göttlichen Geiſtes dar, der in der Natur glorreich lebt und waltet. Aber die ausgeſtopften Menſchen ſind weder menſchliches noch göttliches Ebenbild, und wenn ſie etwas darſtellen, ſo iſt es nur die Schande der Zeit, welche eine ausgeſtopfte Puppe für etwas Lebendiges nimmt. Wenn ſechs ſolche ausgeſtopfte Menſchen zuſammenkommen und ſich's gar einfallen laſſen, ſechs ausgeſtopfte Bücher zu ſchreiben, ſo trauern die Literaturgötter und laſſen es drei Tage lang regnen.

Achter Artikel. Ich habe erkannt, daß die Natur eine Unendlichkeit des Troſtes und der Freude in ſich birgt, daß das allerbitterſte Leid, ja das Schuldbewußtſein ſelbſt in ihr ſeine Beruhigung zu finden vermag. Aber nur dasjenige Gemüth kann dieſe Labung empfinden, welchem der Geiſt von Anbeginn die Naturweihe nicht verſagte. Der Menſch, der das Un-

glück hat, nichts zu ſein als nur ein ſpitzes Weſen, kann weder die Größe der Natur anſchauen, noch ihre Offenbarungen ergründen, noch ihres Friedens theilhaftig ſein.

Neunter Artikel. „Wie wir bei den Pflanzen finden, daß ihr Höheres, die ausgebildeten Blüten und Früchte, auf dem Stamme gleichſam eingewurzelt ſind und ſich von vollkommneren Säften nähren, als ihnen die Wurzel zuerſt zugebracht hat; wie wir bemerken, daß die Schmarotzerpflanzen, die das Organiſche als ihr Element behandeln, an Kräften und Eigenſchaften ſich ganz vorzüglich beweiſen: ſo können wir auch die Federn der Vögel in einem gewiſſen Sinne mit den Pflanzen vergleichen. Die Federn entſpringen als ein Letztes aus der Oberfläche eines Körpers, der noch viel nach Außen herzugeben hat, und ſind deswegen ſehr reich ausgeſtattete Organe. Die Kiele erwachſen nicht allein verhältnißmäßig zu einer anſehnlichen Größe, ſondern ſie ſind durchaus geäſtet, wodurch ſie eigentlich zu Federn werden, und manche dieſer Ausäſtungen, Befiederungen ſind wieder ſubdividirt, wodurch ſie abermals an die Pflanzen erinnern. Die Federn ſind ſehr verſchieden an Form und Größe; aber ſie bleiben immer daſſelbe Organ, das ſich nur nach Beſchaffenheit des Körpertheiles, aus welchem es entſpringt, bildet und umbildet. Mit der Form verwandelt ſich auch die Farbe, und ein gewiſſes Geſetz leitet ſowohl die allgemeine Färbung, als auch die beſondere, wie ich ſie nennen möchte, diejenige nemlich, wodurch die einzelne Feder ſcheckig wird. Dieſes iſt es, woraus alle Zeichnung des bunten Gefieders entſpringt, und

woraus zuletzt das Pfauenauge hervorgeht. — Das Gefieder der Vögel ist allfarbig, doch im Ganzen das Gelbe, das sich zum Rothen steigert, häufiger als das Blaue. Die Einwirkung des Lichtes auf die Federn und ihre Farben ist durchaus bemerklich. So ist z. B. auf der Brust gewisser Papageien die Feder eigentlich gelb. Der schuppenartig hervortretende Theil, den das Licht bescheint, ist aus dem Gelben in's Rothe gesteigert. So sieht die Brust eines solchen Thiers hochroth aus; wenn man aber in die Federn bläst, erscheint das Gelbe."

Zehnter Artikel. „Alles Lebendige strebt zur Farbe, zum Besonderen, zur Specification, zum Effect, zur Undurchsichtigkeit bis in's Unendlichfeine. Alles Abgelebte zieht sich nach dem Weißen, welches als die vollendete reine Trübe noch der unorganischen Materialität angehört, zur Abstraction, zur Allgemeinheit, zur Verklärung, zur Durchsichtigkeit."

Eilfter Artikel. In der Naturforschung ruht ein Uebermaaß von Freude, von geistigem Genuß und tiefster Geistesberuhigung. Der Geist des Naturforschers gehört zu den friedseligen Geistern im wahren Sinne des Worts. Woher das kommt? Weil sein Gegenstand das reine Object ist, aus dessen auf- und niederschwebenden Gestaltungen ihm die ewige Sonne des Unwandelbaren entgegenleuchtet; die Sonne des ewigen Gottesgeistes, das rein Gegenständliche, dessen unendlich erschlossene und sich verstreuende Mannigfaltigkeit immer wieder zurückkehrt zu der Form des Einen, zurückströmt in den Brunnquell der Idee, aus dessen durchsichtiger kristallheller Tiefe Gottes Auge selber blitzt. So wohnt

der Naturforscher, der wahrhaft Forschende, ewig bei der Gottheit, ist ewig in ihrem Himmel aufgenommen. Ich kann mir keinen Naturforscher denken, der nicht bis zur Gottheit dränge. Eine oberflächliche Naturbetrachtung mag es geben können; eine oberflächliche Naturforschung wäre ein Unding, ein Unvorstellbares, weil in der Forschung selber schon die Tiefe gegeben ist. Und so gälte dann für die Natur dasselbe, was Baco (ein Geist, welcher die empirische Methode nie aus dem Auge verlor) von der Natur sagt: Obiter tractata a Deo removet, penitus exhausta ad eundem reducit. Aber Millionen Menschen lassen sich in ihres Unverstandes dünkelhafter Bescheidenheit den Wahn nicht rauben, daß die Natur, der Kern der Natur, unergründlich sei. Dies sind aber alsdann jene armen Sünder, die der Geist Gottes für ihren trägen Wahn dadurch straft, daß sie nimmer etwas von der innigen Freude an den Offenbarungen der Natur erleben, und wenn sie auch Jahrhunderte alt würden.

Zwölfter Artikel. Wie tief, wie unaussprechlich tief die Poesie in der Natur wurzelt, dies sehen unsre Modernsten nicht ein, davon haben sie keine Ahnung. Darum gibt es auch unter unsern Modernsten so wenige Dichterseelen. Es mögen wohl unter ihnen manche Reichbegabte sein, und die auch mit der Anlage zur Dichtung geboren wurden; aber die Societät hat sie früh dahingenommen, der schale Weltlauf mit seinen verschabten Zuständen und poesielosen Richtungen hat ihre ursprüngliche Kraft durch die Macht der Eitelkeit gebrochen, und aus denen, die der Geist hin-

länglich begabt hatte, um ein Höheres, wo nicht das Höchste der Dichtung zu erstreben, nichts weiter gemacht, als müßige Herolde der Zeit, deren eitles Schriftstellerthum es nur so weit bringt, den kranken Interessen der Zeit zu fröhnen, anstatt vom kerngesunden Geist der Poesie freudig und kräftig zu zeugen. Und diese Begabten, wer will es leugnen, daß sie ihre poetischen Momente haben, daß sie Einzelnschönes hervorbringen, daß in ihnen die Ahnung des Edleren schlummert und die Sehnsucht nach diesem? Aber Dichter zu sein — nein, ein weit andrer Beruf ist dies, ein weit andres Streben! und Dichterseelen — o wie ganz anders kündigen sie sich an, als diese! — —

Dreizehnter Artikel (der längste und traurigste). Wir kennen alle den Mythus vom Ganymed, welchen Zeus, der Olympische, zu sich hinaufzog an seine breite Götterbrust. Einst war die Poesie ein solcher Ganymed. Niemand fordre, daß dies Einst als Wann und Damals näher bezeichnet werde. Wer nur einmal im Haine der Dichtung gewandelt ist, sei es auch im Traum, in der Weinglut oder im wollüstigen Liebeszittern gewesen, der wird wissen und erkennen, daß es einst ein solches Einst gegeben. Damals schritt die Poesie wie ein heiterer herrlicher Jüngling mit vollem Haar und offnem Busen für den einwühlenden Morgenwind, mit glühendem suchenden Auge durch die Gefilde hin, schiffte über Seen, durchstrich dunkler Wälder Nacht, bis sie auf ihrem heiligen Berge Zion nicht ermattet, sondern freudig anlangte. Dort breitete der Jüngling seine kräftigen Arme aus, beg den ambrosischen Leib ver- und aufwärts,

nicht wie Vestris und Taglioni, wenn ſie ein Balancé riskiren, ſondern wie der Adler, der ſeine breiten Schwingen über der lauen und blauen Luftſchicht entfaltet. Verlangend blickte er hinauf nach den goldenen Wolken, der Wohnung des Donnerers, nicht zweifelnd, ſondern gewiß und froh, daß ſie ſich öffnen würden, und Abſchied nahm er, den letzten, von der Erde in feierlich-heiterem Geſange und Hymnus, und was er verließ, war nicht die kalte, feuchte, dunkle Erde, vor der einem graut, ſondern das farbengrüne ſonnige Irdiſche, das man auch in dem ewigen Himmel nicht vergißt. Und in dieſem Abſchiednehmen öffnete ſich ſchon die blaue goldne Wölbung, und Zeus ſandte ſeinen Adler — die Poeſie war bei dem Vater:

Wirſt Du in meinem Himmel mit mir leben?
So oft Du kannſt, er ſoll Dir offen ſtehn!

Das war damals. Es gibt aber auch ein Jetzt der Poeſie. Dieſes Jetzt zu erkennen, dazu diene folgende Stelle aus dem Buche eines Gottes:

„Ich ſtand einmal" — ſo ſchreibt der Poet — „in dem Vorzimmer eines Miniſters. Die Thür öffnete ſich, und der gnädige Wink des Kammerdieners rief mich zu dem allmächtigen Manne hinein. Man kennt unſre Miniſter nicht, wenn man glaubt, der Mann habe mich zur Treppe hinunterwerfen laſſen — Er beſaß Geduld genug, mich anzuhören; ja er ging noch weiter und wollte meine Fähigkeiten für die Sache gewinnen, die ihm beſſer ſchien. Ich war damals jung, hörte mit Andacht auf die Lehren, die dem beredteſten

Munde entflossen und schied mit gebrochenen Flügeln, gestutztem Kamme, jede einzelne Stufe der Treppe zählend. Der Concierge zieht den Thürdrücker auf; ich stehe auf der Straße und schöpfe endlich wieder freie Luft. Die Milchverkäufer riefen ihre Sahne aus; die Sandhändler streuten dem Vorübergehenden mit heller Stimme Sand in die Ohren; Carossen flogen über das funkensprühende Steinpflaster; ein Tuchhändler reichte seinem Kunden mit freundlicher Miene eine Prise; ein Industrieritter suchte in seinen Rocktaschen und fand nur ein ungeheures Loch darin; zwei Hunde untersuchten wechselseitig, zu welchem Geschlecht sie gehörten, und ein freundliches Mädchen rief hinter einem Fensterverhang den einen zu sich hinauf; eine weißbauchige Schwalbe schoß an den Häusern blitzschnell vorbei; ein Mann trug etwas Verdecktes unter dem Arm; die Straßenrinnen waren alle mit Gras bewachsen, die Häuser hatten jedes seine Nummer auf einem blauen Schilde; ich hatte einen Hut auf dem Kopfe, und an der linken Zehe drückte mich der Schuh, und unter dem rechten Arme war mir am Rocke die Naht etwas aufgerissen. Ich kaufte mir ein Bund Eckposen und ein Buch unbeschnittenes Papier und zwei Orangen und einen neuen Uhrschlüssel, weil ich den alten gestern verloren, und hundert Zündhölzer für mein Feuerzeug, und eine Reitpeitsche, und einen Monat später schickte ich an Herrn Campe in Hamburg meine Narrenbriefe."—

Und dies wäre denn der poetische Ganymed von heute. Wie anders sieht er aus als damals! Er hat keine Gesänge, lebendig und gesund, um freudig Abschied

zu nehmen von der Erde; er hat nur eine Reitpeitſche. Er hat keine Bruſt voll wahrhaftiger Sehnſucht; er hat nur die Taſche, worin zwei Orangen. Er hat kein voll-bewegtes überreiches Herz, das auch dem höchſten Gott des Himmels zu genügen vermag; er hat nur Eckpoſen und einen Uhrſchlüſſel — einen Uhrſchlüſſel, um zu ſehen, wie lange es noch dauert, bis das Weltall ohne Gott ſei. Armer Ganymed! Ich ſehe Dich wandeln über die Poſt-ſtraße und über den Mühlendamm; ich ſehe Deinen ſteifen abgelebten Schritt, ich ſehe das junge Alter Deiner entmarkten Züge; ich ſehe Deine feine Cravatte, Deine leidlichen Manſchetten, Dein zierliches Backenbärtchen, und ich weine darüber, daß in ihm kein freudigeres Geſicht ſteckt; ich ſehe auf Deine ſilberbrokatne Weſte, aber ich vermiſſe da die goldne Glut, von welcher Heine einſt ſang, daß ſie ihm das Gilet durchbrenne; ich ſehe auf das Papier, das Du unter dem Arme trägſt, ich kenne ſeine Beſtimmung; ich weiß, daß nur acht Tage dazu gehören, um es beſchrieben zu machen (denn, Ganymed, Du beſitzeſt Geiſt!); ich weiß ferner, daß Du es zeitig genug an den Mann bringen wirſt, der Dir ſo viel dafür zahlen wird, als hinreicht, Dich auf eine neue Novelle zu beſinnen. Das iſt gut und ſchön; aber wenn Du, lieber Ganymed, nur nicht mit ſolchem Thun dem Teu-fel Deine Seele verbrieftſt! Du gewinnſt Geld, aber was ſoll Dir das Geld? Haſt Du nicht ſchon ohnedies zu dünne Beine und ſchwächliche Waden? Du gewinnſt Ehre. Was iſt Ehre? Ein Leichenſtein. Nein, mehr als ein Leichenſtein, ein Vampyr iſt ſie, der Dir Dein Herz-blut trinkt. Was hilft Dir die Verlängerung eines ſo

unerſprießlichen irdiſchen Daſeins? Endlich mußt Du doch den Qualm der Städte, Deinen Schreibtiſch, Deine Weinſtube, Deine Theaterloge verlaſſen und fortpilgern nach dem Berge des Maha Guru; denn Du haſt ja doch auch ein Herz, ein Gefühl für Ewiges und für den alten Kreniden, deſſen Liebesruf Dir durch das Morgengewölk herabtönt. Und ſo pilgerſt Du durch blühende Gefilde hin nach Deinem heiligen Berge; aber die Blüte dieſer Gefilde iſt Dir nichts als eine ewige Wüſtenei. Du ſchiffſt hinüber über das Wellenkühl der Seen, gleich dem alten Ganymed; aber es kühlt Dich nicht, es freut Dich nicht, denn Dein Dichten, Glauben, Lieben und Hoffen iſt geſtorben. Du bekommſt auf dem ſchwankenden Nachen die Seekrankheit und mußt vomiren. Endlich ſtehſt Du ermattet, halbentſeelt, zuſammengeſunken bis in Deine knöchernen Knie auf dem Ararat Deiner Hoffnung. Aber wie ſtehſt Du dort? Wie Maha Guru, wie der unglückliche Dalai Lama. Siehe, wie lieblich bricht das Morgenroth im Oſten herauf, röther und röther dann bläſſer und bläſſer, zur hellen Sonne werdend, und, dann wieder in den uralten Weſten ſich tauchend mit noch purpurfarbnerer Glut! Siehe, wie lieblich kühlt Dich der Morgenwind, ruft nach Dir aus dem Blütenthal die Nachtigall! Haſt Du noch Gefühle — o aus allen Poren Deines welken Leibes müſſen ſie hinaus- und hinaufſtrömen bei dieſem Liebesſeufzer. Aber umſonſt! Du kannſt nicht rufen: Ich komme! nur ſehnſüchtig ächzen: Wohin, ach wohin?

Und kein Dahin öffnet ſich Dir jemals; denn erinnre Dich, daß Du Maha Guru ſelber biſt. In der That bindet Dich nur noch ein leiſes Athmen an die Erde; deine Seele möchte den Weg zur Unſterblichkeit hinaufſchweben; aber ewig muß ſie zurückſchweben in ihren irdiſchen Sitz, der, obwohl verwelkt, zermorſcht, elend und krank, doch nimmer zuſammenſtürzt; denn der Erdgeiſt

mit ſeinem Rechte ſiegt. Die Götter ſitzen im Glanz ihrer Herrlichkeit und winken dem jungen Greiſe; aber einer ſendet ſeinen Adler, Dich hinaufzutragen. Alle Genien des Himmels ſtehen in weißen Kleidern mit Palmen in den Händen und großen Seligkeiten — es bedarf nur des letzten Athemzuges — aber die ſchwächlichen Lungen ſind zu zähe, und kein Athemzug will der letzte ſein. —

Vierzehnter Artikel. Auch ich war in Paris. Paris iſt und bleibt doch die Wunderſtadt, die jedes Gemüth nach ſeiner Weiſe auffriſcht und aufregt. Es iſt aber dennoch mit dieſer Aufregung etwas Eignes. Es muß ihr doch ſo viel Zerſtreuendes einwohnen, daß die Aufgeregten den rechten wirkſamen Geſichtspunct verlieren. Paris zu ſchildern iſt vielleicht ſchwieriger als irgend einen andern Platz der Welt. Nach Novitäten kann uns in einem neuem Buch über die capitale du monde nicht gelüſten. Denn wie es in Paris hergeht, wie man dort lebt, was man dort zeigt, wie Straßen, Plätze und Häuſer ausſehen; dies Alles kann ein Menſch, der ſich Paris nur auf fünf Meilen genähert, ſo genau erfahren, als ob er ſeit Jahren darin gewohnt hätte. Vielmehr kommt bei einer Darſtellung ſolchen Orts und Lebens Alles auf Einrahmung und Auffaſſung an. Und hier iſt der Punct, bei welchem man oft über den geiſtreichſten Beobachter erſtaunen muß. Ihr beobachtenden Dichter, warum gebt Ihr uns nie das innerſte Lebensmark, das wahre eigenthümliche Weſen der zahlloſen poetiſchen Plätze jener Stadt zu vernehmen? Warum ſtudirt Ihr nicht in langer geprüfter Anſchauung ſolche tiefſinnige Localitäten wie Notre Dame, wie Père la Chaise, wie das Palais Richelieu, wie die Morgue, wie St. Sulpice, Bicêtre u. ſ. w.? Warum gebt Ihr uns nicht all' die feinen Unterſchiede der welthiſtoriſchen Boulevarts, Ihr Leute, die Ihr vorgebt, ſo objectiv die Welt zu durchreiſen? Warum gebt

Ihr uns keine vergleichende Anatomie der Pariser Gefängnisse? Warum kein Stillleben aus den zurückgezogenen Kreisen seiner Familien? Ein einziger deutscher Schriftsteller der modernen Zeit gab ein solches Stillleben, und stellte es dar mit tragischer ergreifender Gewalt. Ihr Pariser Fremdlinge tischt uns ewig das alte Lied auf von Ludwig Philipp, und daß dieser nicht so schlimm sei als er aussieht, von den Büsten Napoleon's, deren Zahl Legion ist, von der Deputirtenkammer, von Thiers, von den polnischen Flüchtlingen, von den Salons und Soiréen, von Glacéehandschuhen, Estaminets, Omnibus, Restaurants, von Janin und dem Marschall Soult, von Heine und der Ausstellung, von den Grisetten und der Herzogin von Orleans. Aber erinnert Euch, daß dies Alles noch nicht Paris, noch nicht der wahrhaftige Geist dieser Stadt ist. Diese Aeußerlichkeiten sind kein Inneres; diese Ausstellungen verstecken Frankreich, und diese Badaisen verbergen das Heiligere, was darunter ist. Wir haben viel, ach viel zu viel von diesen Steinen und hohen Palästen gehört; aber zu uns gesprochen haben sie leider nur wenig. Es ist eine große, eine schwere Kunst, Mauern, Straßen und Gefilde reden zu lassen; aber doch muß man sie zum Reden bringen, denn in ihnen liegen die Keime eines großen Verständnisses. — Aber die Flauheit der heutigen Weltbetrachtung erfaßt Alles, nur nicht den Gedanken.

Funfzehnter Artikel. Ich vermache mein Cabinet ausgestopfter Vögel weder an einen Gelehrten noch an ein Museum, noch als naturhistorisches Anhängsel an eine Universitätsbibliothek. Meine Vögel sollen im Irrenhause bleiben. Hier soll ihnen ein eignes Zimmer eingeräumt werden, wo man sie ritualiter aufstellen kann. Fremden von Verstand sowohl, als den Wahnsinnigen soll es frei stehen, sie in Augenschein zu nehmen, in ihrer Gesellschaft einige belehrende Stunden

zuzubringen; nur sollen die Wahnsinnigen nicht die Befugniß haben, meine Vögel zu betasten. Sollte jedoch einst ein Ornitholog als Zögling in diese Anstalt aufgenommen werden, so soll ihm verstattet sein, drei Vögel aus meinem Cabinet mit in seine Clausur zu nehmen. Vielleicht, daß er dadurch wieder zu seiner Vernunft gelangt. —

Sechzehnter Artikel. Man hat den Marquis d'Oiseau während seines Lebens für einen begüterten Mann gehalten; er war es keineswegs. Den größten Theil seiner Glücksgüter raubte ihm das Geschick; einen andern Theil opferte er gern und willig der Wissenschaft, der Naturforschung, der Poesie, geistige Mächte, die ihm in seinen späteren Jahren einen so hohen Genuß gewährten. Sein ganzer Nachlaß wird bestehen aus seinen nicht bedeutenden Sammlungen, einigen Kostbarkeiten und der Summe von eintausend Louisd'or in Golde. Für die letztere Summe, die man in seiner Chatoulle finden wird, soll man seinem Gedächtniß eine Capelle stiften; in dieser Capelle soll man seinen Leichnam beisetzen, der bei seiner Kleinheit und Skeletartigkeit den Besuchenden sicherlich keine üblen Ausdünstungen bereiten wird. Eine ewige Lampe soll in der Capelle unterhalten werden, und ein kunstgeschickter Maler soll mit Arabesken und all' den Vögelgestalten, die sich in des Marquis Sammlung finden, die Capelle ganz und gar verzieren. Man soll sie die Capelle des Ornithologen nennen, und außer jenen Frescobildern der Vögel sollen sie noch alle diejenigen Gemälde schmucken, womit der Marquis bei Lebzeiten sein Wohnzimmer verzierte. Kein Wahnsinniger soll dies der Naturforschung und der Erinnerung geweihte Heiligthum betreten; doch soll man vier antikgearbeitete Lehnsessel darin aufstellen, um die fremden Besucher, die sich eine Freude machen, in dem kleinen Heiligthum zu weilen, aufzunehmen. Auch über

Nacht in demſelben ſich aufzuhalten, kann einem Dichter, einem Naturforſcher, oder einem Künſtler geſtattet werden. Doch darf dieſe Perſon alsdann keinen Geſellſchafter bei ſich haben.

Siebzehnter Artikel. Man wird unter meinen nachgelaſſenen Effecten eine Büſte der Herzogin von Braganza, ſo wie auch ein Miniaturgemälde ihrer Tochter, der ſchönen Arabella, finden. Dieſe beiden werthvollen Stücke ſollen gleichfalls in der Vogelcapelle eine paſſende Stelle finden.

Achtzehnter Artikel. Ich ernenne den Räuber des Leichnams der ſchönen Arabella, der ſich nach meinem Tode dafür ausweiſen wird, nicht allein zu meinem Teſtamentsvollſtrecker, ſondern ich vertraue ihm auch den Aufbau und die innere Ausſchmükkung meiner Capelle an. Ich weiß gewiß, daß mich mein Vertrauen in dieſe allen andern Menſchen außer mir unbekannte Perſon nicht täuſchen wird; denn wenn der Genius der Dichtung ſelbſt uns zu täuſchen vermöchte, ſo wäre Alles, was iſt, eitel Trug und Lug, und die Gottheit ſelbſt, die Hochheilige, wäre dann eine Lüge. Fiat igitur voluntas tua et mea!

Neunzehnter Artikel. Ich habe in meinem ganzen langen Leben, das der Erinnerung, der Dichtung und der Forſchung geweiht war, nur ein einziges Gedicht verfaßt und niedergeſchrieben. Sein Inhalt dünkt mich werth, der Vergeſſenheit zu entgehen, und ich will es deshalb dem 19ten Artikel meines Teſtamentes einverleiben. Es führt den Titel: Dichters Kreuzigung*).

*) Anmerkung. Es ſcheint, als verließe hier unſern ſterbenden Freund ſein Gedächtniß. Denn ein wiſſentliches Plagiat zu begehen und dem armen verunglückten Jordanus ſein Opus ſtreitig zu machen, dazu ſcheint der ſchätzbare Ornitholog nicht fähig. Wer mag wiſſen, wie die Sache zugeht! Vielleicht macht ſich der Dämon der Poeſie hier ein Quiproquo-Späßchen, welches den Leſer, der auf Dichternachtwegen ſchreitet, nicht befremden darf.

Blick' auf, o Welt! Ein Kreuz ist aufgerichtet,
Und an dem Kreuze hangt des Dichters Seele;
Ein Golgatha von Schädeln ist geschichtet,
Sich wölbend über finstrer Grabeshöhle.

Blick' auf, o Welt, und schau' die Nägelmale,
Und seh' der Seele Schattenlaub erzittern,
Sich angstvoll lösen von dem Erdenthale,
Auffahren unter Sturm und Ungewittern!

Bald wird der Sonnenball den Schein verlieren,
Dann trauft das letzte Blut aus den fünf Wunden;
Dann wird der Erdgeist seine Flammen schüren,
Und Firmament wird sein in Nacht verschwunden.

Noch aber ist der Vorhang nicht zerspalten,
Der Tempelbau beginnt erst hin zu wanken.
Hoch kreisen noch der Rahen Nachtgestalten;
Das sind die schmerzerfüllten Gottgedanken.

Du, welche trägt der Menschenalter Sünde,
Du, Seele, zitterst noch im Todeskrampfe.
Deckt, Auge, Dich noch nicht des Todes Binde?
Wornach noch dürstest Du im Scheidekampfe?

Du dürstest nach der mater dolorosa,
In deren Liebesbusen Schwerter dringen;
Auf ew'gen Mitleidsflügeln der Maria
Verlangst Du, Seele, Dich emporzuschwingen.

Du dürstest nach des Liebesjüngers Nähe,
Daß er, Blut weinend, Kreuzesstamm umwinde;
Du dürstest nach dem heil'gen Doppelwehe,
In dem der Schmerz der Welt sein Echo finde.

So heißt Du sterbend noch? O schließe, schließe,
Göttlicher Dulder, Dein umstortes Auge,
Und aus der speerdurchbohrten Seite fließe
Der letzte Tropfen, den der Zelten sauge!

Am Fuße Deines Kreuzes knien keine,
Kein Schweißtuch sammelt Deines Blutes Rosen;
Auf Golgotha bist Du der einzig Eine,
Ein Sterbender, in wüste Luft verlosen!

Ein Himmelreich, das brachtest Du hernieder;
Flugs auf in's Paradies, Du hast's erworben.
Nacht wird's, der Donner kommt auf Sturm's Gefieder;
Verzweifle, Welt, Dein Heil'ger ist gestorben.

Als der Marquis mit krampfhaft-erhöhter Stimme die letzten Worte dieses seines einzigen Gedichts ausgesprochen hatte: Verzweifle Welt, Dein Heil'ger ist gestorben — entstand in dem Sterbezimmer eine plötzliche Todtenstille. Der Marquis war, erschöpft von der Anstrengung des Dictirens, in die Kissen zurückgesunken. Bleich, mit geschlossenen Augen, mit vor sich hingestreckten Händchen lag er da. Es schien, als wäre er mit dem Schlußworte selbst zu einer Leiche geworden, zu einer spaßhaften kleinen Miniaturleiche, mit welcher die Kinder spielen.

Der junge Schreiber, an excentrische Ereignisse nicht gewöhnt, erblaßte und ließ vor Schreck die Feder fallen. Der Director erhob sich und rief mit gedämpfter Stimme: „Er ist todt!" — „Still!" sagte der Fremde mit Energie, „bleiben wir ganz still; ich weiß gewiß, daß er noch nicht gestorben ist. Er schlummert nur."

Der Director sah nach seiner Uhr. Es war gleich die zehnte Stunde. Das Dictiren hatte lange gedauert, da der Marquis vermöge seiner großen Schwäche ganz langsam und in langen Zwischenräumen gesprochen hatte. „Wir werden lange warten müssen auf sein Erwachen," sagte der Director ironisch.

„Sein Sie ganz unbesorgt," erwiederte der Fremde, „ich werde Recht behalten." — Und so war es. Der Marquis schlummerte eine volle Stunde; mit dem Glockenschlag eilf erwachte er.

„Ich bin," ſagte der Marquis," nun völlig vorbereitet, der Erde, auf welcher ich ſehr unglücklich, aber auch ſehr glücklich war, Valet zu ſagen. In wenig Minuten werde ich im Jenſeits ſein, deſſen Wie? mir ſelbſt in meiner Todesſtunde keine Sorge macht. Eine einzige Bitte wünſche ich aber noch erfüllt zu ſehen. Laſſen Sie, Director, die vier wahnſinnigen Muſiker mit ihren Inſtrumenten in's Vorzimmer treten, und mit leiſer Dämpfung jene Melodie ſpielen, die der Aelteſte von ihnen in dem Augenblicke gedichtet hat, wo ſein Geiſt von ſeiner Vernunft Abſchied nahm. Zu den leiſen Tönen dieſer Muſik ſollen Sie, mein guter Walter, mir die Worte aus Calderon's Tragödie (Sie wiſſen ſchon, welche ich meine) langſam, ganz langſam, aber vernehmlich recitiren. Unter dieſen Klängen, und von dieſem Dichterſeufzer begleitet, ſoll meine Seele hinüberwallen in's dunkle Land, von wo kein Wanderer wiederkehrt. Auf Flügeln heiliger Empfindung und noch heiligeren Gedankens will der Geiſt des kleinen Cenithologen der Erde entſchweben." — Der Director entfernte ſich, um den Wunſch des Marquis zu erfüllen, und bald hörte man die gedämpften Tritte der vier Muſiker draußen im Vorzimmer. Jetzt begann ein leiſes, wundervoll harmoniſches Präludium; es war, als ob Engelchöre ſich vernehmen ließen. Der Marquis lag ſtill mit geſchloſſenen Augen; noch athmete ſein Herz; noch lauſchte ſeine abſchiednehmende Seele in ſchon verklärter Verzuckung den beſeligenden Tönen. Nun ging das Präludium in einigen weichen Mollaccorden zu der einfach erhabenen, langſam, feierlich fortſchreitenden Melodie ſelbſt über, und jetzt trat der Fremde an das Lager des Sterbenden, faßte deſſen vertrocknetes Händchen, und ſprach laut und feierlich, mit kunſtvollſter Anſchmiegung an den langſamen Rhythmus der Muſik jene tiefſinnigen, zukunftahnungsvollen Worte:

„"

Was ist Leben? Trug der Sinne.
Was ist Leben? Eitler Schaum,
Ein Verblühen beim Beginne,
Ein Phantom, ein Schatten kaum.
Wenig kann das Glück uns geben,
Denn ein Traum ist unser Leben,
Und die Träume selbst sind Traum.

Die Stimme des Redners schwieg; die Melodie der vier Musiker verhallte; **der Marquis war gestorben.**

„Jetzt, mein Herr, ist er wirklich todt," sprach der Fremde zu dem Director; „und nun lassen Sie mich einen Augenblick mit dem Todten allein. Mittlerweile haben Sie die Güte, einige Spezereien zur Räucherung zu besorgen. Sobald ich schelle, bitte ich Sie, wieder heraufzukommen."

Der Director entfernte sich mit dem Schreiber. Eine Viertelstunde mochte inzwischen verflossen sein; da schellte es. Der Director erschien auf den Ruf des Glöckchens im Todtengemach mit den Spezereien. „Treten Sie herzu an's Todtenbett!" sprach der Fremde. „Blicken Sie hin! Wie wird Ihnen zu Muthe?"

„Heiliger Gott!" rief der Director, nachdem er einen Blick auf das Sterbelager geworfen hatte — „wo ist der Leichnam?"

Der Leichnam des Marquis d'Oiseau war verschwunden.

„Mein Freund," sprach jetzt der Fremde zu dem ganz erschütterten Director, „Sie erkennen nun an dieser neuen That **den Räuber der Hülle Arabellens.** Forschen Sie nicht weiter, sondern glauben Sie, daß es mehr Dinge gibt im Himmel und auf Erden, als die sind, von denen Eure Schulweisheit träumt.

Es gab einen Mann auf Erden, der das Weſen der Dinge erforſcht hatte. Dieſer Eine iſt jetzt vor Ihren Augen geſtorben. Eben darum fragen Sie nicht, wo ſeine verwesliche Hülle hingekommen. Nicht Allen iſt es gegeben, die Gottheit zu ſchauen. Ich überantworte Ihnen hier den Schlüſſel zu der Capelle des Ornithologen. Sie iſt bereits ganz nach dem Willen des Verblichenen eingerichtet, und Sie ſollen ihr Hüter ſein. Befolgen Sie genau die im Teſtament verzeichneten Vorſchriften. Ich füge dieſen Vorſchriften noch eine hinzu: Laſſen Sie die Gebeine der vor zehn Jahren hier verſtorbenen Herzogin von Braganza anſtatt der Ueberreſte des Ornithogen in der Capelle beiſetzen, damit das Haus der Erinnerung auch von Jemandem bewohnt werde. Und nun, auf Nimmerwiederſehn, leben Sie wohl!"

Ehe der Director ein Wort zu erwiedern vermochte, war der Fremde verſchwunden.

Noch ſteht auf jenem wüſten Brandenburgiſchen Sandberge unweit des kleinen Städtchens — ow, rings von niedrigem, blau und ſehnſuchtig blühenden Kartoffelgewächs umgeben, das öde finſtre Gebäude, die unheimliche Behauſung derer, die im Nebel, im mitternächtlichen Dunkel des Wahnſinns ihr verlornes Selbſt, das Perlenkleinod ihrer Vernunft ſuchen; noch öffnet derſelbe alte Pförtner den wenigen Fremden, die hier einſprechen, das Thor; noch wandelt in den Buchengängen des halbverwilderten Gartens die abenteuerliche Geſtalt des perſonificirten Naturgeiſtes, ci-devant Herzogs von Mente-

bello — aber ein neuer Director regelt jetzt das Leben und die Beschäftigungen der Wahnsinnigen und zeigt den fremden Besuchern ihr vielgestaltiges Treiben und Leiden; ein neuer Director bewahrt jetzt den Schlüssel zu der „Capelle des Ornithologen;" denn der alte ist — selbst wahnsinnig geworden.

Gedruckt bei Fr. Kaufmann in Leipzig.